Opp. 577 P/-2

48|1267|3

Friedrich Weisser's

neue

Sammlung

auserlesener prosaischer

Schriften.

Zweyter Theil.

Augsburg und Leipzig,
in der v. Jenisch- und Stage'schen Buchhandlung.
1827.

Wb/72/157

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite.

Biographische Aufsätze.

Goldoni, der italienische Lustspieldichter 3

Dramatische Dichtungen.

I. Scenen aus einem neu bearbeiteten Holberg'schen Lustspiele: Der Geschäftige 65
II. Scenen aus dem ungedruckten Lustspiele: Ulysses von Ithaka 85

Schriftsteller und Schriftstellerey.

I. Der Staat und der Schriftsteller 114
II. Schriftstellerische Nachlässigkeiten und schriftstellerische Ignoranz 124
III. Die Dichterdenkmahle 132
IV. Mannigfaltigkeiten 133
V. August von Kotzebue über sich selbst 148

Aufsätze vermischten Inhalts.

I. Sprachneuerungen 179
II. Bruchstück einer Vorrede zu den gesammelten ältern Schriften des Verfassers 181

Seite.

III. Furius. Eine Schilderung nach dem Leben . . 188
IV. Gedenkbuchblätter 190
V. Blumenlese aus dem neu bearbeiteten altdeutschen Roman Simplicissimus. Erste Abtheilung . . . 204

Auswahl aus den Mährchen der Scheherazade.

I. Die drey ausgesetzten Königskinder 261
II. Das Gastmahl 344

Biographische Aufsätze.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Goldoni,

der italienische Lustspiel-Dichter.

Vorwort.

Der fruchtbarste und glücklichste Schauspiel-Dichter der Italiener, Goldoni, hat Denkwürdigkeiten von seinem Leben in französischer Sprache geschrieben, die durch ihren Reichthum an Theilnahme erregenden Begebenheiten und an Erfahrungen, Beobachtungen, Schilderungen und Bemerkungen es vorzüglich werth sind, durch einen Auszug allgemeiner bekannt zu werden. Schon der Umstand, daß das Schriftstellerleben des Mannes einen Zeitraum von zwey und siebzig Jahren umfaßt, macht ihn merkwürdig, und wenn gleich seine aus Trauerspielen, Lustspielen, Tragikomödien, ernsten und komischen Opern und sogenannten Intermezzos bestehenden Werke noch sehr von der Vollkommenheit entfernt sind, so gebührt ihm doch der Ruhm, die meisten seiner Vorgänger eben so weit hinter sich zurückgelassen zu haben, als er

selbst hinter dem Ideal eines dramatischen Dichters zurückbleibt. Er hat übrigens die Bühne seiner Nation im Ganzen um zweyhundert Stücke bereichert.

Von seinen Denkwürdigkeiten hat man eine deutsche Uebersetzung des verstorbenen Dichters und Kritikers Schaz, in Gotha, die im Jahr 1788 unter dem Titel: Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters erschienen ist.

Goldoni wurde im Jahr 1707 zu Venedig geboren. Sein Großvater gab Opern und Komödien in seinem Hause, und hatte die besten Schauspieler und die berühmtesten Tonkünstler in seinem Solde. In diesem Geräusch, in diesem Ueberfluß, sagt der Enkel, wurde ich geboren. Wie hätte ich die Schauspieler verachten, und ein Feind der Fröhlichkeit werden können?

Seine Mutter gebar ihn ohne Schmerzen, und liebte ihn aus eben diesem Grunde desto mehr. Er selbst begrüßte die Welt, als er zum erstenMal in sie hineinschaute, nicht mit Schreyen, und behauptet, dieses besch idene Betragen bey einem Ereigniß, durch welches sich gewöhnlich der Mensch zu einem Andern sehr beschwerlichen Lärm berechtigt glaubt, habe bereits den

friedfertigen Charakter angekündigt, den er in der Folge niemals verläugnete.

In seinem vierten Jahr ergetzte er sich mit einem Marionettentheater, mit welchem er von seinem Vater beschenkt worden war.

Nach dem Tode des Großvaters, der Alles, nur kein guter Wirth war, sank die Familie Goldoni von einem hohen Grade des Wohlstands zur unbehaglichsten Mittelmäßigkeit herab. Der Vater unsers Dichters, der bei vielen Talenten in der Erziehung vernachläßigt war, vermochte das vom Großvater bekleidete Amt nicht zu behaupten, und ging, um sich zu zerstreuen, nach Rom. Die Mutter, die inzwischen einen zweyten Sohn geboren hatte, und mit ihrer Schwester an der Spitze des Hauses in Venedig blieb, gab den jüngern Sohn in eine Erziehungsanstalt, und beschäftigte sich allein mit dem ältern, der im vierten Jahre bereits lesen und schreiben konnte, seinen Catechismus auswendig wußte, und einen Hauslehrer bekam. Er lernte Grammatik, Rechenkunst und die Anfangsgründe der Geometrie mit Leichtigkeit. Komische Schriften, nämlich Komödien, zog der Knabe, der überhaupt die Bücher ungemein liebte, allen andern vor, und schrieb sogar die Stücke ab, die ihm am meisten Vergnügen machten. Schon im achten Jahre wurde

er Schriftsteller, und man wird von selbst errathen, daß die frühzeitige Geburt eine Komödie war. Höchst drollig ist es, daß er das Geheimniß seiner geistigen Entbindung zuerst seiner Wartfrau entdeckte, die auch natürlich das Werk für ein Meisterstück erkannte. Die Mutter des kühnen achtjährigen Poeten verwies ihm sein Beginnen, und — umarmte ihn. Die einzige Person in der Familie, die den jugendlichen Schriftsteller auslachte, war seine Tante. Es versteht sich übrigens, daß das Werk bei allen Freunden und Bekannten des Hauses umherlief, und daß man auch nicht vergaß, eine Abschrift davon an den Vater des den Pegasus statt des Steckenpferds reitenden Verfassers zu senden. Einen Titel seiner Komödie zu geben, hatte der junge Dichter vergessen. Oder vielleicht wußte er keinen schicklichen für sie zu finden, und es schien ihm besser, sie ganz ohne Namen zu lassen, als ihr, wie so viele unserer neuesten, nichts weniger als bartlosen Komödienschreiber mit ihren Geburten zu thun pflegen, einen abgeschmackten zu geben.

Vielleicht gibt der junge Goldoni manchem deutschen Leser zu der Frage Anlaß, ob es besser sey, im achten, oder im acht und dreißigsten Jahre von einem Trauerspiel oder Lustspiele entbunden zu werden, und ohne Zweifel vereinigen

sich die meisten Stimmen gegen die spätere Geburt für die frühere.

Der Vater des Dichters, der sich nur auf ein Paar Monate nach Rom begeben hatte, blieb vier Jahre daselbst, und studierte nach dem Rath des ersten päpstlichen Leibarzts die Arzneykunst. Wer lächelt nicht, wenn er vernimmt, daß während der achtjährige Sohn in Venedig sich in die Reihe der Schriftsteller drängt, der Vater in Rom sich unter die Studenten aufnehmen läßt? Indessen erwarb der alte Student nach vier Jahren sich die Doktorwürde, und begann seine Laufbahn in der Kunst, Kirchhöfe zu bevölkern, in Perugia. Da es sich wirklich zuweilen ereignete, daß ein von ihm besorgter Kranker mit dem Leben davon kam, und da er zugleich als ein Mann von angenehmem Umgang sich die Gunst der edelsten und reichsten Familien in Perugia zu erwerben gewußt hatte: so wurde der fremde Neuling in Kurzem der Modedoktor der Stadt, und dankte dem Tod seiner Kunden das angenehmste Leben.

In dieser glücklichen Lage wurde er von der ersten Geistesfrucht seines Sohns überrascht, und da er als ein guter Rechenmeister herausbrachte, daß wenn acht Jahre vier Quentchen Witz geben, man sich von achtzehn wohl zwölf versprechen könne, und daß längere Fortschritte

nach gleichem Verhältniß endlich nothwendig zur Vollkommenheit führen müßten: so wurde die väterliche Eigenliebe durch die kindische Komödie in einem so hohen Grade gereitzt, daß er den viel versprechenden Sohn schlechterdings bey sich zu haben verlangte.

Der erste Auftritt des jungen Komödienschreibers in der Schule zu Perugia war nichts weniger als glänzend. Allein gerade der Hohn, den er von seinen Mitschülern wegen seiner Unwissenheit erfuhr, spornte seinen Ehrgeitz so mächtig, daß er bey der nächsten Prüfung der Erste unter den Aufgerufenen in die obere Klasse war.

Um den Sohn für die unverhoffte Freude, die sein Schultriumph ihm gemacht hatte, zu belohnen, brachte der Vater eine Gesellschaft junger Leute zusammen, um während der Schulferien Komödie zu spielen, und Goldoni, den man nicht häßlich fand, hatte die Ehre, als erste Liebhaberin zu glänzen. Bei der ersten Vorstellung machte der von ihm hergesagte lächerlich schwülstige Prolog einen so günstigen Eindruck auf die Zuhörer, daß der junge Schauspieler mit einem ganzen Scheffel voll Bisquit und Zuckerwerk beinahe zu Tode geworfen wurde. Uebrigens fällte bei dieser seiner ersten Probe in der darstellenden Kunst sein Vater, trotz des

eingeärnteten Beyfalls, das nachher bestätigte Urtheil über ihn, daß er, so richtig er auch Alles, was er sagte, gefaßt hatte, doch in seinem Leben kein guter Schauspieler werden würde.

In der obern Schulklasse vollendete er seine Laufbahn so sehr zur Zufriedenheit der Jesuiten, daß sie ihm, obgleich vergebens, eine Stelle in ihrem Orden anboten.

Später begab sich unser junger Dichter, den sein Vater für seine Wissenschaft bestimmt hatte, während dieser sich in Modena, und die Mutter in Chiozza niederließ, nach Rimini, um sich die Philosophie der dortigen Dominikaner zu eigen zu machen.

Die Philosophie, wie sie der weltberühmte Professor Candini vortrug, hatte jedoch nichts weniger als das Glück, ihrem neuen Zögling zu gefallen, und statt also zu Hause seine übrigens fleißig niedergeschriebenen Hefte zu wiederholen, nährte er seinen Geist mit der freylich anmuthigern Philosophie des Plautus, des Terenz, des Aristophanes und des Menander.

Seine Lieblingsunterhaltung war zugleich der Besuch des Theaters, das sich gerade in Rimini befand, und das ihn um so mehr anzog, weil die Frauenzimmerrollen auch durch Frauenzimmer, und nicht, wie in dem übrigen Ita-

lien, durch halbbärtige Mannspersonen gespielt wurden.

Erst, da er sah, daß junge Leute seines Gleichen Zutritt in den Coulissen hatten, wagte er, sich dieses angenehmen Vorrechts ebenfalls zu bedienen. Von den Schauspielerinnen lernte der verschämte Zögling der Weisheit bald — nicht verschämt zu seyn. Bei ihnen wurde der ehrwürdige Professor Candini völlig vergessen, und da sie hörten, er sey ein Venetianer, und also ihr Landsmann, so verdoppelten sie ihr Wohlwollen gegen ihn.

Da die Schauspieler Rimini verließen, um nach Chiozza zu reisen, entschloß er sich, trotz aller Vorstellungen, sie zu begleiten.

Das Fahrzeug, in welches er sich mit seinen Freunden einschiffte, hätte eigentlich seiner mannigfaltigen Bevölkerung wegen, die in einem Dutzend Schauspieler und Schauspielerinnen, einem Soufleur, einem Theatermeister, einem Garderobeaufseher, acht Bedienten, vier Kammermädchen, zwey Ammen, Kindern von jedem Alter, Hunden, Katzen, Affen, Papageyen, Singvögeln, Tauben und einem Lamm bestand, eine Noahsarche zu heißen verdient.

In einem hohen Grade charakteristisch und nicht weniger belustigend ist, was der Selbst=

biograph von der Lebensart dieser edlen Gesellschaft während ihrer Fahrt erzählt.

Man gab das Zeichen zum Frühstück mit einer kleinen Glocke, und plötzlich versammelte sich Alles, was einen Magen hatte, in einem kleinen Saal, den man mitten im Fahrzeuge den Kasten, Ballen und Bündeln, die den übrigen Raum behaupteten, abgewonnen hatte. Kaffee, Thee, Milch, Braten, Wein und Wasser waren auf der Tafel aufgesetzt.

Die erste Liebhaberin verlangte Fleischbrühe, und ihre Wuth, als keine vorhanden war, konnte erst spät durch eine Tasse Chokolade gedämpft werden. Diese Bühnenprinzessinn war von allen die häßlichste, und ohne Zweifel aus dem nämlichen Grund auch die eigensinnigste.

Nach dem Frühstück wurde in Erwartung des Mittagessens Piket und Trisett gespielt, bis eine auf dem Verdeck errichtete Pharobank, bei welcher jedoch nie hoch gespielt werden durfte, alle Spieler an sich lockte. Doch die ernste Stunde schlug, für welche die Küche raucht und die Köche schwitzen, und die Karten in den Händen der Hungrigen mußten den Löffeln, Messern und Gabeln weichen. In wenigen Augenblicken waren drey Suppennäpfe ausgeleert, und der Rostboeuf, das kalte Geflügel, ein Kalbsrücken und der köstliche Nachtisch sahen

sich eben so wenig verachtet. Die Güte des Weins wetteiferte mit der Trinklust der Zechenden, und nach vier Stunden dauerte die Mahlzeit unter dem Spiel der Instrumente und dem bezaubernden Gesang der Subrette noch fort, als ein höchst tragischer Zufall die allgemeine Freude in allgemeine Unruhe, und am Ende in allgemeine Trauer verwandelte. Die Katze der Prima Donna war aus ihrem Käfich entsprungen, und die Gebieterinn der Entflohenen rief alle Welt zu Hülfe, um ihren Liebling wieder einzufangen. Allein die Katze, die in der Wildheit und im Eigensinn mit ihrer Herrin wetteiferte, spottete der sie Verfolgenden. Wie der Blitz fuhr sie bald hiehin, bald dorthin. Jetzt entschlüpfte sie dem gewandtesten Jäger, der sie eben zu haschen glaubte; jetzt rettete sie sich in einen unzugänglichen Winkel, und zuletzt erkletterte sie in der Angst sogar den Mastbaum. Ein Matrose stieg ihr nach, um sie herabzuholen. Allein sie sprang in's Meer, und das Element, das schon so manchen tapfern Helden verschlungen hat, wurde auch das Grab dieser merkwürdigen vierfüßigen Seefahrerin. Aber, welche Feder vermag die Wuth der verwaisten Prima Donna zu schildern? Kein Thier, das ihr in den Weg kam, war seines Lebens sicher. Ohne Barmherzigkeit

sollte das Kammerkätzchen dem Schooßkätzchen in das nasse Grab nachfolgen, und da man Anstand nahm, diesem grausamen Verlangen zu entsprechen, so erhob sich ein so fürchterlicher Zank, als jemals einer in einem Heldengedicht besungen worden ist. Zum Glück gelang es noch dem dazu gekommenen Direkteur, die wüthende Medea, indem er sie auslachte, zu besänftigen. Die Leidtragende fing jetzt selbst an zu lachen, und die arme Katze war vergessen.

Bei der Ankunft in Chiozza wurde der junge Flüchtling auf sein Bitten von dem Direkteur nach dem Hause seiner Mutter begleitet, und während er im Vorzimmer blieb, wußte der gewandte Bühnenheld der guten Frau durch einen Theaterstreich Verzeihung für den Jugendstreich des vierzehnjährigen Sohns abzulocken. Auch sein Vater, der wenige Tage nach dem Sohn in Chiozza eingetroffen war, ließ sich, obgleich, wie man denken kann, nicht ganz so leicht als die Mutter, versöhnen.

Während seines Aufenthalts in Chiozza, wo es an guten Lehranstalten gänzlich gebrach, war der junge Mensch, die Zeit abgerechnet, die er in der Komödie zubrachte, müßig, und daher kam sein Vater, der auch in dieser Stadt mit gutem Erfolg, wenn nicht für seine Kranken, doch für sich, den Arzt zu spielen anfing,

auf den lustigen Einfall, sich von dem fünfzehnjährigen Knaben, bis es Zeit würde, ihn nach Pavia in das Collegium zu senden, bey seinen Krankenbesuchen begleiten zu lassen. Es schade nichts, meinte er, wenn der Theorie ein wenig Praxis, besonders bei der Arzneykunst, die ja nur zu oft ohne Theorie sogar von Scharfrichtern getrieben wird, vorangehe. Allein zum Unglück fand der junge Mensch an seinem Practiciren ungefähr eben so viel Geschmack, als wenn man ihn gezwungen hätte, die Arzneyen, die er seinen Vater verschreiben sah, selbst zu verschlucken. Das unfreiwillige practische Studium machte ihn in kurzer Zeit, trotz seiner Jugend, zum Hypochondristen, und er erholte sich von dem Uebel, bey welchem er sichtbar abzehrte, nicht eher, als bis sein Vater auf das Zureden der Mutter halbgezwungen einwilligte, daß der Sohn nicht nur für den Augenblick, sondern für sein ganzes Leben, der ihm so verhaßten Kunst, Kranke gesund zn machen, entsagte. Er verlangte, weil er es weniger bedenklich fand, die Leute um's Geld, als um's Leben zu bringen, durchaus ein Advokat zu werden, und um so schnell als möglich zu dem gewünschten Ziel zu gelangen, brachte ihn seine Mutter schon nach vier Tagen nach Venedig zu dem Procurator, Herrn Paul Indrico,

in die Vorschule der Jurisprudenz. Bei diesem Manne, der eine Schwester seines Vaters zur Frau hatte, bekleidete er die Stelle des vierten Schreibers, zwar nicht mit sonderlichem Vergnügen von seiner Seite, aber doch zur Zufriedenheit des Lehrers. Allein nach kurzer Zeit rief ihn sein Vater zurück, weil die ihm längst verheißene Stelle im päpstlichen Collegium zu Pavia endlich ledig geworden war.

Nachdem man, um ihn das zur Aufnahme erforderliche Alter zu geben, den sechszehnjährigen Knaben in einen achtzehnjährigen Jüngling verwandelt hatte, trat er seine neue Laufbahn an, und der künftige Rechtsgelehrte lernte tanzen, fechten, Musik, Zeichnen und alle möglichen Gesellschaftsspiele und Hazardspiele. Er verfertigte Gedichte, die bey den Damen um so mehr Beyfall fanden, je jugendlicher der Verfasser, und je angenehmer seine Person war. Er gesteht, daß er, besonders insofern er ein Rechtsgelehrter werden sollte, seine Zeit besser hätte anwenden können, und versichert, er würde es auch gethan haben, wenn er nicht sechszehn Jahre alt, und nicht lustig und schwach gewesen wäre, und das Vergnügen nicht geliebt hätte.

Im dritten Jahr seines Aufenthalts im Collegium kam die Reihe an ihn, Thesen aus dem

bürgerlichen Recht zu vertheidigen. Allein während er sich zu dem wichtigen Geschäft vorbereitete, verrückte ein höchst unangenehmes Ereigniß seinen ganzen Studienplan. Er hatte nämlich die viermonatlichen Ferien in Chiozza zugebracht, und wollte nach seiner langen Abwesenheit sich in den Häusern, in welchen er bekannt war, wieder zeigen. Allein gleich im ersten kam ihm, als man ihm auf sein Klingeln die Hausthür öffnete, ein Bedienter mit den Worten entgegen: Madame ist krank, und Mamsell sieht Niemand. Er bezeugte sein Bedauern über die Krankheit der Madame, und ließ ihr und der Mamsell viele Komplimente melden. Nichts gleicht aber seinem Erstaunen, als sein Unwille, als er im zweiten und dritten, und in jedem Hause, wo er eingelassen zu werden verlangte, sich auf eine ähnliche Art abgewiesen sah. Einige Damen ließen ihm sogar sagen, sie wären aufs Land gereist, während sie sich ihm am Fenster zeigten.

Vergebens zerbrach er sich den Kopf, um die Ursache des eben so seltsamen, als beleidigenden Betragens seiner ehemaligen Freundinnen gegen ihn zu errathen. Noch in der nämlichen Nacht erhielt er jedoch von vier seiner Kameraden den Schlüssel zu dem Räthsel. Die Bürger von Pavia, die, sie wußten wohl

warum, von jeher abgesagte Feinde der jungen Musensöhne waren, hatten nämlich während der Ferien sich zusammen verschworen, daß kein Mädchen, das nur den geringsten Umgang mit einem Collegiaten hätte, einen Bürger der Stadt zum Manne bekommen sollte. Ein bereits mit vierzig Unterschriften versehenes Umlaufschreiben wurde von Haus zu Haus getragen, und verbreitete unter den Schönen, welchen es die traurige Wahl ließ, entweder keinen Mann zu bekommen, oder sich von keinem Studenten mehr anbeten zu lassen, Angst und Schrecken.

Die vier Berichterstatter, deren jeder seine neun und zwanzig bis dreyßig Jahre zählte, waren der einstimmigen Meinung, es müsse schwere Rache an den Verschworenen genommen werden. Allein Goldonis friedfertige Natur empörte sich bey dem Gedanken, und erst als die Studentenmänner, die bei dem ganzen Handel einzig und allein das Verderben des armen Goldoni bezweckten, ihn eine feige Memme schalten, und ihm ein Geschenk mit einem Paar Pistolen machten, griff der unbesonnene junge Mensch zwar nicht nach den Pistolen, dafür aber nach einer nicht selten noch gefährlicheren Waffe, nach der Feder, und schrieb eine dramatische Satyre, in welcher den Göttinnen der

Stadt so wenig Weihrauch geopfert war, daß die unselige Schrift, die der Verfasser nach dem Beyspiele der alten römischen Satyrendichter eine Atellana nannte, eine förmliche Belagerung des Collegiums von Seiten der Bürger veranlaßte. Vergebens waren alle Verwendungen der bedeutendsten Männer, um das Ungewitter von dem jungen angehenden Aristophanes, dessen Name durch die Sorgfalt seiner vier verrätherischen Freunde sogleich allgemein bekannt wurde, abzuwenden. Er mußte seine Verstoßung aus dem Collegium und seine Entfernung aus der Stadt, in welcher er seines Lebens nicht mehr sicher war, noch als eine Gnade betrachten. Uebrigens ließ er, ganz gegen die Sitte der meisten Dichter, welchen ihr feindlicher Genius die satyrische Geißel in die Hand gibt, nicht nur sein erstes Spottgedicht zugleich auch sein letztes seyn, sondern war auch so zerknirscht über die jugendliche Ausgelassenheit seiner Feder, daß er noch als Greis in seiner Lebensbeschreibung die wenigen der Beleidigten, die nicht längst schon das Grab jede Beleidigung vergessen gelehrt hatte, förmlich um Verzeihung bat.

Was sollte der arme Verwiesene nun beginnen? Sein Entschluß war, nach Rom zu gehen, um ein Schüler des Gravina zu werden.

Warum, sprach er zu sich selbst, sollte ich mich nicht auch, gleich dem Metastasio, bey diesem berühmten Mann, der in den schönen Wissenschaften und in der dramatischen Kunst seines Gleichen sucht, in Gunst setzen können? Habe ich nicht auch Talente, Genie? Ob er diese hatte, war ungewiß, aber desto gewisser war, daß er kein Geld besaß. Er schnürte nichts destoweniger sein Felleisen und schrieb an den Almosenier des Collegiums, er möchte ihm Geld schicken. Dieser antwortete, er habe keines mehr von seinem Vater in Händen. Indessen sollte er auf der Reise zu Wasser bis nach Chiozza, wo seine Aeltern sich aufhielten, frey gehalten werden, und auch einen kleinen Vorschuß auf seines Vaters Rechnung von dem Hausverwalter bekommen.

Am Morgen des folgenden Tags wurde er in Begleitung des Verwalters in einer Kutsche nach dem Tessino gebracht, und mußte ein großes, aber garstiges, mit Salz beladenes Fahrzeug besteigen. Sein Begleiter verließ ihn, und händigte ihm beym Abschied im Namen des Almoseniers eine kleine Geldrolle ein.

Welche Freude, als der junge Mensch seinen Schatz untersuchte, der in nicht weniger als zwey und sechszig Florentiner Zechinen bestand. Aber welches Leid, als der Verwalter zurück-

kam, um das nicht ihm bestimmte Geld gegen armselige dreyßig Paoli auszutauschen!

Von einer Reise nach Rom war also keine Rede. Indessen wollte er auch nicht zu seinen Aeltern zurück, und machte in Piazenza, wo das Schiff landete, einen Versuch zur Flucht. Allein der Schiffspatron bat ihn höflich, sich nicht zu bemühen, wenn er nicht mit Gewalt zurückgehalten seyn wollte. Der junge Gefangene war in Verzweiflung, wählte aber doch von drey Dingen, unter welchen ihm, wie er sagt, die Wahl blieb, nämlich vor Verdruß zu sterben, oder nach Chiozza zu gehen, oder sich in den Po zu stürzen, das zweyte.

Zerknirscht trat der junge Mensch bey seiner Ankunft in Chiozza vor seine Mutter. Aber die gute Frau, die bereits von seinem Schicksal benachrichtigt war, verzieh ihm die Unbesonnenheit, und auch der wenig strengere Vater ließ sich bald versöhnen.

In Udine, wo der Vater seine Kunst übte, setzte der Sohn seine Studien unter der Leitung eines bekannten Rechtsgelehrten, Morelli, fort, und lernte, wie er sagt, hier in sechs Monaten mehr, als er in Pavia in drey Jahren gelernt hatte. Während eines traurigen und langweiligen Carnevals, wie er es nennt, verfertigte er aus den sechs und dreyßig Fastenpredigten

eines Pater Augustiner von der stricten Observanz eben so viele mehr oder weniger gelungene Sonette, die er drucken ließ und den Stadtdeputirten zueignete. Sein Werkchen erwarb sich den Beyfall der Mäcene, und, wie es sich von selbst versteht, noch mehr des Redners. Wundern muß man sich, daß nicht wenigstens noch vor zehn Jahren die Poeten unter unsern jungen Predigern ihren Kanzelreden diese Form gaben.

Während der junge Poet sich mit Klinggedichten marterte, und Lorbern erobern wollte, ging er zugleich auf die Eroberung einer schönen Nachbarin aus, die ihm den Sieg nicht schwer zu machen schien. Allein welche traurige Catastrophe seines ersten verliebten Romans! Die Geliebte hatte ihren Spott mit dem unerfahrenen Thoren getrieben, und ihr Kammerkätzchen, die noch obendrein die Häßlichkeit selbst war, ihn unter dem Namen ihrer Gebieterin geplündert.

Dieser Unfall vermehrte die Summe seiner Weisheit so wenig, daß er unmittelbar nachher sich in eine noch gefährlichere Schlinge locken ließ. Die Tochter eines Limonadehändlers führte, so viel sich aus seiner etwas dunkeln Erzählung abnehmen läßt, nichts Geringeres im Schilde, als den jungen Reimschmied zu ihrem, und

Hymens Sclaven zu machen, und er mußte, um diesem schrecklichen Schicksal zu entgehen, sich, wie er sagt, seinem Vater in die Arme werfen.

Dieser wohnte damals in Görz, im Hause des Generallieutenants Kaisers Carl VI., und Aufsehers der österreichischen Truppen in Krain und im deutschen Friaul, Grafen Lantieri, der sich seiner als Arzt bediente.

Der Graf begab sich mit seinen Gästen nach seinem Gute Wipach, auf welchem sie vier sehr angenehme Monate verlebten. Eine Beschreibung von der Tafel des Grafen, die, wie Goldoni sagt, nicht delikat, aber reichlich besetzt war, verdient wohl, hier einen Platz zu finden. Die Grundlage des Braten-Aufsatzes bestand in einem Schöpsenviertel, oder einem Rehviertel, oder einer Kalbsbrust. Nun folgten Hasen, oder Fasanen, dann Rebhühner, nach diesen Schnepfen, oder Drosseln, und endlich bildeten Rothgänse und Feigenschnepfen die Spitze der ungeheuren Fleischpyramide, die bald bis auf den Grund abgetragen, und von der ansehnlichen Menge der Gäste rein aufgezehrt war. Zur Etikette gehörte, daß bey jeder Mahlzeit drey Suppen, nämlich eine Brodsuppe und eine Kräutersuppe beym ersten Aufsatz, und eine Graupensuppe als Beyessen aufgetragen wurden.

Den Weinen des Wirths widerfährt alle Gerechtigkeit, und besonders wird einer Gattung von rother Farbe gedacht, die bey den Statistikern wegen ihres Einflusses auf die Bevölkerung sehr beliebt gewesen seyn soll. Nicht angenehm war dem jungen Gast das Gesundheittrinken. Am Namensfeste des Kaisers fing man bey Sr. Majestät an, und jeder Gast erhielt ein gläsernes Trinkgefäß, das man einen Gluglu nannte, und dessen Einrichtung nicht weniger sonderbar, als sein Name war. Es war nicht weniger als einen Fuß hoch, und aus mehreren, durch kleine Röhren verbundenen Kugeln zusammengesetzt, die immer kleiner wurden, und sich oben in eine längliche Oeffnung endigten. Brachte man diese mit aufgehobenem Arm an den Mund, so lief der im Boden des Gefäßes befindliche Wein mit einem harmonischen Geräusch durch die Kugeln und Röhren, und da alle Gäste zugleich tranken, so entstand ein eben so neues, als lustiges Concert.

Zum Vergnügen des jungen Goldoni ließ der Graf ein vernachläßigtes Marionettentheater wieder einrichten, und der junge Schauspielfreund unterhielt die Gesellschaft durch ein ausdrücklich für hölzerne Schauspieler geschriebenes Schauspiel des Peter Jacob Martelli, aus Bologna, das den Titel: Der niesende Herkules,

führte. Martelli war, nach Goldonis Urtheil, der Einzige, der ohne den lächerlichen Einfall, eine neue Versart in die dramatische Poesie der Italiener einführen zu wollen, seinem Vaterland ein vollständiges Theater hätte hinterlassen können. Von diesen getadelten Versen, die in vierzehn Sylben bestanden, und sich strophenweise reimten, sagt übrigens unser Verfasser auf der nämlichen Seite seines Buchs, er schäme sich nicht, so sehr sie auch verschrieen wären, sie fünfzig Jahre nach dem Tod ihres Verfassers gut zu finden. Martelli hinterließ sechs Bände dramatische Werke von allen Gattungen, vom erhabensten Trauerspiel an, bis zur Marionettenposse herab. Am Schlusse seines Aufenthalts bey dem Grafen machte Goldoni mit dem Secretär desselben noch eine kleine Reise nach Laibach und Grätz, und zurück durch Kärnthen über Triest, Aquileja und Gradisca. Von Laybach rühmt er die großen, oft über einen Fuß langen Krebse, und von Grätz, aus Gelegenheit der Universität, die Deutschen, die mehr studierten, und sich weniger zerstreuten, als die Italiener.

Familienrücksichten bestimmten vorzüglich den alten Goldoni, seinen Sohn nach Modena zu senden, um auf der dortigen hohen Schule sich vollends zum tüchtigen Rechtsgelehrten machen

zu lassen. In den ersten Tagen seiner Anwesenheit daselbst versäumte er nicht, den berühmten Muratori zu besuchen, und sich den eben so berühmten im Glockenthurm der Cathedralkirche an einer eisernen Kette hängenden Eimer zeigen zu lassen, der dem Tassoni den Stoff zu seiner Epopee, der geraubte Eimer, gab.

Durch einen sonderbaren Zufall wurde Goldoni nach einem kurzen Aufenthalt wieder von Modena weggetrieben.

Er war Zeuge, wie der Abbé V..., ein gelehrter Mann und ein in Italien sehr geschätzter Dichter, auf die Anklage einer Frau, gegen welche er sich unanständige Reden erlaubt haben sollte, öffentlich auf einem fünf Fuß hohen Gerüst, mit bloßem Haupt und mit gebundenen Händen gezwungen wurde, alle ihm angeschuldigten Verbrechen zu bekennen, und dieser empörende Auftritt, wie Goldoni ihn nennt, machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß der junge muthwillige Schauspiel- und Satyrendichter plötzlich den Entschluß faßte, ein Kapuziner zu werden. In einem Brief, in welchem, wie er sagt, kein Menschenverstand war, meldete er seinem Vater sein frommes Vorhaben, und dieser war klug genug, sich zu stellen, als billige er dasselbe vollkommen. Er hieß ihn nach Hause zurückkehren, und eine Reise nach Venedig, zu

welcher er sich durch das Versprechen, man wolle ihn dem Guardian der Kapuziner vorstellen, bereden ließ, trieb ihm alle Kapuzinergedanken eben so schnell wieder aus dem Kopf, als sie bey ihm entstanden waren. Statt ihn nämlich in's Kloster zu führen, führte man ihn in die Komödie, und die ehrwürdigen Väter mußten sich von dieser einen Novizen rauben lassen, auf welchen der heilige Franziskus selbst hätte stolz seyn dürfen.

Goldoni stand jetzt in seinem ein und zwanzigsten Jahre, und lebte wieder im väterlichen Hause, ohne zu wissen, was aus ihm werden sollte. Doch bald sehen wir ihn durch besondere Gunst zum Coadjutor des Coadjutors bey dem Gouverneur der Republik Venedig in Chiozza erhoben. Das Amt brachte ihm freylich, da er zum Ueberfluß noch überzählich war, keinen Groschen ein. Allein er genoß doch freye Tafel bey dem Gouverneur, und hatte Zutritt beym Spiel, bey den Concerten, Bällen und Festen desselben. Bald erwarb er sich auch seine besondere Gunst durch Fleiß und Brauchbarkeit, und da sein Gönner nach Verfluß seiner sechszehnmonatlichen Dienstzeit in Chiozza in gleicher Eigenschaft nach Feltre versetzt wurde, ernannte er den bisherigen Adjunct zum wirklichen Coadjutor für seine neue Stelle.

Ehe Goldoni Chiozza mit Feltre vertauschte, ließ er sich noch von einer Klosterkostgängerin zum Besten haben, die das Versprechen, ihn mit ihrer Hand zu beglücken, ihrem Vormund hielt. Kaum war er in Feltre angekommen, als er sich abermal bis zum Sterben und zum Heirathen verliebte, und sich vom letzten nur durch die Furcht abhalten ließ, die Schöne möchte das Schicksal ihrer ihr vollkommen ähnlichen Schwester theilen, die alle ihre Reitze im ersten Wochenbett eingebüßt hatte.

Da sich im Pallaste des Gouverneurs ein Schauspielsaal befand: so ließ sich Goldoni von einigen Freunden bereden, ein Gesellschaftstheater zu errichten, und schrieb für dasselbe selbst zwey Stücke, den guten Vater und die Sängerin. Lustige Rollen spielte er erträglich, allein im Tragischen war er, nach seinem eigenen Zeugniß, ein vollkommen elender Schauspieler.

Da sein Vater einen Antrag, sich in Bagna cavallo als Arzt mit einem festen Gehalt niederzulassen, angenommen hatte, so folgte er dem Rufe desselben, ihn zu besuchen. Er schiffte sich nach Ferrara ein, und ließ sich auf der Reise von einem falschen Spieler betrügen.

Um ihm ein Vergnügen zu machen, führte ihn sein Vater, der kaum von einer tödtlichen Krankheit genesen war, nach Faenza. Diese

Stadt ist vorzüglich durch die Thonart bekannt, aus welchen die von den Italienern Majolica, und von den Franzosen Fayence genannte Töpferwaare verfertigt wird. Die Stadt bewahrt noch viele aus diesem Stoff verfertigte, und von Raphael und seinen Schülern gemahlte Schüsseln, die man sorgfältig in schöne Rahmen faßte, in ihren Gemähldekabineten auf.

Einige Tage nach der Rückkehr von dieser Reise wurde Goldonis Vater auf's Neue von seiner vorigen Krankheit ergriffen, und starb am vierzehnten Tage derselben.

Gleich nach diesem Trauerfalle verließ seine Mutter mit ihm den Ort ihres bisherigen Aufenthalts, und zog nach Venedig. Ihr zu gefallen entsagte der Sohn seinem Dienst in den Kanzleyen der Terra ferma, den sie, weil man immer den Ort seines Aufenthalts verändern, und auf ein neues Amt Jagd machen mußte, einen Zigeunerdienst nannte, und ergriff, nachdem er zuvor in Padua den Doctorgrad erhalten hatte, den Stand eines Advokaten. Um Processe führen zu dürfen, sollte er nach den Gesetzen sich bey einem ältern Sachwalter zwey Jahre lang mit den Förmlichkeiten und Eigenheiten des gerichtlichen Verfahrens bekannt machen. Allein schon im May 1732 hatten diese im October 1731 von ihm begonnenen Vorübun-

gen ein Ende, weil man, wie er vermuthet, nur die Jahre, und nicht die Monate gezählt hatte. Lustig ist die Art, wie er seine Vorstellung im Gerichtshof erzählt. Er legte das gewöhnliche Advokatenkleid an, hüllte seinen Kopf in eine ungeheure Perrücke, und spazierte bis zum Anfange der Ceremonie zwischen seinen beyden Assistenten, die man Gerichtsgevattern nannte, im Hofe des Pallasts hin und her. Von den vielen Verbeugungen, die er binnen einer Zeit von anderthalb Stunden zu machen genöthigt war, brach ihm beynahe der Rücken, und seine Perrücke kam so in Unordnung, daß sie der Mähne eines Löwen ähnlicher sah, als dem Hauptschmuck eines Priesters der ernsten Themis. Kein Vorübergehender verschonte ihn mit seinen Anmerkungen. Der Mensch hat eine ganz erträgliche Physiognomie, sagte der Eine, und der Andere rief: Siehe da, ein neuer Pflasterkehrer im Pallast! Einige umarmten ihn; Andere lachten ihm in's Gesicht. Nach der Vorstellung bediente er sich einer Gondel zur Heimkehr, um den Leuten auf der Straße mit seiner zerzausten Perrücke kein Spectakel zu geben.

Der angehende Advokat hatte kein besseres Schicksal, als alle seine jungen Amtsbrüder. Niemand bediente sich seines Beystands, als

Leute, die nicht bezahlten, und daher war es kein Wunder, daß er oft und viel im bildlichen, zuletzt aber auch im wörtlichen Verstand Calender machte. Er schrieb nämlich ein Büchlein unter dem Titel: Die Erfahrung der Vergangenheit und die Wahrsagung der Zukunft, oder kritischer Almanach für das Jahr 1732. Der Verfasser ist keineswegs sparsam mit dem Lobe seines Werks, das aus Discursen über das Jahr und die vier Jahrszeiten, aus Kritiken über die Sitten des Jahrhunderts, und aus eben so vielen Prognostiken, als Tage im Jahr sind, bestand. Die Kritiken und Einfälle seines Almanachs, sagt er, wären voll komischer Laune gewesen, und jedes Prognostikon hätte Stoff zu einem ganzen Lustspiele geben können. Der gute Goldoni! Sollte man nicht glauben, ein neuer deutscher Tragödien- und Komödienschreiber habe die Kunst, seinen eigenen Werken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ausdrücklich in seinen Memoiren studiert?

Auf einmal erwachte in ihm wieder seine alte Liebe zu der dramatischen Muse. Da aber nach seiner Meinung die komische Gattung sich nicht für das feyerliche Amtskleid eines Sachwalters schickte, so wurde er Thalien ungetreu, und ging zur Fahne der Melpomene über. Eigentlich machte ihn die Muse aller Musen,

die Noth, zum Dichter, und da in Italien nur eine Oper ihrem Verfasser mehr als Ruhm einbringt, so schrieb er eine lyrische Tragödie unter dem Titel: Amalasonte.

Beynahe im Augenblick, da der erste Rechtshandel, den er führte und gewann, ihm die günstigsten Aussichten in Venedig eröffnete, nöthigte ihn ein weit ernsthafterer Handel, eine rückgängig gewordene Heirath, diese seine Vaterstadt zu verlassen.

Der Flüchtling trat zuerst in Padua an's Land. Da, wie er wußte, die Oper in Mayland eine der ansehnlichsten in Italien war, so beschloß er dahin zu gehen, um der Direction seine lyrische Tragödie zu übergeben. Daß sie angenommen, und wenigstens mit hundert Zechinen belohnt werden würde, was konnte in den Augen eines jungen Poeten gewisser seyn?

Auf dem Wege zwischen Padua und Mayland hielt er sich einige Tage in Vizenza auf. Er kannte den Grafen Parmenio Trissino, der mit ihm die Liebe zur dramatischen Kunst theilte, und ermangelte nicht, ihn mit seiner Amalasonte bekannt zu machen. Allein er hatte den Verdruß, daß der Graf ihn mit einem sehr kalten Lob abfertigte, und ihm rieth, beym Komischen, zu welchem er seine Anlage kannte, zu bleiben. Der Dichter schrieb diese

Kälte der Einseitigkeit des Urtheilenden zu, und ließ sich in der guten Meinung von dem Werth seiner Oper nicht irre machen.

Von Vizenza reiste er nach Verona, um die Bekanntschaft des Marchese Maffei, des berühmten Verfassers der Merope, zu machen, hatte aber das Unglück, ihn abwesend zu finden.

In Brescia besuchte er einen alten Bekannten, der Novello hieß, und Assessor des Gouverneurs war. Dieser bat einige Gelehrte zu sich, um seinem Gast die Gelegenheit zu verschaffen, ihnen seine Oper vorzulesen. So sehr aber die Gesellschaft sich mit dem Plan und den Characteren des Stücks zufrieden bezeigte, so war sie doch der Meinung, der Styl des Verfassers sey mehr tragisch, als lyrisch, und rieth ihm daher, Reim und Arien zu unterdrücken, und die Oper in eine Tragödie zu verwandeln. Diesem Rath standen bey dem Verfasser vorzüglich die hundert Zechinen im Wege, die er sich von seiner Oper versprach, und die, wie er versichert, in Italien selbst für das beste Stück von Corneille, oder Racine, nicht zu erhalten gewesen wären.

Von Brescia machte Goldoni einen Umweg über Bergamo, bloß um die Heimath der Harlekine zu sehen. Allein weder die schwarzen

Gesichter, noch die kleinen Augen, noch die Kleider von vielfarbigem Tuch, die schon allein zum Lachen reitzen, konnte er wahrnehmen. Dafür sah er Bauern, die einen Hasenschwanz für eine große Zierde ihres Huts hielten. Zu seinem größten Vergnügen erfuhr er, daß der ehemalige Podesta von Chiozza, unter welchem er als Vicekanzler gedient hatte, sich als Gouverneur in Bergamo befand. Er wurde sehr gut von ihm aufgenommen, und da er nach einem Aufenthalt von vierzehn Tagen in seinem Hause, sein Anbieten, die zehn Monate seines Gouvernements bey ihm zu bleiben, ablehnte, mit Empfehlungsschreiben nach Mayland versehen. Beym Abschied las der Gouverneur im Gesicht seines Gasts, daß die Sorge desselben nicht war, wohin er mit dem Geld wollte, sondern woher er es bekommen sollte, und drang ihm auf die verbindlichste Art zehn Zechinen auf.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Mayland übergab Goldoni sein Empfehlungsschreiben von der Gemahlin des Gouverneurs in Bergamo an den venetianischen Residenten Bartolini, und hatte Ursache, mit seiner Aufnahme zufrieden zu seyn. Der Minister versprach ihm seinen Schutz, und wollte ihn sogar, da er merkte, daß sich sein Beutel nicht

in den besten Umständen befand, mit Geld unterstützen. Allein der Dichter, der sich mit einigen Zechinen und seiner Oper für reich genug hielt, trug Bedenken, die Großmuth seines neuen Gönners zu mißbrauchen.

Nichts war ihm wichtiger, als seine Oper bald auf der Bühne zu sehen. Er kannte den ersten Schauspieler der Oper, Caffariello, und den Balletmeister und dessen Frau, die erste Tänzerin, die seine Landsmännin war.

Er besuchte dieses Ehepaar, und erhielt das Versprechen, ihn bey seinem Vorhaben zu unterstützen. Unter der Gesellschaft, die sich versammelte, befand sich auch Caffariello, der den Dichter mit dem Ton eines Alexanders grüßte, und seinen Platz neben der Frau vom Hause nahm. Nach diesem Helden erschien ein kleineres Licht, der Graf Prata, der nichts mehr als einer der Vorsteher des Schauspiels war, übrigens aber den bey Schauspieldirectoren eben nicht gewöhnlichen Ruhm genoß, daß er die meiste Kenntniß vom Theater hatte.

Die erste Tänzerin, Madam Großatesta, stellte dem Grafen den Operndichter vor, und unterrichtete ihn von seinen Wünschen. Der Graf versprach ihn der Direction vorzuschlagen, äußerte aber zugleich das Verlangen, zuvor eine Probe seiner Dichtung zu sehen. Madam

Großatesta schien nicht weniger begierig, das Werk ihres Landsmanns kennen zu lernen, und da der Dichter vor Begierde braunte, dasselbe vorzulesen, so schritt er unverzüglich zum Werk.

Als er den Titel las, fing Caffariello an das Wort Amalasonte zu singen, und fand es lang und lächerlich. Die ganze Gesellschaft, die Frau vom Hause und den Dichter ausgenommen, lachte mit. Jene bezeugte ihr Mißvergnügen über die Impertinenz des Komödianten, und er schwieg. Goldoni las jetzt die Namen der Personen des Stücks, deren neun waren. Zu viel! zu viel! schrie ein zartes Katzenstimmchen, das einem in den Chören singenden Castraten gehörte, wenigstens zwey Personen zu viel! Der Lesende sah jetzt, mit welchen Leuten er es zu thun hatte, und wollte aufhören. Allein der Graf gebot der Katzenstimme, deren Eigenthümer Caffariellos Unverschämtheit ohne seine Vorzüge besaß, Stillschweigen, und sprach, indem er sich gegen Goldoni wendete: Es ist wahr, mein Herr! der Personen in einer Oper sind gewöhnlich nur sechs bis sieben. Allein bey einem gelungenen Werk läßt man es sich gern ein Paar Personen mehr kosten.

Goldoni las weiter. Erster Act. Erster Auftritt. Clodesile und Harpagon. Schon wieder unterbrach ihn Caffariello, und fragte,

wer die erste Stimme in seiner Oper habe. Clodesile, war die Antwort. Wie? sprach Caffariello, Sie lassen die erste Scene durch den ersten Acteur eröffnen? Er soll auftreten, während die Zuschauer sich noch versammeln, Platz nehmen, und Geräusch machen! Beym Henker, mein Herr! ich danke für diese Rolle. Goldoni raffte alle seine Geduld zusammen, um den ungezogensten aller Histrionen nicht zum Fenster hinauszuwerfen. Der Graf nahm das Wort. Laßt uns sehen, sprach er, ob die Scene Interesse hat. Der Dichter fing an zu lesen. Kaum aber hatte er den Mund geöffnet, als einer der anwesenden Hämmlinge, um auch seines Orts in der Büberey nicht zurückzubleiben, indem er ein Papier aus der Tasche zog, an's Clavier trat, und eine Arie aus seiner Rolle probirte. Was sagen die deutschen Leser zu diesem Stückchen? Möchte man nicht lieber allen Opern entsagen, als solche Geschöpfe dulden? Die Frau vom Hause machte ihrem höchlich beleidigten Gast, tausend Entschuldigungen. Aber keinen Handgriff nach dem Prügel, um den nichtswürdigen Trillerschläger die Treppe hinab zu begleiten.

Der Graf nahm den Dichter bey der Hand, und führte ihn in das entlegenste Zimmer. Es wurde ihm leicht, ihn zu überzeugen, daß man

von Menschen dieses Schlags gar nicht beleidigt werden könne, und daß sie also nicht einmal des Unwillens, vielweniger der Ahndung eines Mannes von Ehre würdig wären. Er bat ihn zugleich, ihm seine Oper allein vorzulesen, um ihm sein Urtheil ohne Zurückhaltung sagen zu können. Goldoni war über die Leutseligkeit des Grafen entzückt, und las ihm sein Werk vom ersten bis zum letzten Vers, ohne ihm auch nur ein Comma zu schenken, vor. Die Geduld des Zuhörers war musterhaft, und als seine Prüfung ein Ende hatte, war sein Urtheil ungefähr folgendes.

Es scheint, sprach er, Sie haben den Aristoteles und den Horaz fleißiger studiert, als die gesetzmäßigen und hergebrachten Unregelmäßigkeiten des musikalischen Dramas, welchen sich, was auch der gesunde Menschenverstand einwenden mag, selbst der beste Dichter unterwerfen muß. In Frankreich möchten sie immer nach dem Beyfall des Publikums streben, aber in Italien muß man den Schauspielern und den Schauspielerinnen zu gefallen suchen; man muß sich nach dem Tonsetzer richten, und selbst auf die Stimme des Decorateurs achten. Man hat bey uns Regeln für Alles, und wehe dem, der ihnen zu trotzen versucht, statt sie sclavisch zu befolgen! Liegt Ihnen daran, so will ich

Ihnen einige der wichtigsten und unumstößlichsten mittheilen.

Jede der drey Hauptpersonen muß fünf Arien singen, nämlich zwey im ersten, eben so im zweyten, und eine im dritten Act. Die zweyte Schauspielerinn und der zweyte Sopran müssen sich mit drey begnügen, und die übrigen haben nur auf eine, höchstens auf zwey Anspruch zu machen. Dem Komponisten muß der Dichter die nöthigen Schattirungen an die Hand geben, die das Helldunkel der Musik bilden. Nie darf er zwey leidenschaftliche Arien aufeinander folgen lassen, und mit gleicher Vorsicht muß er die Bravourarien, die Handlung ausdrückenden Arien, die halben Characterarien und die Menuets und Rondeaus vertheilen.

Am wenigsten ist es ihm erlaubt, den zweyten Rollen leidenschaftliche Arien, Bravourarien, oder gar Rondeaus zu geben. Die in diese Klasse gehörigen Schauspieler und Schauspielerinnen müssen sich mit Lückenbüßern begnügen, und es ist ihnen ordentlich verboten, sich hervorzuthun.

Diesen Regeln, die vielleicht den deutschen Lesern wenigstens zum Theil nicht so ganz verwerflich scheinen, wollte der Graf noch mehrere beyfügen. Allein der unglückliche Operndichter

unterbrach ihn mit der Versicherung, er brauche nichts weiter zu hören, und empfahl sich.

Als er einsam auf seinem Zimmer saß, überlief es ihn, wie er sagt, kalt und warm. Er zog sein Stück aus der Tasche, und hatte große Lust, es zu zerreißen. Ein Aufwärter des Gasthofs kam und fragte, was er zum Abendessen befehle. Nichts, war seine Antwort. Macht mir ein gutes Feuer in's Kamin. Er las einige Verse aus der unglücklichen Amalasonte, und fand sie vortrefflich. Verdammte Regeln! rief er. Mein Stück ist gut, es ist gewiß gut. Aber Theater, Acteurs, Actricen, Komponisten und Decorateurs, alle taugen Nichts. Der Teufel hole sie alle zusammen, und dich nicht minder, unselige Oper, die mich so viele Mühe kostete, und mich in meinen Hoffnungen so abscheulich betrog! Die Flamme soll dich verzehren! Mit diesen Worten warf er das geliebte Kind seiner Muse in's Feuer, und sah seiner Vernichtung mit einem höchst unväterlichen Vergnügen zu.

Die Oper war nicht mehr, und im Augenblicke kehrte der Appetit des Verfassers zurück. Er aß gut, und trank noch besser, und sank dem Schlaf in die Arme.

Für den folgenden Tag war er von dem Residenten von Venedig zur Tafel gebeten. Allein er begab sich schon früh um neun Uhr zu

ihm, um ihm die tragikomische Geschichte des vorigen Tags zu erzählen, und ihm seine jetzige Verlegenheit vorzustellen.

Der Minister ergetzte sich ungemein an der Impertinenz der drey Breterhelden, und verlangte die Oper zu sehen. Die Oper, sprach Goldoni, ist nicht mehr. Ich habe mein Hab und Gut, meine Stütze, meinen Trost und alle meine Hoffnungen den Flammen geopfert.

Der Minister lachte noch mehr, als zuvor, und das Ende der Unterredung war, daß er den Dichter in sein Haus aufnahm. Dieser hatte alle Ursache, sich über das unglückliche Schicksal seiner Oper zu freuen, welchem er eine Stelle verdankte, die nicht angenehmer hätte seyn können. Ihm lag bloß ob, durchreisende vornehme Venetianer zu bewillkommen, oder in Geschäften der Republik zuweilen einen Gang zu dem Gouverneur, oder dem Stadtmagistrat zu thun.

Um diese Zeit kam Bonafede Vitali, aus Parma, ein Abenteurer von einer seltnen Art, nach Mayland. Er ließ sich gewöhnlich Anonymo nennen, und war Jesuit gewesen. Bey einem zügellosen Ehrgeitz brannte er vor Begierde, seine in der That ausgebreiteten Kenntnisse geltend und zu Geld zu machen. In Mayland erschien er auf einer kleinen Bühne,

um Arzneyen zu verkaufen, und trieb also im Grunde das Gewerbe eines Charlatans. Allein das Publikum fand seine Mittel wenigstens nicht schlechter, als die ihm von den berechtigten Aerzten verordneten, und es fehlte ihm daher um so weniger an Zuspruch, da der neue Hippocrates nicht nur die schwersten Fragen aus allen Wissenschaften aus dem Stegreif beantwortete, sondern auch auf seiner Bühne von den vier Masken der italienischen Komödie umgeben war.

Aber nicht nur diese Masken unterhielt der Herr Anonymo, sondern sogar eine vollständige Schauspielertruppe, durch die er jedesmal, wenn seine Kunden mit Arzneyen bedient waren, Stücke in drey Acten aufführen ließ, und man begreift leicht, daß diese Truppe es vorzüglich war, die unsern Dichter vor die Bude des Marktschreyers lockte.

Er besuchte ihn unter den Vorwand, von seinem Alexipharmakon zu kaufen. Allein der schlaue Herr Anonymo merkte bald, daß die Krankheit des Herrn Goldoni Neugierde hieß. Er ließ ihm eine Tasse gute Chokolade reichen, und versicherte, diese Arzney sey bey seinen jetzigen Umständen die heilsamste für ihn.

Goldoni vergalt seine Höflichkeit durch einen sehr wesentlichen Dienst, indem er ihm durch

seine Verwendung die Erlaubniß auswirkte, vom Frühjahr bis in den Monat September die Mayländer durch seine dramatischen Vorstellungen zu unterhalten. Er selbst verfertigte für seinen Freund ein sogenanntes Intermezzo für zwey Stimmen, das unter dem Titel: Der venetianische Gondelier, nicht ohne Beyfall gegeben wurde.

Ein Schauspiel, Belisar, wurde, um die Neugierde des Publikums zu erregen, sechs Tage nacheinander angekündigt, ehe man es wirklich auf die Bühne brachte. Das Haus war zum Erdrücken voll, und man sah ein Stück, in welchem Justinian als ein Einfaltspinsel, Theodore als eine Metze, und Belisar als ein langweiliger Schwätzer erschien. Der Held trat mit ausgestochenen Augen auf die Bühne. Harlekin führte den Blinden, und ließ ihn seine Pritsche fühlen, wenn er nicht geschwind genug ging.

Von allen Zuschauern ärgerte sich keiner mehr als Goldoni über eine Tragödie, die mit mancher deutschen aus der neuesten Periode um den Preis der Erbärmlichkeit streiten konnte. Er lief zu dem Herrn Anonymo, und wurde von ihm lächelnd mit den Worten empfangen: Nun, mein Herr! was sagen Sie zu unserem berufenen Belisar? Ich sage, antwortete der

Dichter, daß ich einen so elenden Behelf, Leute in's Schauspiel zu locken, nicht erwartet hätte. Ich merke, erwiederte lachend der Truppenvorsteher, Sie kennen die Komödianten noch nicht. Ich weiß keine Truppe, die sich nicht von Zeit zu Zeit einen Kunstgriff dieser Art erlaubte, um ihrer Geldnoth abzuhelfen. Man nennt ihn im Komödiantenrothwelsch una Arrostita. Was heißt, fragte der Dichter, Arrostita? Es heißt, antwortete Herr Anonymo auf gut Toskanisch eine Corbellatura, auf Lombardisch eine Minchionata, auf Französisch eine Attrape, und auf Deutsch ein Hieb über's Ohr. Den Komödianten sind Täuschungen zur andern Natur geworden, und das Publikum ist die Langmuth und die Nachsicht selbst. Feiner Geschmack, wo ist dieser? Und so werden denn die Arrostiten, oder die Röstenden, ihr gewohntes Spiel treiben, bis eine allgemeine Verbesserung ihnen das Handwerk legt. O ich bitte, sprach Goldoni, Herr Anonymo, rösten Sie mich nicht noch einmal! Verbrennen Sie lieber ein Stück, das an Erbärmlichkeit nicht Seinesgleichen hat.

Herr Casali versprach das Opfer unter der Bedingung, daß Goldoni ihm einen neuen Belisar verfertige, und dieser hatte in wenigen Tagen den ersten Act auf dem Papier. Allein ein ernsthafteres Trauerspiel unterbrach das seinige.

Mayland wurde plötzlich von 15000 Savoyarden eingenommen, und der Krieg von 1733, den man den Krieg des Don Carlos nannte, nahm seinen Anfang. Der venetianische Resident erhielt Befehl, seinen Aufenthalt in Mayland mit Crema zu vertauschen, und bey dieser Gelegenheit wurde Goldoni von ihm zu dem einträglichen und ehrenvollen Posten seines Secretärs erhoben.

In Crema lag es dem Residenten vorzüglich ob, die Unternehmungen und Absichten der kriegführenden Mächte, Sardiniens, Frankreichs und Spaniens, zu beobachten. Er unterhielt zu diesem Zweck in Mayland, Turin, Brescia und allen dazwischen liegenden Orten, in welchen Truppendurchzüge und Fouragirungen Statt hatten, oder sich Magazine befanden, eine starke Korrespondenz, und aus den einlaufenden Briefen, deren Zahl sich an manchem Tag auf zwanzig belief, hatte Goldoni einen Bericht zu verfertigen, welchen der Minister mit seinen Bemerkungen und Betrachtungen nach Venedig sandte.

Da die Entfernung der Truppen aus der Gegend von Crema Goldonis Amtsgeschäfte verminderte, so vollendete er endlich seinen Belisar, der ihm ungemein am Herzen lag. Aber eine Nachläßigkeit im Dienst zog ihm Vorwürfe vom Minister zu. Er wurde heftig, der Minister drohte ihm mit Arrest, und das Ende der Zwi-

stigkeit war, daß er, obgleich der Minister die Hand zur Versöhnung bot, seine Entlassung verlangte und erhielt.

Sein Vorsatz war, sich vor der Hand nach Modena zu begeben, wo seine Mutter wohnte. Er kam nach Parma, und war Zeuge von der am 29. Junius 1733 vorgefallenen Schlacht. Von dieser Stadt mußte er wegen der Unsicherheit der Straßen seinen Weg statt nach Modena nach Brescia nehmen. Sein Begleiter war der Abbé Garoffini, dem er im Wagen seinen Belisar vorlas. Aber welche Unterbrechung! Fünf Soldaten, oder vielmehr fünf Räuber in Soldatenuniform, mit bloßen Säbeln in der Hand, hielten den Wagen an, und befahlen dem Vorleser und seinem Zuhörer auszusteigen. Weder der Dichter, noch der Abbé fanden es rathsam, diesen Gewalthabern Vorstellungen zu machen, die zuerst die Taschen, und dann die Koffer der Reisenden plünderten.

Kaum sah der Kutscher seinen Wagen ledig, als er mit seinen Pferden im Galopp davon jagte. Goldoni lief querfeld ein, und fürchtete, das Gesindel möchte auch noch Lust zu seinem Oberrock, seinem Rock, seinen Beinkleidern und — zu seinem Leben bekommen. Doch pries er sich glücklich, daß er bloß seine Börse, seine Uhr, seine Dose, seine Reisegeräthschaften, und nicht

auch seinen Belisar eingebüßt hatte. Die Räuber waren ihm bald aus dem Gesicht, aber er wußte nicht, was aus dem Abbé geworden war. Er fand eine Allee, in deren Schatten er ruhte, und neben ihr einen Bach, aus welchem er mit der hohlen Hand Wasser schöpfte, um seinen Durst zu löschen. Einige Landleute, die er, indem er seinen Weg fortsetzte, antraf, theilten ihr Abendbrod mit ihm, und Einer von ihnen führte ihn nach dem eine kleine Stunde entlegenen Dorfe Casal Pasturlengo, dessen Pfarrer, wie sie sagten, ihn sehr gut aufnehmen würde.

Es konnte in der That Niemand gastfreyer seyn, als dieser ehrliche Pfarrer, der seinem Gast sogar erlaubte, ihm seinen Belisar vorzulesen. Er trieb die Höflichkeit noch weiter. Er bat außer zwey anwesenden Abbés, auch seine Haushälterin und seinen Verwalter an dem Vergnügen Theil nehmen lassen zu dürfen, und man kann denken, daß der Dichter, der sein Stück gern dem ganzen Dorf vorgelesen hätte, nicht nein sagte.

Das kleine und sehr gemischte Publikum beehrte das Werk mit unbedingtem Beyfall. Die Abbés entwickelten kunstgerecht die hervorstechendsten Schönheiten desselben, und Haushälterin und Verwalter ließen ihm durch den Ein=

druck Gerechtigkeit widerfahren, den es auf ihre Gemüther machte.

Am folgenden Tage reiste Goldoni weiter. Der Pfarrer gab ihm sein Pferd und seinen Diener mit, und befahl diesem, im nächsten Gasthofe das Mittagessen für ihn zu bezahlen.

Bey seiner Ankunft in Brescia war er ohne Geld, und also in der größten Verlegenheit. Indem er sich zum Gouverneur begeben wollte, von welchem er sich übrigens, weil er ihn nicht kannte, wenig Hülfe versprach, begegnete ihm auf der Straße ein Abenteurer, den er einst, um seiner schönen Nichte willen, während seines Aufenthalts in Mayland aus dem Gefängniß in Crema befreyt hatte, und dieser drang ihm, da er seine jetzige ungünstige Lage vernahm, sechs Zechinen auf.

Mit dieser Summe machte er sich auf den Weg nach Verona. Am Tage nach seiner Ankunft daselbst begab er sich in das Schauspiel, das gegen die allgemeine Gewohnheit am hellen Tage in der Arena gegeben wurde, und welche frohe Ueberraschung! Der Schauspieler, der zuerst auftrat, war kein anderer, als Anonymo Casali, der Beförderer und Eigenthümer seines Belisar.

Er eilte auf der Stelle nach dem Theater, und Casali war vor Freude, ihn zu sehen, ganz

außer sich. Er stellte ihn dem Directeur, der ersten, der zweyten, der dritten Schauspielerin, und endlich der ganzen Truppe vor. Alle drängten sich, um ihn zu sprechen. Allein Casali riß ihn aus dem Zirkel, und führte ihn hinter einen Vorhang. Zum Unglück veränderte man gerade die Decoration, und Goldoni, der jetzt ganz frey auf dem Theater stand, wurde so lange ausgepfiffen, bis er sich zurückgezogen hatte. Eine schlimme Vorbedeutung für einen dramatischen Schriftsteller! ruft er selber aus, und wer weiß, ob nicht dieses unverdiente Auspfeifen ihn später vor manchem verdienten bewahrte?

Am folgenden Tage war er von dem Directeur der Truppe, der Imer hieß, und ein wackerer, höflicher Genueser war, zu Tische gebeten. Er fand die ganze Gesellschaft beysammen, und wurde, wie er sagt, von ihr nach der Gewohnheit der Werber behandelt, die auf einen Recruten Jagd machen.

Nach aufgehobener Tafel, die prächtig war, fand die Vorlesung seines Belisar Statt. Der Beyfall, den das Stück fand, versteht sich von selbst. Jeder sagte dem Dichter eine Schmeicheley. Der Directeur nahm ihn bey der Hand, und sagte im wahren Lehrmeisterton: Bravo! und Casali weinte vor Freude. Man fragte ihn, ob die Gesellschaft die Ehre haben werde, das

Stück zuerst auf die Bühne zu bringen, und Casali, ohne die Antwort des Verfassers zu erwarten, bemächtigte sich desselben, um es abzuschreiben.

Der Directeur nahm den Dichter bey Seite, und both ihm während seines Aufenthalts in Verona eine Wohnung in seinem Hause und seinen Tisch an, und was konnte diesem in seiner Lage willkommener seyn, als ein Anerbieten, das ihn wenigstens von seinen drückendsten Sorgen befreyte?

Noch kannte man die komische Oper zwar in Neapel und Rom, aber weder in der Lombardey, noch im venetianischen Gebiete, und der Directeur in Verona fand daher großen Beyfall, als er mit der Komödie musikalische Intermezzos verband.

Das erste Intermezzo, das von seiner Truppe gegeben wurde, war die Sängerin von Goldoni, die dieser für ein Gesellschaftstheater in Feltre geschrieben hatte, und dieses Stück war es auch, welchem der Dichter seine gute Aufnahme bey dem Directeur verdankte.

Auf die Bitte desselben schrieb er jetzt ein neues Intermezzo mit drey Stimmen, dem er den Titel: Die Waise, gab. Der Inhalt war der eigene Liebeshandel des Directeurs mit einer seiner Sängerinnen und seine Eifersucht.

Der Directeur war gar nicht unzufrieden, sich auf diese Art auf's Theater gebracht zu sehen, und schickte das Stück auf der Stelle nach Venedig, um es in Musik setzen zu lassen.

Im September reiste Goldoni mit dem Directeur nach Venedig, und wurde von diesem dem Eigenthümer des Theaters, dem Grafen Grimani, vorgestellt. Der Graf empfing ihn sehr höflich, und schloß nicht nur mit ihm einen Vertrag, um für die von ihm unterhaltene Truppe zu arbeiten, sondern machte ihm auch Hoffnung, ihn bey dem Theater San Giovan Chrisostomo und bey der großen Oper, deren Eigenthümer und Unternehmer er gleichfalls war, zu beschäftigen.

Die erste Vorstellung des Belisar sollte erst am St. Catharinentag, nämlich zu der Zeit, wenn die Gerichtsferien aufhörten, und die Vornehmen den Aufenthalt auf ihren Landhäusern wieder mit der Stadt vertauschten, Statt finden, und Goldoni benutzte die Zwischenzeit, um ein neues Trauerspiel unter dem Titel: Rosimunde, und ein zweytes Intermezzo, unter dem Titel: Der Betrug, zu verfertigen.

Am 24. November 1734 erschien endlich Belisar zum ersten Mal auf der Bühne. Das Stück wurde mit einer auf den italienischen Theatern ganz ungewöhnlichen Stille angehört, und wenn sich das Publikum für das entbehrte Geräusch in

den Zwischenacten schadlos hielt, so geschah es bloß, um dem Dichter und den Schauspielern durch Freudengeschrey und Händeklatschen seinen vollkommenen Beyfall zu bezeugen.

Am Ende der Vorstellung verdoppelten sich die Ausbrüche einer ungewöhnlichen Zufriedenheit, und als der erste Liebhaber auftrat, um das nächste Stück anzukündigen, riefen die Zuschauer: Questa, questa, questa! oder auf Deutsch: Das nämliche Stück! Man gehorchte, und das Stück wurde bis zum vierzehnten December, als dem Schlusse der Herbstvorstellungen, täglich gegeben.

Belisar hatte übrigens selbst in den Augen des Dichters so wenig Werth, daß er ihn von der Sammlung seiner Werke ganz ausschloß. Nach seinem Urtheil war der größte Fehler des Stücks, das er eine Tragikomödie nannte, daß Belisar mit ausgestochenen, blutigen Augen die Bühne betrat. Sonst, meinte er, habe es viel Angenehmes gehabt, und die Zuschauer durch eine rührende und natürliche Behandlungsart des Gegenstands angezogen. Seine Helden, sagt er, wären Menschen und keine Halbgötter. Ihre Leidenschaften hätten den Grad von Anstand und Adel, der ihrem Rang angemessen sey, und zeigten dennoch die Menschheit in ihrer wahren Gestalt, ohne weder ihre Tugenden noch

ihre Laster auf eine Höhe zu treiben, die nur in der Einbildung Statt finde.

Daß seinem Styl Erhabenheit und seinen Versen Eleganz abging, war nach seiner Ansicht gerade erforderlich, um das an Hyperbeln, Antithesen und an lächerliche, riesenmäßige und romantische Ideen gewöhnte Publikum nach und nach auf den rechten Weg zu bringen.

Der gute Goldoni! Er hatte Recht, gegen Hyperbeln und Antithesen zu eifern. Aber er hätte nicht vergessen sollen, daß der von ihm bezeichnete rechte Weg leicht zur Gemeinheit führt.

Sein neues Stück, Rosimunde, erhielt nur mittelmäßigen Beyfall, desto besser aber wurde Belisar aufgenommen, als man ihn auf's Neue auf's Theater brachte.

Der Eigenthümer des Theaters von San Samuel, der Edle Grimani, der unserem Dichter versprochen hatte, ihn bey diesem Schauspiel anzustellen, hielt Wort.

Es sollte die Oper Griselda von Apostolo Zeno gegeben werden, und Goldoni wurde zu dem Komponisten, dem Abbé Vivaldi, geschickt, um nach dem Gutbefinden des Tonkünstlers sowohl, als der Schauspieler, die nöthigen Abkürzungen und Veränderungen in der Stellung und dem Character der Arien zu treffen.

Dieser Abbé, den man seiner Haare wegen

gewöhnlich Pastor Rothkopf nannte, war ein vortrefflicher Violinspieler, aber ein sehr mittelmäßiger Tonsetzer. Goldoni fand ihn mitten unter seinen Musikalien, mit dem Brevier in der Hand. Er stand auf, und während er das Zeichen des heiligen Kreuzes der Länge und Breite nach machte, und sein Brevier weglegte, empfing er den Dichter mit einem gewöhnlichen Kompliment. Dieser sagte ihm, welchem Auftrag er von Sr. Excellenz, dem Herrn Grimani, erhalten habe. Ist denn, fragte der Abbé, Herr Lalli nicht mehr bey dem Theater des Herrn Grimani angestellt? Goldoni verständigte ihn, daß man den Herrn Lalli zu alt für das Geschäft, von welchem die Rede sey, finde, und setzte hinzu, er würde sich's zur Ehre schätzen, seinen ersten Versuch unter der Anleitung eines Vivaldi zu machen. Der Abbé nahm sein Brevier wieder in die Hand, und kreuzte sich aufs Neue, ohne zu antworten. Mein Herr! sprach Goldoni, ich will Sie nicht in Ihrer frommen Beschäftigung stören, und werde ein andermal wieder kommen. Mein lieber Freund! fing jetzt der Abbé an, ich weiß, daß Sie Talente für die Poesie haben. Aber man kann eine Tragödie, oder wenn Sie wollen ein episches Gedicht machen, und doch nicht im Stande seyn, vier musikalische Zeilen zusammen zu bringen. Goldoni bat, ihm die Oper zu zei-

gen. Hier, sprach der Abbé, sehen Sie die Scene zwischen Gualtiere und Griselda. Am Ende dieser rührenden und interessanten Scene hat der Dichter eine pathetische Arie angebracht. Aber Mamsell Giraud ist keine Liebhaberin von schleichendem langsamen Gesang, und möchte gern eine Arie voll Feuer, die am Ende die Leidenschaften auf verschiedene Art, z. B. durch abgebrochene Worte, durch ausgeathmete Seufzer, mit Action, mit Bewegung ausdrückte. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen. O sehr gut, antwortete Goldoni, und zugleich habe ich die Ehre gehabt, Mamsell Giraud selbst zu hören. Ich weiß, daß ihre Stimme nicht die stärkste ist. Wie, sprach der Abbé, Sie schmähen meine Schülerin? Sie paßt für Alles, und singt Alles. Sie haben Recht, erwiederte Goldoni, aber geben Sie mir nur das Buch, und lassen Sie mich machen. Der Abbé weigerte sich unter dem Vorwand, er könne es nicht entbehren. Goldoni bat es sich nur auf einen Augenblick aus, mit der Versicherung, der Abbé sollte gleich haben, was er verlangte. Gleich, gleich? rief der Tonsetzer. Ja, gleich! antwortete der Dichter, und der Abbé gab ihm mit einer höhnischen Miene das Stück, und was er zum Schreiben brauchte. Zugleich nahm er sein Brevier wieder, und sang, während er im Zimmer auf

und ab ging, seine Psalmen und Hymnen her. In weniger als einer Viertelstunde hatte der fertige Dichter eine Arie von acht Versen, in zwey Theilen auf's Papier geworfen. Vivaldi las. Seine Stirn entrunzelte sich. Er las wieder, und brach, indem er sein Buch auf die Erde warf, in lauten Jubel aus. Er rief Mamsell Giraud. Hier, sprach er, sehen Sie einen seltenen Mann, einen herrlichen Poeten. Lesen Sie einmal diese Arie. Dieser Herr hat sie hier in Einem Zuge, in weniger als einer Viertelstunde gemacht. Ach! fuhr er fort, indem er den Dichter umarmte, verzeihen Sie mir, mein Herr! Ich will von nun an mit keinem andern Dichter zu thun haben, als mit Ihnen. Goldoni mußte nach seinem Verlangen noch einige Aenderungen machen, und die Oper wurde mit großem Beyfall gegeben.

Die Truppe Grimani hatte sich nach Padua begeben, um dort das Frühjahr über zu spielen, und Goldoni folgte ihr, sobald seine Geschäfte bey der Oper in Venedig es gestatteten. Seine Neuigkeiten erschienen auf dem Theater dieser Stadt, und er erntete, wie er sagt, von seinen Collegen, den Doctoren, nicht weniger Beyfall ein, als von seinen Landsleuten in Venedig. Sein erstes Geschäft war, die Griselda, eine Tragödie des Pariati, nach dem Wunsche

der ersten Liebhaberin, in Verse zu bringen, und das Stück fand in der neuen Gestalt um so mehr Beyfall, da er noch einige andere Aenderungen angebracht hatte.

Von Padua folgte Goldoni der Truppe nach Udine, im venetianischen Friaul. Die Einwohner dieser Stadt schenkten seinen Arbeiten vielen Beyfall, und fanden, daß er sich eben so gut darauf verstehe, Komödien zu schreiben, als Sonette aus Fastenpredigten zu machen.

Der Wunsch, etwas Außerordentliches für die Eröffnung des Theaters in der Hauptstadt hervorzubringen, gab einem sogenannten Divertissement in drey Theilen sein Daseyn. Der erste Theil dieses seltsamen Werks stellte eine literarische Versammlung vor; der zweyte bestand aus einer skizzirten Komödie aus dem Stegreif, und der dritte in einer komischen Oper, die den Titel: Die Erbauung von Venedig, führte.

In der literarischen Versammlung hielt der Directeur eine Rede über das Schauspiel und über die Pflichten der Schauspieler, und schloß mit einem Kompliment an die Zuschauer. Die übrigen spielenden Personen sagten im Character ihrer Fächer Lieder, Sonette und Madrigale, und die vier Masken mit unbedeckten Gesichtern Verse in der verschiedenen Mundart ihres Vaterlands her.

Der Tod einer Schauspielerin, welcher der Dichter nicht bloß als Künstlerin huldigte, bewog ihn, Padua zu verlassen, und unter dem Vorwand, seine Mutter zu besuchen, begab er sich nach Venedig.

Die mütterlichen Wünsche, daß er die Schauspieler verlassen, und wieder in den Advokatenstand treten möchte, waren nicht die seinigen. Er trat, als seine Schauspielergesellschaft gegen Ende Septembers nach Venedig zurückkam, in seine alten Verhältnisse. Sein Divertissement, oder seine Ouvertüre, wurde gegeben, und überraschte durch die Neuheit der Sache. Die gelehrte Gesellschaft und die komische Oper fanden Beyfall, die Komödie in einem Act hingegen fiel wegen des Harlekins durch, mit welchem man nicht zufrieden war.

Die Untreue einer Schauspielerin, von welcher unser Dichter sich eine Zeit lang geliebt wähnte, ließ ihn auf Rache denken, und er wählte zu diesem Zweck den Stoff eines spanischen Schauspiels, das steinerne Gastmahl, von welchem die Italiener wegen seines gänzlichen Unwerths im Scherz behaupteten, der Verfasser habe einen Bund mit dem Teufel gemacht, um es nicht fallen zu lassen.

Diesen Stoff bearbeitete er ganz neu, und da in seinem Stück die Bildsäule des Befehls=

habers weder spricht, noch in der Stadt umhergeht, so gab er ihm, wie Moliere dem seinigen, den Namen Don Juan.

Den Blitz, der im Original den Don Juan erschlägt, glaubte er nicht weglassen zu dürfen, weil, wie er sagt, der Bösewicht immer gestraft werden müsse. Um aber seine ungetreue Geliebte, die Schauspielerin Passalacqua, und seinen ausschweifenden Nebenbuhler, den Schauspieler Vitalba, dem Spotte Preis zu geben, bereicherte er das Stück um zwey Personen, einen Schäfer und eine Schäferin. Der Schäfer Carino war Goldoni, der mit dem Taufnamen Carlino, und Schäferin Elise war die Schauspielerin Passalacqua, die Elisabeth hieß. Der Schauspieler Vitalba war als Don Juan nach seinem wahren Character geschildert.

Der Elise legte der Dichter dieselben Reden in den Mund, welcher sich die Schauspielerin bedient hatte, um ihn zu betrügen, und da häufige Thränen, und ein Dolch, mit welchem sie sich das Herz zu durchbohren drohte, ihr außer der Bühne helfen mußten, den leichtgläubigen Dichter zu hintergehen, so fehlten beyde Mittel auch im Schauspiele nicht.

Goldoni sah voraus, daß die Schauspielerin sich nicht gutwillig dazu verstehen

würde, die ihr zugedachte Rolle zu übernehmen und sich selbst zu spielen, und brachte es daher bey dem Eigenthümer und dem Directeur des Theaters dahin, daß die Rollen vertheilt wurden, ohne vorher das Stück vorzulesen. Zwar erklärte nichts desto weniger die Schauspielerin, die sich in dem ihr vorgehaltenen Spiegel nur zu deutlich erkannte, sie würde die Rolle nicht spielen, wenn nicht wesentliche Veränderungen damit vorgenommen würden. Allein auf den erhaltenen Bescheid, daß sie die Wahl habe, sich entweder als Schäferin Elise zu zeigen, oder hinzugehen, wohin es ihr beliebte, machte sie gute Miene zum bösen Spiel, und spielte ihre Rolle ganz vortrefflich.

Das Publikum, das gewohnt war, im steinernen Gastmahl den Harlekin sich mit Hülfe zweyer Blasen aus dem Sturm retten, und den Don Juan trocken und mit unverletzter Frisur aus den Meereswellen steigen zu sehen, wußte bey der ersten Vorstellung nicht, was es aus Goldonis ernsthafter und veredelter Bearbeitung des alten Possenspiels machen sollte. Allein da sein Abenteuer mit der Passalacqua und dem Vitalba vielen Zuschauern bekannt war, so hob diese Anecdote das Stück so sehr, daß es un=

unterbrochen bis zur Faßnacht gegeben wurde, und den Schluß der Vorstellungen machte.

Die Truppe von San Samuel sollte im nächsten Jahr den Frühling in Genua, und den Sommer in Florenz zubringen, und leicht ließ sich unser Dichter bereden, ihr in beyde Städte zu folgen.

Am Tage seiner Ankunft in Genua wurde gerade das Lotto gezogen, und er befriedigte seine Neugierde, diese Feyerlichkeit mit anzusehen, um so lieber, da er gerade im Besitz einiger Loose für diese Ziehung war.

Vielleicht ist es nicht unangenehm, einen Auszug der Nachricht zu lesen, welche Goldoni bey dieser Gelegenheit von der Entstehung eines eben so sinnreichen als verderblichen Reitzmittels zur Spielsucht seinen Lesern mittheilt.

Das Lotto ist in Genua erfunden, und dankt, wer sollte es glauben? sein Entstehen dem Loose, durch welches zwey Mal im Jahr fünf neue Senatoren, statt eben so vieler Abtretenden, gewählt werden. Man kennt nämlich in der Stadt die Namen aller Wahlfähigen, und der Einfall, auf die fünf, die herauszuziehen waren, zu wetten, lag also ziemlich nahe.

Bald wurde, was anfänglich ein Spiel unter Wenigen war, durch einige schlaue und unternehmende Köpfe, die eine förmliche Bank veranstalteten, und den Wettenden einige Vortheile bewilligten, in's Größere getrieben. Zwar verbot der Gouverneur, sobald ihm die Sache zu Ohren kam, diese kleinen Banken. Allein bald meldeten sich Pächter, die man nicht abwies, und von dieser Zeit an entstand ein berechtigtes Lotto, das anfänglich auf zwey Ziehungen beschränkt war, in Kurzem aber seine Schranken beträchtlich zu erweitern wußte.

Goldoni läßt es ununtersucht, ob das Lotto vortheilhaft, oder schädlich sey. Er rede, sagt er, von Allem, und entscheide Nichts. Nach seiner Gewohnheit, alle Dinge von der besten Seite zu betrachten, sehe er in dem Lotto einen guten Einkommenszweig für die Regierung, eine Beschäftigung für müßige Leute, und eine Hoffnungsstütze für Unglückliche. Was den Erwerb der Regierung betrifft, so wird man ihm wohl Recht geben müssen, so sehr man auch über die Beschäftigung für Müßiggänger und die Hoffnungsstütze für Unglückliche den Kopf schütteln mag. Er selbst gewann eine Ambe von hundert Pistolen, und hatte also alle Ursache, mit dem

Lotto zufrieden zu seyn. Aber wie ein Glücksspiel zum andern reitzt, so war er in Genua zugleich verwegen genug, in die Ehestands-Lotterie zu setzen, und zog, wie er seine Leser versichert, das große Loos.

Dramatische Dichtungen.

I.

Scenen
aus
einem neubearbeiteten Holberg'schen Lustspiele:

Der Geschäftige.

Personen.

Herr Lastmann.
Caroline, seine Tochter.
Barbara, seine Haushälterin.
Anna, sein Mädchen.
Lindenheim, Carolinens Liebhaber.
Vier Schreiber.
Ein Barbier.
Ein Bauer.
Ein Schneider.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Anna (allein).

Ich fürchte, ich fürchte, die Narrheit meines Herrn macht mich noch selbst zur Närrin, näm=

lich zu einer Dichterin. Es kitzelt mich unaufhörlich in den Fingern, eine Komödie über seine Geschäftigkeit zu schreiben. Kotzebue ist todt, und ohnehin hätte er's mit mir nicht aufnehmen können. Gibt es doch der Leute, die keine Quittung zu schreiben vermögen, ohne über die Last ihrer Geschäfte ein Geschrey zu erheben, nur allzuviele, wenn dagegen Andere in der That unter den ihrigen fast erliegen, ohne daß ein Mensch es ihnen anmerkt. Ich werde nie eine Frau vergessen, bey welcher ich einst mit meiner vorigen Herrschaft auf einer Reise einsprach. Wir wurden von ihr auf's Beste empfangen. Aber Himmel, welch ein Rennen und Laufen gleich nach der ersten Begrüßung! Bald war die Wirthin im Zimmer; bald lief sie in den Keller; bald warf sie sich athemlos in einen Stuhl; bald kroch sie gar unter den Tisch. Jetzt schalt sie den Knecht aus, und jetzt bekamen die Mägde ihre Ehrentitel. Meine Frau bat und bat, sich doch ihretwegen nicht so sehr zu bemühen, indem sie gern mit Brot und Butter zufrieden sey. Umsonst! Sie trocknete sich unaufhörlich den Schweiß vom Gesicht, und vertröstete uns mit dem Essen von einer halben Stunde zur andern. Meine Frau, die der geschäftigen Dame um so weniger verbindlich seyn mochte, weil mein Herr in einer sie angehenden Rechtssache als

einer der Richter mitzusprechen hatte, verwünschte hundert Mal den Augenblick ihres Besuchs. Endlich wurde der Tisch gedeckt, und mir war ordentlich bange vor der Schüsselnmenge, die man auftragen würde. Aber die ganze Mahlzeit beschränkte sich auf eine elende Mehlgrütze und acht hart gesottene Eyer. Indessen kam doch bey dem Umtriebe der Wirthin wenigstens etwas zu Stande. Aber ich frage, wo sind die Eyer meines Herrn, wenn er den ganzen Tag wie unsinnig im Hause herum getobt hat? Hätte nur sein ewiges Hin = und Herlaufen den Zweck, sich die Kälte, oder den Scharbock zu vertreiben, so wollte ich die erste seyn, die seine Thätigkeit rühmte. Man erzählt von einem alten Magister, er habe sein Brennholz so lange vom Keller in sein Zimmer, und vom Zimmer in den Keller getragen, bis es ihm, ohne daß er einzuheitzen brauchte, warm genug wurde. Aber die Geschäftigkeit meines Herrn heißt Nichts, und führt zu Nichts. Ich muß nur lachen, wenn ich die Einzige bin, die er von allen seinen Leuten im Hause wegen ihres Fleißes rühmt. Anna, pflegt er zu sagen, ist mein Stubenmädchen, meine Köchin, mein Kammerdiener, mein Secretär und meine Haushälterin. Doch still! Hier kommt die alte Barbara.

Zweyter Auftritt.

Barbara. Anna.

Barbara. Ihr seyd mir die rechten Schreiber! Tagdiebe seyd Ihr.

Anna. Was gibts, Barbara? Müßt Ihr denn immer schelten?

Barbara. Todtärgern werde ich mich noch. Stelle dir vor, ich sehe durch die Thürspalte die Schreiber im Comtoir beysammen sitzen. Keiner rührt eine Feder an, aber desto fleißiger stoßen sie die Gläser zusammen. Einer der Schurken trank sogar auf meine Gesundheit. Barbara, rief er, soll leben! Möchte das alte Zankeisen doch einmal einen Mann bekommen!

Anna. (Lacht.)

Barbara. Ich bin doch Gottlob! noch lange nicht in den Jahren, daß ich nöthig hätte, mich ein altes Zankeisen schelten zu lassen.

Anna. Seyd nur recht böse. Ihr habt Ursache dazu. Ihr seyd weder alt, noch ein Zankeisen.

Barbara. Wo soll es hinaus in der Welt, wenn ein Mädchen im vierzigsten Jahr schon alt heißt?

Anna. Ihr habt Recht. Mit vierzig Jahren sind die Frauenzimmer kaum über die Kindheit hinaus, und was Euch betrifft, meine gute

Barbara! so sieht man Euch Eure vierzig Jahre so wenig an, daß Ihr Euch noch heute als die Göttin der Jugend mahlen lassen könntet. Das alte Zankeisen nennt man Euch aus keiner andern Ursache, als weil Ihr die Leute zuweilen bey dem Herrn verklagt.

Barbara. Ich weiß es längst, wegen meiner Treue feindet man mich an, und spricht mir sogar meine Jugend ab. Allein soll ich schweigen, wenn ich sehe, daß die Faullenzer den Herrn nicht nur um die Zeit, sondern auch um sein Geld betriegen?

Anna. Der letzten Beschuldigung muß ich widersprechen. Der Herr hat seine Augen überall, und wehe dem, der bey ihm die Ehrlichkeit vergäße!

Barbara. Eben, weil er die Augen überall hat, sieht er nirgend etwas. Will ich ihn aber auf irgend eine Schelmerey aufmerksam machen, so hat er wegen anderer wichtigerer Geschäfte niemals Zeit, mich anzuhören. Ich sage Dir, Anna! ich hätte das Haus längst schon verlassen, wenn mich nicht noch eine besondere Ursache festhielte.

Anna. Darf ich diese Ursache nicht wissen? —

Barbara. Warum nicht? Herr Lastmann hat mir längst versprochen, mir zu einem Manne zu helfen. Aber so oft ich ihn auch an sein

Wort erinnere, immer sind es seine verdammten Geschäfte, die ihn nicht an mich denken lassen.

Anna. Welche Thorheit! Der Mann will Andere verheirathen, und hat nicht einmal Zeit, sich selbst nach einer Frau umzusehen.

Barbara. Ich kann mich der Thränen nicht enthalten, wenn ich bedenke, daß ich ohne seine leeren Verheißungen långst schon einen Mann glücklich gemacht hätte.

Anna. Aber, Barbara! bedenkt doch, daß Ihr in keinem Falle Euch selbst einen Mann suchen könnt. Wollte der Himmel, diese Mode würde einmal bey uns Mädchen eingeführt! Ich wäre die Erste, die sie mit machte.

Barbara. Aber gibt es nicht Heirathsvermittlerinnen genug? Die berühmteste von diesen hat mir längst ihre Dienste angebothen. Aber immer war ich thöricht genug, auf das Versprechen des Herrn zu bauen.

Anna. Ich rathe Euch, überfallt ihn einmal, wenn ihm gerade seine Geschäftswuth ein wenig Ruhe läßt, und dann geht ihm nicht mehr von der Seite, bis Ihr so gut als eine Braut seyd.

Barbara. Dieser Rath ist leichter gegeben, als befolgt. Wer sagt mir, wenn und wo er zu finden ist, ohne daß ihm die Einbildung von seinen Geschäften den Kopf verrückt hat? Him-

mel! er ist ein sterblicher Mensch, und ich zittere an allen Gliedern, wenn ich bedenke, er könnte plötzlich aus der Welt gehen, ohne daß er mich noch verheirathet hat. Aber woher kommt es doch, daß gewisse Menschen mit der Sucht geplagt sind, sich in einem Wirbel von Geschäften herumzutreiben?

Anna. Ihr wißt doch, Barbara! daß man Gespenster sieht, wenn man an Weihnachten, und daß man immer weint, wenn man im Regenwetter geboren ist. Eben so glaube ich, daß Leute, wie unser Herr, ihr Daseyn in einer Schreibstube erhalten haben, und an einem Posttage geboren sind.

Barbara. Närrisches Mädchen! was hast Du für Einbildungen?

Anna. Es ist mein Ernst, wenn ich gleich meine Meinung Niemand aufdringen will. Richtig ist wenigstens, daß die Krankheit unsers Herrn bald zu, bald abnimmt. Zuweilen ist er so vernünftig, wie andere Leute, spricht man aber nur das Wort Brief, oder Geschäft aus, so geht es ihm wie dem Don Quixote, wenn er von der fahrenden Ritterschaft hörte. Ich wollte schwören, er hat statt des Bluts Tinte in den Adern, die gleich in Wallung geräth, sobald er nur ein Blatt Papier sieht.

Barbara. Alle diese Muthmaßungen und

Erklärungen helfen mir zu keinem Manne. Ich wollte, er würde lahm an Händen und Füßen, und bliebe nur zu dem einzigen Geschäft tauglich, mich zu verheirathen.

Anna. Wollt Ihr, daß er besser für Euch sorgt, als für seine eigene Tochter? Täglich verspricht er dieser, was Ihr Euch so sehnlich wünscht, einen Mann, und doch hat noch bis diese Stunde Herr Lindenheim, der schon seit zwey Jahren ihr Anbether ist, keine Gelegenheit finden können, ihm sein Anliegen vorzutragen.

Barbara. Ist es aber wirklich an dem, daß Herr Lindenheim und unser Fräulein einander lieben?

Anna. Ihr dürft an ihrer Liebe gar nicht zweifeln, und bald sollt Ihr noch mehr erleben. Nächstens, hoffe ich, wird es zur Hochzeit kommen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Caroline.

Caroline. Wo ist die Haushälterin? Mein Vater ruft ihr.

Barbara. Hier bin ich, Fräulein! Nun muß ich laufen.

(Sie geht ab.)

Anna. Erwünscht, daß die Alte fort ist! Nun, mein Fräulein! können wir von Ihrer Herzenssache sprechen.

Caroline. Ach meine gute Anna! mein einziger Trost ist Deine Klugheit und meines Vaters Vertrauen zu Dir.

Anna. Heute noch muß die Sache zu Stande kommen, weil er gerade heute, wie es scheint, sein Steckenpferd ein wenig ausschnaufen läßt. Herr Lindenheim wird um neun Uhr hier seyn, und hoffentlich eine Viertelstunde Gehör bey ihm finden. Wir dürfen ja den günstigen Augenblick nicht versäumen.

Caroline. Ich hoffe, es wird Alles gut gehen, wenn nur Lindenheim bey ihm zum Worte kommt.

Anna. Sie haben Recht, Fräulein. Die Hauptschwierigkeit ist, daß er ihm Rede steht. Aber hier kommt er gerade. Ich rathe Ihnen, sich inzwischen zu entfernen.

Fünfter Auftritt.

Lastman. Anna. Vier Schreiber. Lindenheim.

Anna. Sie kommen gerade recht, Herr Lindheim! Der Herr hat noch nicht zu schreiben angefangen. Säumen Sie nicht, Ihr Anliegen vorzubringen.

Lindenheim. Verzeihen Sie, Herr Lastmann! daß ich so gerade zu gehe. Ich habe ein Anliegen, das für mich von der größten Wichtigkeit, und Ihnen, wie ich hoffe, wenigstens nicht ganz gleichgültig ist.

Lastmann. Ich will hören, worin es besteht. Aber ich bitte, fassen Sie sich kurz. Alle meine Augenblicke sind gezählt.

Lindenheim. Ich heiße Lindenheim. Mein Vater ist Ihnen, so viel ich weiß, bekannt.

Lastmann. Sie sind der Sohn eines sehr rechtschaffenen Mannes.

Lindenheim. Auf seinen Rath und nach seinem Willen bin ich gekommen, bey Ihnen...

Lastmann. Schreibt Ihr dort, Ihr vier?

Die Schreiber. Wir schreiben.

Lastmann. Laßt einmahl sehen, wie weit Ihr gekommen seyd. Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, mein Herr!

(Er tritt an die lange Tafel, an welcher die Schreiber sitzen.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Ein Barbier.

Der Barbier. Ich war heute schon zwey Mal hier, Herr Lastmann! Man sagte mir aber immer, Sie schliefen noch.

Lastmann. Ihr trefft just den Augenblick, wo Ihr mir den Bart abnehmen könnt.

Aber Ihr dürft nicht lange an Euren Messern wetzen. Ich weiß vor Geschäften nicht, wo mir der Kopf steht.

(Er setzt sich, und wird eingeseift.)

Der Barbier. Es ist heute ein entsetzliches Wetter.

Lastmann. Ich habe noch nicht darauf acht gegeben.

Der Barbier. Was ich von der Welt denken soll, weiß ich je länger je weniger. Richtig ist es, daß sie nie so schlimm war, als in diesem Augenblicke. Man sieht und hört Nichts als Unheil, und erlebt Dinge, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Vermuthlich wissen Sie schon, werther Herr Lastmann! was sich erst vor einigen Tagen begeben hat?

Lastmann. Bewahre mich der Himmel! Nichts fehlte mir noch, als daß ich mich auch noch um Neuigkeiten bekümmern müßte. Neuigkeiten sind für Tagediebe, und für keinen Mann von Geschäften, wie ich.

Der Barbier. Aber die meinige, die ich Ihnen erzählen will, müssen Sie schlechterdings wissen. Eine Soldatenfrau in den Kasernen hat auf einmahl zwey und dreyßig Kinder geboren, und doch unterschied sie sich äußerlich nicht von jeder andern schwangern Frau. Jetzt sagen Sie mir doch, da Sie ein Herr von

vieler Klugheit sind, wie Sie die Sache begreifen wollen.

Lastmann. Ehe man sich den Kopf mit dem Begreifen zerbricht, muß man erst wissen, ob die Geschichte auch wahr ist.

Der Barbier. Wie? Sie zweifeln noch an der Wahrheit? Und doch sind die Kinder alle getauft worden, ob sie gleich nachher gestorben sind.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bauer.

Der Bauer. Hier, gestrenger Herr! bringe ich Euch das Geld für zwey Scheffel Korn.

Lastmann. (Er steht mit eingeseiftem Gesicht auf.) Was zwey Scheffel? Drey Scheffel hast Du zu bezahlen.

Der Bauer. Ich weiß es wohl, gestrenger Herr! Aber Ihr habt wohl Geduld mit dem dritten bis zum nächsten Jahre. Die Zeiten für uns Bauern siud jetzt schlechter, als jemals.

Lastmann. Schlechte Zeiten sind das ewige Bauernlied, und von keinem hört man es so oft, als von Dir.

Der Bauer. Ach, gestrenger Herr! Ihr wißt, welche hohe Felder wir haben, und von

diesen hat man heuer fast gar nichts geerntet. Das Korn, so lang es auf dem Halme stand, lachte Einen an. Aber ich will nie wieder hinter meinem Pfluge hergehen, wenn wir nicht weniger bekamen, als im vorigen Jahre, und obendrein ist es so leicht, daß man uns kaum vier Gulden für den Scheffel bezahlen will. Wißt Ihr nicht, gestrenger Herr! wie theuer man bey Euch auf dem Kornmarkte verkauft?

Lastmann. Halte mich nicht auf mit Deinen Fragen, und merke Dir es desto besser, daß Du mir drey Scheffel Korn bezahlen mußt.

Der Bauer. Ach, gestrenger Herr! ich wollte ja gerne, wenn ich nur könnte. Ihr müßt Euch schlechterdings noch ein Jahr gedulden. Im nächsten will ich desto gewisser Landgild und Grundzins auf einmal abtragen.

Lastmann. Du bist der ewige Versprecher, aber wenn hast Du jemals Wort gehalten?

Der Bauer. Traurig genug, daß uns jedes Jahr ein neues Unglück trifft! In einem Jahre haben wir Mißwachs, und im andern Viehsterben, und oft müssen wir die Pferde fürs Geld von unsern Nachbarn borgen, um nur das Feld bestellen zu können.

(Der Bauer nimmt das Geld aus seinem Beutel, und Lastmann zählt es.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Schneider.

Der Schneider. Sie haben nach mir geschickt, Herr Lastmann! damit ich Ihnen das Maß zu einem Kleide nehme.

Lastmann. (Er läuft von dem Gelde weg.) Nein, ich halte es nicht mehr aus. Barbiere, Bauern und Schneider stürmen mit gesammter Macht auf mich los.

Der Schneider. Ich will im Augenblicke fertig seyn.

Lastmann. Im Augenblicke! Wenn ich nun aber keinen Augenblick Zeit habe? Doch kommt nur. Hurtig, hurtig! Ihr solltet schon wieder fort seyn.

(Der Schneider nimmt ihm das Maß.)

Der Bauer. Gestrenger Herr! Ihr werdet das Geld für die zwey Scheffel Korn richtig gefunden haben?

(Der Schneider geht ab.)

Lastmann. (Er läuft wieder zum Bauer.) Daß Dich das Wetter! Habe ich doch das Geld noch nicht einmal gezählt. O mein Kopf, mein Kopf! Was wird am Ende aus Dir werden?

(Er zählt das Geld wieder.)

Der Barbier. Befehlen Sie, hochverehrter Herr! daß ich ein andermahl komme?

Lastmann. Bin ich denn noch nicht rasirt? (Er greift an den Bart, und fühlt die Seife.) Zum Henker! Die Seife trocknet mir im Gesicht. (Zum Bauer.) Warte ein wenig, bis ich rasirt bin. (Er setzt sich nieder.) Ich werde mich noch als ein Mann, der wegen seiner Geschäfte verzweifeln will, ins Kirchengebet einschließen lassen. Schreibt Ihr dort?

Die Schreiber. Wir schreiben!

Anna. Wollen Sie doch Herr! nicht diesem jungen Herrn ein Paar Worte vergönnen? Er wartet schon so lange.

Lastmann. Es thut mir leid. Ich komme sogleich. Ihr Uebrigen geht einstweilen, und kommt in einer Stunde wieder.

(Der Barbier und der Bauer gehen ab.)

Neunter Auftritt.

Lastmann. Die Schreiber. Lindheim. Anna.

Lastmann. Verzeihen Sie, mein Herr! Ich ließ Sie warten. Aber Sie waren ja selbst Zeuge meiner Geschäfte.

Lindenheim. Wer ich bin, Herr Last mann! habe ich Ihnen bereits gesagt, und nicht ohne Schüchternheit eröffne ich Ihnen

jetzt meine Wünsche. Ich liebe Ihre Tochter, und bitte um Ihre väterliche Einwilligung. Mein Vater, Ihr Jugendfreund, der meine Liebe vollkommen billigt, wurde blos durch eine Unpäßlichkeit gehindert, mir selbst das Wort bei Ihnen zu reden.

Lastmann. Ich danke Ihnen, lieber junger Mann für Ihr Vertrauen. Aber darf ich fragen, welchem Stande haben Sie sich gewidmet?

Lindenheim. Mein Vater hat mir die sorgfältigste Erziehung gegeben. Er ließ mich reisen. Ich verstehe verschiedene Sprachen, besonders auch die lateinische, und bin in mehreren Fächern kein Fremdling.

Lastmann. Diese Kenntnisse sind wohl gut, aber der Mann, der meine Tochter begehrt, muß sich durch Fleiß, und vorzüglich durch eine gute Feder auszeichnen. Ich brauche einen tüchtigen Gehülfen, wenn ich nicht unter der Last meiner Geschäfte erliegen soll.

Lindenheim. Ich hoffe, Herr Lastmann! Sie sollen mich nicht unbrauchbar finden, und kann Ihnen auf der Stelle verschiedene Briefe als Proben meiner Arbeit vorlegen.

Lastmann. (Zu den Schreibern.) Schreibt Ihr dort?

Die Schreiber. Wir schreiben!

Lastmann. Laßt sehen, wie weit Ihr gekommen seyd.

(Er geht zu den Schreibern, und dann wieder zu Lindenheim.)

Lindenheim. Wollen Sie die Güte haben, Herr Lastmann! und diese theils deutsch, theils französisch, theils lateinisch geschriebenen Briefe und Aufsätze Ihrer Durchsicht würdigen?

Lastmann. Ich danke Ihnen Herr Lindenheim! Mir ist es weder um Aufsätze, noch um Briefe zu thun. Die Frage ist, ob Sie das Buchhalten verstehen.

Lindenheim. Ich muß bekennen, daß ich von dieser Kunst nichts weiß. Wozu sollte sie mir auch nützen?

Lastmann. Nützt sie nicht Ihnen, so nützt sie doch mir. Aber mit allen Ihren übrigen Tausendkünsten ist mir Nichts gedient. Wer mein Schwiegersohn werden will, muß ein Buchhalter seyn, und da Sie selbst gestehen, daß Sie keiner sind, so danke ich Ihnen noch einmal für Ihr Vertrauen, und bitte, Ihren Herrn Vater zu grüßen.

Lindenheim. Ich bin aber bereit, Herr Lastmann! die von Ihnen so hoch geschätzte Kunst noch zu lernen, und die Liebe zu Ihrer Tochter wird meine beste Lehrmeisterin seyn.

Lastmann. Nehmen Sie es mir nicht übel, junger Herr! Sie sprechen, wie Sie es

verstehen. Das Buchhalten ist eine Kunst, die von Jugend auf gelernt seyn will. Ohnehin habe ich meine Tochter bereits halb und halb an den Buchhalter, Peter Madsen versprochen. Sein Vater ist der erste Buchhalter der Stadt, und da der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, so muß der Sohn nothwendig der zweite seyn.

Lindenheim. Aber, Herr Lastmann! Wie können Sie sich einbilden, Ihre Tochter werde ihre Hand diesem Pedanten geben? Und Sie selbst begreife ich nicht, daß Ihre Wahl auf einen so lächerlichen Menschen fällt.

Lastmann. O vortrefflich! Sie führen ganz die Sprache der galanten jungen Herrn, die Jeden, der mehr gelernt hat, als sie, einen Pedanten schimpfen. Dieser Pedant, Peter Madsen, ist allein der Mann, der einen Theil meiner ungeheuren Geschäfte auf seine Schultern zu nehmen vermag.

Lindenheim. Aber, verzeihen Sie mir, Herr Lastmann! wenn ich nicht errathen kann, worin Ihre Geschäfte bestehen. Haben Sie doch weder ein Amt, noch treiben Sie ein Gewerbe.

Lastmann. Hast Du es gehört, Anna? Der junge Herr meint, ich hätte keine Geschäfte. Oeffne ihm doch statt meiner das Verständniß.

Anna. Welche Unbesonnenheit, Herr Lin=

denheim! Sagen Sie lieber, Herr Lastmann habe keinen Verstand, als keine Geschäfte. Nur seine ärgsten Feinde erlauben sich eine solche Lästerung. Mancher Geheimerrath, müssen Sie wissen, und sogar mancher Prälat hat nicht halb so viel zu thun, als er. Wissen Sie denn nicht, daß er neben mir noch vier Schreiber hat?

Lastmann. Und muß ich nicht nächstens noch zwei dazu annehmen? (Zu den Schreibern.) Ihr Müßiggänger - ort, schreibt Ihr?

Die Schreiber. Wir schreiben, daß wir kaum die Hände noch rühren können.

Lindenheim. Ich will Ihnen nur sagen, Herr Lastmann! daß Ihre Tochter diesen Einfaltspinsel, Peter Madsen, nun und nimmermehr heirathen soll.

Lastmann. Ich erstaune! Und darf ich fragen, wer wird es hindern?

Lindenheim. Ihre Tochter wird dem Schafskopf zwanzig Körbe für Einen geben, und will der Herr Papa sie zwingen, so hat er es mit meiner Wenigkeit zu thun.

Lastmann. Immer besser!

Lindenheim. Auf mein Wort, es wird Nichts aus der Sache.

Lastmann. Und auf mein Wort, noch ehe die Sonne untergeht, soll meine Tochter den Buchhalter, Peter Madsen, heirathen. Jetzt

leben Sie wohl, junger Herr! Ich habe keine Zeit, Ihre Großsprechereien länger anzuhören.

Lindenheim. Gott befohlen, unermüdeter Herr Lastmann! Ich werde Ihr Schwiegersohn, und damit Punctum!

(Er geht ab.)

II.

Scenen
aus
einem ungedruckten Lustspiele:

Ulysses von Ithaka.

Personen.

Paris.
Marcolfus.
Ulysses.
Kilian.
Helena.
Franziska.
Rosimunda.
Penelope.
Ahasverus.
Ritter.
Ein Werber.
Ein trojanischer Bauer.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Marcolfus (allein).

Ihr Diener, meine Herrn! Ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu seyn.

(Er sieht sich auf allen Seiten um.) Ich bin ein Lakey, und der Prinz Paris, der Sohn des großen Priapus, ist mein Herr. Wir kommen von Troja über vierhundert deutsche Meilen hieher nach Ithaka, um, im Vertrauen gesagt, die schöne Helena zu entführen. Der Prinz hat sich in ihr Bildniß verliebt, ob aber die Prinzessin sich in seine Person verlieben wird, möchte ich fast bezweifeln, wenn es nicht gegen den Respect wäre, den ich meinem Herrn schuldig bin. Es ist kein Spaß, vierhundert Meilen mit Extrapost zu reisen, und es soll mich gar nicht wundern, wenn die Leute hier meinen Herrn in seiner jetzigen abgenutzten Gestalt eher für einen alten Stadtkorporal, als für einen Prinzen ansehen. Aber wie viel hat die Glocke geschlagen? (Er sieht nach der Thurmuhr.) Wahrhaftig, schon acht Uhr! Nun hat der Prinz Zeit, wenn er zum Entführen nicht zu spät kommen will. Helena, wie ich auskundschaftete, pflegt um diese Stunde ihren Morgenspaziergang zu machen. Mein Herr hätte zwar, wie ich glaube, das Entführen gar nicht nöthig, wenn er es ehrlich meinte. Aber leider bringt es jetzt der gute Ton so mit sich, daß zehn Mädchen, wenn nicht entführt, doch verführt werden, bis eine einzige einen Mann bekommt.

Zweite Scene.

Paris. Marcolfus.

Paris. O Liebesgott! warum heißt man Dich nicht den Liebesteufel?

Marcolfus. Ich machte mir nichts daraus, ihn ins Angesicht, und in Gegenwart seiner verrufenen Frau Mama einen Lotterbuben zu schimpfen.

Paris. Ach, mein getreuer Marcolfus! hier also soll die Sonne und der Morgenstern von Ithaka mir aufgehen?

Marcolfus. Hüthen Sie sich, Prinz, daß Sie das zu raubende Kleinod nicht zu hoch anschlagen. Ein Jungfernraub hat nicht halb so viel zu bedeuten, als wenn man einen Stern, oder gar eine Sonne entführt.

Paris. Aber was meinst Du? Werde ich bei ihrem Anblick nicht in Ohnmacht fallen, und sie gar nicht zu Entführen im Stande seyn? O undankbare Venus! Weil ich Dich durch den goldenen Apfel für die Schönste erklärte, muß ich durch die Pfeile Deines Sohns, die mein fürstliches Herz aufs Tiefste verwundeten, der Unglücklichste werden!

Marcolfus. In der That, hätte die Dame nur diese einzige Sünde auf ihrem Gewissen, sie verdiente ein halbes Jahr im Spinn=

hause zu sitzen. Aber Jupiter sieht seiner ungerathenen Tochter viel zu sehr durch die Finger. Doch hier kommen sie. Jetzt, mein Prinz! erinnern Sie sich, daß Sie ein Held sind.

Paris. Ach, mein guter Marcolfus! Ich fühle es, je näher die Prinzessin mir kommt, desto näher ist mir die Ohnmacht. Siehst Du nicht, wie ich sinke? Halte mich doch!

Marcolfus. Ich bitte Ihre Hoheit, sich doch ein wenig zu schämen. Ein verliebtes Herz darf kein feiges Herz seyn.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Helena. Franziska.

Helena. Beste Franziska! Hast Du je etwas Schöneres gesehen, als den goldenen Apfel, den mir meine Mutter heute schenkte? Ich ärgere mich, daß ich ihn einzustecken vergaß, um ihn meinen Gespielinnen zu zeigen.

Franziska. Wissen Sie, schönste Prinzessin! welchen Gebrauch ich an Ihrer Stelle von dem Kleinod machen würde? Der schönste Ritter, den ich in geheim im Herzen trüge, sollte es bekommen. Aber, ums Himmelswillen, Prinzessin! warum werden Sie auf einmal so blaß? Ich glaube gar, es ist Ihnen übel. (Sie hält ihr ein Riechfläschchen vor.)

Helena. Unglückliche! Wie oft muß ich Dirs sagen, daß Du keine Mannsperson vor meinen jungfräulichen Ohren nennst? Der blosse Nahme wird mich noch tödten.

Marcolfus. (Leise.) Verwünschte Hexe mit Deiner Männerscheu! Ich kenne diese Lucretiensprache, und wer sich durch sie nur einen Augenblick abschrecken läßt, ist der größte Neuling in Liebessachen.

Helena. Höre doch, Franziska, wie entzückend die Nachtigall schlägt!

Marcolfus. (Leise.) Die Nachtigall? Wo, zum Henker! soll zur Martinszeit eine Nachtigall herkommen? Ich höre Nichts, als ein Paar Gänse schnattern.

Franziska. Was kann die Nachtigall, oder sonst ein Vogel anders thun, als vor Freude singen, wenn ihm die Sonne von Ithaka, ich meine die unvergleichliche Prinzessin Helena, leuchtet?

Marcolfus. Mich dünkt, dieses Mädchen ist tausend Mal schöner, als ihre Gebietherin, von welcher so viel Wesens gemacht wird. Sind Sie nicht auch der Meynung, meine Herrn? (Er wendet sich gegen Paris.) Herr jetzt ist es Zeit, Hand ans Werk zu legen. Hurtig! Was soll das Zittern?

(Er stößt ihn in die Nähe der Helena. Paris ergreift sie, und schleppt sie weg.)

Helena. Gewalt! Gewalt! Man raubt mich! Du siehst, meine gute Franziska! was mir begegnet, der Schurke ist eben so stark, als ich schwach bin, sonst wollte ich ihm eher die Augen auskratzen, ehe er mich von der Stelle brächte. Doch was ist zu machen? Nimm diese Perlenschnur, und übergieb sie dem edlen Ritter Ulysses. Er wird wissen, was er zu thun hat, und mich sobald als möglich an diesem Räuber rächen. (Sie schreyt.)

Marcolfus. Mich dünkt, gnädigste Prinzessin! Sie haben jetzt den Wohlstand beobachtet, und genug geschrien. Es taugt nichts, wenn eine Jungfer gar zu reitzend ist. Alle Welt macht Jagd auf sie. Uebrigens brauchen Sie sich Ihres Liebhabers nicht zu schämen. Er ist der trojanische Prinz Paris, der Sohn des großen Königs Priapus.

(Sie gehen mit ihr ab.)

Vierte Scene.

Franziska (allein).

Ist es kein Traum? Hat man mir wirklich das Kleinod von Ithaka aus den Händen gerissen? Das ganze Land, so viel ich es kenne, wird über den Unfall verzweifeln. Doch was beklage ich das Land? Das Land soll mich

beklagen. Ich habe mein Alles, ich habe die huldreichste aller Prinzessinnen verloren. Ach, Helena, Helena! nie werde ich Dich wieder sehen. Ich weiß es gewiß, Deine Tugend wird Dein Fall seyn. Du hast einen Dolch im Busen versteckt, und mit diesem wirst Du Dir das Herz durchbohren, sobald der gottsvergessene Räuber das Schreckenswort: Ich liebe Dich! über seine Zunge kommen läßt. O Ihr großen und kleinen Helden von Ithaka! Ihr Feldzeugmeister, Generale, Obersten, Hauptleute, Lieutenants und Fähndriche! werdet Ihr den frevelhaftesten aller Frevel ungerächt lassen? Die Stunde ist gekommen, wo Ihr mit der That beweisen könnt, ob Ihr im Ernst, oder nur zum Schein Euer Leben zu den Füßen der Prinzessin aushauchen wolltet. Doch wen sehe ich? Der tapfere Ulysses kommt.

Fünfte Scene.

Franziska. Ulysses. Kilian.

Ulysses. (Mit gezwungener Stimme.) Sprich, mein getreuer Kilian! wer war der Erste im gestrigen Ritterspiele? Und bemerktest Du nicht, auf welchen Ritter die Sonne von Ithaka die Strahlen ihrer Augen vorzüglich geworfen hat? Doch was frage ich? Keiner, als der edle

Polydorus war es, für den sie Licht und Wärme ausströmte, und der Neid der übrigen Hofleute bestätigt, was ich behaupte. Aber seit dem es einen Neid gibt, ist er der unzertrennliche Gefährte der Vollkommenheit, und ich schwöre bey der goldenen Krone und dem goldenen Zepter unsers großen Kaisers, daß von allen Rittern zwischen Numidien und dem rothen Meere Polydorus der Vollkommenste ist. Doch welche traurige Weibergestalt kommt hier auf uns zugetrippelt.

Franziska. (Auf den Knien.) Ach, Ihre Hoheit! ein schwaches Weib bittet starke Männer um Hülfe und Rache.

Ulysses. Stehe auf, und laß mich Dein Anliegen hören.

Franziska. Aufstehen? Nimmermehr! Bildet der Herr sich ein, eine Dame falle umsonst einem Manne zu Füßen? Ich bleibe liegen, bis Ihre Hoheit mir die Gewährung meiner Bitte versprechen.

Ulysses. Ihr Weiber bittet oft um höchst ungereimte Dinge. Forderst Du aber weder eine Unmöglichkeit, noch ein Unrecht, so soll Dir mein Beystand nicht fehlen. Stehe auf!

Franziska. Ach, gnädigster Herr! die Sonne von Ithaka ist verfinstert, oder um es deutsch zu sagen, sie ist gestohlen. Ihre Durch-

laucht verstehen mich doch? Die schöne Helena ist entführt, und der Thäter ist der trojanische Prinz Paris. Im Augenblicke der Gewaltthat riß sie diese Perlenschnur von ihrem Schwanenhalse. Ueberliefere das Kleinod, rief sie mir zu, dem tapfern Ritter Ulysses, und höre nicht auf, ihn zu beschwören, bis er Dir verspricht, mich zwischen heute und morgen mit gewaffneter Hand aus den Klauen meines Räubers zu befreyen.

Ulysses. O unglückliche Prinzessinn! O verdammter Räuber! Aber, mein gutes Kind! auf mein Wort, trockne Deine Thränen! Ich schwöre bey meinem zweyten Leben, bey der Seele der Penelope schwöre ich, das ganze trojanische Reich, so groß es ist, soll meinen Zorn wegen dieser ungeheuren That empfinden. Jetzt kannst Du gehen, und guter Dinge seyn.

Sechste Scene.

Ulysses. Kilian.

Ulysses. Jetzt, Kilian! dürfen wir beyde die Hände nicht in den Schooß legen. Vor allen Dingen muß der Tempel des Janus geschlossen, und der Tempel der Bellona aufgesperrt werden. Mein mit Drachenblut gefärbtes Schwert ist aus der Scheide zu ziehen, mein

Schild, welchen ich in der großen Schlacht bey Mingrelien dem König von Mesopotamien selbst aus den Händen riß, ist herbey zu bringen, mein Panzer ist mir anzulegen, und mein diamantharter Helm, welchen die brasilianische Königinn Saba, als ich mit dem vierköpfigen Ritter Langulamisosopolidorius kämpfen sollte, mir mit eigenen Alabasterhänden auf mein ritterliches Haupt setzte, ist jetzt wieder auf eben dieses Haupt zu setzen. Mein im Streite feuerspeyendes Pferd Pegasianus endlich, in welches der stolze Ritter Polyphemus von seiner neidischen Stiefmutter Constantinopolitania verwandelt wurde, ist mit meinem elfenbeinernen Sattel, und mit der mit Gold und Perlen von der longobardischen Prinzessin Rosimunda gestickten Schabracke zu belegen.

Kilian. Alle diese Anstalten sind bald getroffen. Aber woher wollen Ihre Hoheit die Armee nehmen?

Ulysses. Woher ich die Armee nehme? Eine Armee, so zahlreich als der Sand in den Wüsten Arabiens will ich durch Deine Bemühung zusammen bringen. Du sollst als mein Ambassadeur von dem König Mithridates von Pontus, der in einem goldenen Schlosse wohnet, seine mit silbernen Schilden versehene Armee von tausend Mal tausend Fußvolk, und fünf Mal

hundert tausend geflügelter Reiterey, von dem Herzog Nilus, von Podolien, der in einem silbernen Schlosse wohnt, seine zehntausend mit Sammt bezogene Schiffe mit ihren Mastbäumen von Einhorn und ihren seidenen Segeln, und endlich von dem Grafen Holofernes von Bethulien, der in einem hohen elfenbeinernen Schlosse wohnt, und selbst sieben Ellen hoch ist, seine fünftausend sechzigpfündige elfenbeinerne Kanonen, ich sage, das genannte Volk, die genannten Schiffe und die genannten Kanonen sollst Du von den genannten Machthabern in meinem Namen zur Hülfe gegen den König Priapus verlangen, dessen Sohn Paris dem ganzen Ithaka durch den Raub der schönen Helena die bittersten Thränen ausgepreßt hat. Ich verlasse Dich jetzt, und hoffe, Du wirst Dir um so größere Eile zur Pflicht machen, da, ehe Du zurückkommst, kein Barbier meinen Bart berühren soll.

Siebente Scene.

Kilian (allein).

Wahrhaftig, es nimmt mich Wunder, daß mich mein Herr nicht auch noch zu den Gegenfüßlern schickt, und es kann leicht seyn, daß,

ehe ich meine ungeheure Reise nur zur Hälfte vollendet habe, die schöne Helena längst von den Würmern gefressen ist. Sagt doch das Sprichwort: Ehe das Gras wächst, kann die Kuh schon todt seyn. Und auf diese Weise müßten wir ja Krieg um's Kaisers Bart führen. Aber ehe ich meine Gesandtenpilgrimschaft antrete, muß ich mir erst das Maß zu einem tüchtigen Paar Schuhen nehmen lassen. Uebrigens möchte ich wohl wissen, warum durchaus Krieg angefangen werden soll. Das schöne Lenchen ist keinen Schuß Pulver werth, und doch sollen sich ganze Armeen um ihretwillen schießen! Prinz Paris hat offenbar einen Sparren, weil er wegen einer so schlechten Beute eine so weite Reise machte. Aber wie steht es denn um unsere Köpfe, wenn wir, bloß um sie ihm wieder abzunehmen, einen Krieg anfangen? Möchte er doch meinetwegen noch zwanzig solche Helenen entführen. Aber unsereins muß gehorchen, und darf nicht raisoniren. Und mein Herr vollends nimmt gar keine Vernunft an. Daß ich ein Ambassadeur zu Fuß bin, wollte mir anfäglich nicht in den Kopf. Aber ich denke, weder Wagenpferde noch Reitpferde machen den Ambassadeur aus. Doch es ist Zeit, daß ich mich aus dem Staube mache. Rosimunda, die Schwester unserer Entführten

kommt, und ich bin weit entfernt, sie in ihrem pflichtmäßigen Jammer zu stören.

Achte Scene.

Rosimunda (allein).

Ach, Herzensschwester! Du Stolz von Ithaka und Perle deines Hauses! Hier stehe ich, und zürne auf mich selbst, daß ich drey Monate, nachdem du mir geraubt bist, noch zu leben im Stande bin. Es ist nicht genug, daß der Gram mich in eine verwelkte Blume verwandelt hat. Auch der noch übrige Rest von mir gehört dem Grabe. Ach! warum verstehe ich nichts vom Kriegführen? Gleich einer Amazone wollte ich an der Seite des großen Ulysses und der übrigen Helden von Ithaka mein Blut für deine Freyheit vergießen. Doch hier kommt Penelope, die Gemahlin des großen Heerführers. Von ihr werde ich erfahren, wie weit man mit den Kriegsrüstungen gekommen ist.

Neunte Scene.

Penelope. Rosimunda.

Penelope. Treffe ich Sie hier an, Prinzessin? Ich wette, Sie bilden sich ein, mein Gemahl werde, wie ein Don Quixote, auf

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Abentheuer auszziehen, um Ihre unvergleichliche Schwester aufzusuchen.

Rosimunda. Meine unvergleichliche Schwester! Ich verbitte mir alle höhnischen Reden. Meine Schwester ist so unvergleichlich, als Sie, Madam! und Ihnen wird es wohl anstehen, mit Ehrerbietung von der Zierde von Ithaka zu sprechen.

Penelope. Die Zierde von Ithaka! Barmherziger Himmel! Soll ich lachen, oder weinen? Armes Ithaka, wenn Du keine bessere Zierde hast! Und eine solche Landläuferin darf sich noch einbilden, die ganze Welt werde ihrer heillosen Händel wegen in Aufruhr gerathen?

Rosimunda. Wollt Ihr Euer Lästermaul halten? Welchen Werth meine Schwester hat, läßt sich schon aus den ungeheuren Kriegsrüstungen abnehmen, die ihrer Person wegen unternommen werden. Und Ihr, daß Ihr's wißt, seyd viel zu gering, die Helden Griechenlands von ihrem edlen Vorsatz abzuhalten.

Penelope. Was sagt Ihr? Ich zu gering? Kein Mann soll ausrücken, und kein Schuß soll geschehen. So wahr ich Penelope heiße.

Rosimunda. Und ich sage, der Krieg soll ausbrechen, und wenn Ihr rasend würdet. So wahr ich Rosimunda heiße.

Penelope. Es soll Friede bleiben, und dafür soll diese Ohrfeige Dir Bürge seyn.

Rosimunda. Schämst Du Dich der Gemeinheit nicht, so brauche ich mich auch nicht zu schämen. Hier hast Du drey Maulschellen für Deine einzige Ohrfeige.

(Sie packen einander bey den Haaren.)

Zehnte Scene.

Kilian in Reisekleidern, Penelope, Rosimunda.

Kilian. Seyd Ihr ganz des Teufels, Ihr Weiber? Wollt Ihr künftig Perücken tragen, daß Ihr Euch die Haare ausrauft?

(Er tritt zwischen Beyde, wird aber von ihnen zu Boden gerissen.)

Ihr verdammten Hexen! Dürft Ihr einen Ambassadeur und mit ihm das Völkerrecht mit Füßen treten?

(Rosimunda läuft davon, und wird von Penelope verfolgt.)

Eilfte Scene.

Kilian (allein.)

Es ist doch, beym Herkules! toller, als toll, an einen ordentlichen extraordinären Ambassadeur Weiberhände zu legen! Aber die beyden Xantippen sollen erfahren, daß weder

einem Gesandtenpferd, noch einem Gesandtenhund, noch dem geringsten Gesandtenbedienten auch nur ein Haar gekrümmt werden darf. Laßt mich nur zurückkommen! Man wird Euch tüchtig in's Verhör nehmen. Jetzt aber muß ich leider den Weg unter die Füße nehmen, statt meine beleidigte Ambassadeursehre zu rächen.

Zwölfte Scene.

(Kaiser Ahasverus betritt mit seinen Trabanten und Hofbedienten unter dem Schalle der Trompeten den Schauplatz.)

Ahasverus. Ritter und Helden! Ihr könnt selbst urtheilen, wie ungern ich meinen Neffen, den tapfern Ulysses, so weit von mir ziehen lasse. Aber wie könnte ich mich der ruhmvollsten aller Unternehmungen widersetzen? Er hat die Erlaubniß, in meinem ganzen Kaiserthum die Werbtrommel rühren zu lassen, und wer von Euch, Ihr Ritter! die Waffen für ihn zu tragen sich entschließt, wird doppelt hoch in meiner Gnade stehen.

Ein Ritter. Kaiser der Kaiser, und König der Könige! Wir sind stolz, daß Eure Majestät uns erlauben, unser Schwert für die Sache des großen Ulysses zu ziehen. Welches griechische Auge war nicht auf die schöne Helena gerichtet, und wer wollte noch Leib und Leben

achten, wenn diese Krone ihres Geschlechts der Preis ist?

Ahasverus. Ich bin gar nicht überrascht, daß Helden heldenmüthig und galant sind. Erfechtet vor allen Dingen den Sieg, und Euer Lohn soll nicht kleiner seyn, als Eure Verdienste. Aber jetzt folgt mir. Es ist noch Manches wegen des Feldzugs zu überlegen.

(Sie gehen ab, und ein Werber mit einer Trommel im Gefolge vieler Leute tritt auf. Er hat einen Zettel in der Hand, und liest.)

Nachdem der tapfere Ulysses sich durch die Ungebühr des trojanischen Prinzen Paris, der die schöne Helena entführte, bewogen sieht, die Trojaner zu bekriegen, so wird Jedem, der Muth und Lust hat, an diesem Feldzuge Theil zu nehmen, hiemit kund und zu wissen gethan, daß er sich bey der auf dem großen Markte aufgerichteten Standarte einfinden kann, um Handgeld und Sold auf drey Monate voraus zu empfangen.

(Er rührt die Trommel, und geht ab.)

Dreyzehnte Scene.

Ulysses. (Allein, mit einem langen Barte.) Dieses ganze Jahr haben wir mit Kriegsrüstungen zugebracht, und jetzt erwarte ich die Zurückkunft meines treuen Dieners Kilian von seiner

Gesandtschaft mit desto größerer Sehnsucht, da mir die Länge meines Barts täglich beschwerlicher wird. Aber ich merke, Morpheus, der Gott des Schlafs, meldet sich bey mir, und welcher Held kann diesem Gewaltthätigen widerstehen?

(Er setzt sich nieder, und schläft ein.)

Vierzehnte Scene.

Kilian. Ulysses.

Kilian. Endlich nach einem vollen Jahre, nach vielen Beschwerden, und nach wohlverrichteter Sache bin ich wieder im Vaterlande. Es ist doch sonderbar. Man sollte meinen, ein Jahr sei nicht länger, als eine halbe Stunde, so geschwind ist mir die Zeit während meiner Abwesenheit vergangen. Aber sitzt nicht hier mein Herr und schläft, als ob er sonst Nichts zu thun hätte? Welch einen langen Bart hat der Mann in der kurzen Zeit bekommen! Doch wie kann ich mich wundern? Ein Bart muß wohl lang werden, wenn man ihm ein ganzes Jahr Zeit zum wachsen läßt. Nur Eins wundert mich. Warum ist denn der meinige so kurz geblieben? Doch ich glaube selbst, daß in keinem Lande die Bärte so schnell wachsen, als bey uns. Aber am Ende geht es doch mit dem

Barte meines Herrn nicht ganz richtig zu. Er scheint ja nur an einem Faden zu hängen.

(Er nimmt dem Ulysses den Bart ab, und nachdem er ihn sich selbst angesetzt hat, wendet er sich gegen die Zuschauer.)

Jetzt, meine Herren! kann Ihnen mein Bart bezeugen, daß ich ein ganzes Jahr auf Reisen gewesen bin. Aber legen Sie doch einmal die üble Gewohnheit ab, daß Sie fast Nichts glauben wollen, als was Sie mit Augen sehen.

(Er geht auf die Seite. Ulysses erwacht, und greift nach seinem Barte.)

Ulysses. Dank Euch, Ihr Götter! Mein Traum ist erfüllt! Mir träumte, der geflügelte Gott Merkurius sei mir erschienen. Dein getreuer Kilian ist zurückgekommen, sprach er, und vertrat zugleich die Stelle des Barbiers bey mir. Willkommen also im Vaterlande, getreuer, und wie ich hoffe, glücklicher Ambassadeur! Haben doch die Götter Dich selbst auf Deiner Hin- und Herreise begleitet.

Kilian. Speelamdissimo renkalavet specavet.

Ulysses. O Wunder, und o Unglück! Der Mensch hat gar sein gutes Deutsch vergessen.

Kilian. Copisoisandung flaestimund spaelamdissimo renkalavet specavet.

Ulysses. Rede doch Deutsch, Kilian, wenn ich Dich verstehen soll!

Kilian. Iuchatan scaphalsiascomai Klemmebasiopodolski.

Ulysses. Habe ich doch nie eine so wunderliche Sprache gehört, als diese mesopotanische. Aber wie soll ich jetzt erfahren, was er ausgerichtet hat? Hast Du denn unsere Sprache nicht nur zu reden, sondern auch zu verstehen vergessen?

Kilian. Keinen Buchstaben weiß ich mehr von ihr, und es wird mich Mühe kosten, Eurer Hoheit zu sagen, daß die Fürsten, die sich Hochdenselben empfehlen lassen, im Sturmschritt vor Troja erscheinen werden. An diesem Versprechen ist gar nicht zu zweifeln, und wenn wir also nicht die letzten seyn wollen, so ist es hohe Zeit, daß auch wir mit unserem ganzen Kriegsheer aufbrechen.

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

(Die Stadt Troja ist zu sehen.)

Kilian (allein).

O Zeit! Du bist in Deinem Leben nicht flüchtiger gewesen, als während dieses Kriegs.

Schon stehen wir vor Troja, und sind also vierhundert Meilen von unserem Vaterlande entfernt. Läge das Nest hier nicht vor meinen Augen, so wollte ich schwören, ich spiele eine Rolle in einem Feenmährchen. Aber es geht Alles ganz natürlich zu. Hier, wohin ich mit meinen Fingern zeige, liegt Troja. (Er nimmt ein Licht, und geht hin.) Hier, meine Herren! lesen Sie mit großen Buchstaben: Diese Häuser bedeuten die Stadt Troja. Aber hier kommt ein trojanischer Bauer. Ich will den Kerl ein wenig ausfragen. Vielleicht erfahre ich den Zustand der Stadt von ihm.

Zweyte Scene.

Kilian. Ein Bauer aus Troja.

Kilian. Guten Tag, mein Freund! Wo kommst Du her?

Der Trojaner. Aus Troja, wie Du siehst.

Kilian. Man hat mir viel Rühmens von einer wunderschönen fremden Jungfer gemacht, die sich seit Jahr und Tag in Troja aufhalten soll. Ohne Zweifel kennst Du sie auch. Ihr Name ist Helena.

Der Trojaner. Wer wird Jungfer Helena nicht kennen? Sie ist aber jetzt dreyfach

vorhanden, weil sie vor kurzem Zwillinge geboren hat.

Kilian. Nunmehr ist sie also aus der Jungfernliste weggestrichen?

Der Trojaner. Warum nicht gar? Wir haben in Troja zweyerlei Jungfern, Jungfern mit Kindern, und Jungfern ohne Kinder.

Kilian. Ich kann die Ehre haben, Dir zu sagen, daß es bey uns in diesem Stücke gerade so ist, wie bey Euch. Auch von unsern Jungfern haben nicht alle das Unglück, kinderlos zu seyn.

Der Trojaner. Aber, Freund! in welcher verkehrten Welt bist Du zu Hause, weil Du so wunderlich fragst?

Kilian. Ich bin ein fremder Kaufmann. Aber was für Leute sind die Trojaner?

Der Trojaner. Sie sind eben so arm, als hoffärtig, und verhungern beynahe, nur um sich das Ansehen zu geben, als ob sie im Ueberfluß lebten. Für einen Titel läßt der Vater seine Kinder nackend gehen, und für ein Ehrenzeichen ist Tausenden die Ehre selber feil.

Kilian. Auch bey uns will sich die Armuth nicht mit der Demuth paaren. Doch können wir uns, wenn wir uns eines Wagens bedienen, statt zu Fuße zu gehen, einigermaßen, mit unsern zerrissenen Schuhen entschuldigen.

Der Trojaner. Eine unserer größten Tugenden ist, daß wir mehr verzehren, als wir verdienen können.

Kilian. Und wir halten es für die größte Schande, nur so viel auszugeben, als wir einnehmen. Aber was nimmt diese vornehme Sitte bey Euch für ein Ende?

Der Trojaner. Das Ende ist bald so, bald anders. Dieser greift zum Bettelstabe; ein Anderer wird von seinen Gläubigern zwischen vier Mauern eingesperrt; ein Dritter nimmt einen Strick, und knüpft sich auf. Und so weiter.

Kilian. Ich kann nicht sagen, daß es bey uns anders geht. Aber was hält man von Euren Richtern? Sind sie Freunde der Gerechtigkeit?

Der Trojaner. Der Vogel Phönix ist, wie Du weißt, eine Fabel.

Kilian. Auch bey uns will kein Mensch an sein Daseyn glauben. Habt Ihr auch die Pest? Ich will sagen, habt Ihr auch Wucherer?

Der Trojaner. Der Wucher ist aufs strengste verboten, und zur Ehre des Gesetzes werden öffentlich nur fünf vom Hundert, heimlich aber noch zwanzig dazu genommen.

Kilian. Eben so billig sind alle unsere Juden, und die meisten unserer Christen. Hält

man bey Euch viel auf die Reinigkeit der Straßen?

Der Trojaner. Die Polizey thut wenig, aber desto mehr thut die Sonne bey der Sache. Nur wünschen die Leute, die Sonne möchte mehr scheinen, und die Wolken möchten sparsamer mit Regen seyn. Am wenigsten hört man noch im Monat Julius über Morast klagen.

Kilian. Wandere einmal durch eine unserer Städte, und Du wirst glauben, Du seyst in Troja. Wie steht es bey Euren Weibern um das Haushalten?

Der Trojaner. Sie denken, ein rechtes Haus halte sich selbst, und eine Frau brauche sich also mit dem Haushalten nicht abzugeben.

Kilian. Ist es doch, als ob Eure Weiber bey den unsrigen in die Schule gegangen wären. Lieben sie auch schöne Kleider?

Der Trojaner. Fast mehr noch, als ihr eigenes Leben. Nur sind sie auch in dieser Liebe ziemlich unbeständig, und kaum haben sie das kostbarste Gewand ein Paar Mal getragen, so mögen sie es nicht mehr ansehen.

Kilian. Auch unsere Weiber würden lieber am Pranger stehen, als sich drey Mal mit demselben Kleide öffentlich zeigen. Lieben die Eurigen auch ihre Männer?

Der Trojaner. Wenn sie liebenswürdig

sind, oder mit andern Worten, wenn sie kein Geld sparen, um die Liebe ihrer Frauen zu gewinnen.

Kilian. Auch unsere Weiber sind der Meynung, daß die Liebe seiner Frau von dem Manne mit Golde aufgewogen werden muß. Sind die Eurigen fleißige Arbeiterinnen?

Der Trojaner. Wenn die Arbeit ein Spiel ist, und wenn Bälle, Besuche, Komödien und Spazierfahrten ihnen Zeit dazu lassen.

Kilian. Diese Weiber könnten also auch wohl die Hände entbehren?

Der Trojaner. Freylich, wenn man nur ohne Hände Karten spielen könnte. Nicht zu gedenken, daß unsere galanten Herren eine schöne Hand bey einer Dame ungern vermissen würden.

Kilian. Du hast Recht. Auch unsere Damen arbeiten Nichts, und legen doch ihre Hände nicht in den Schooß. Schreiben Eure Gelehrten viele Bücher?

Der Trojaner. Mehr als Sterne am Himmel, Vögel in der Luft, Fische im Wasser, und Thiere und Pflanzen auf der Erde sind. Aber kein Mensch wird gelehrt aus ihren Büchern.

Kilian. Bey uns werden nicht nur von Gelehrten, sondern auch von Ungelehrten, und

was Du kaum glauben wirst, sogar von Weibern Bücher geschrieben. Seyd Ihr auch nothdürftig mit Projectmachern versehen?

Der Trojaner. Nicht nothdürftig, aber überflüßig, und mit der Hälfte ihrer Vorschläge könnte man alle Staaten in der Welt zu Grunde richten.

Kilian. Bei uns hat man längst einen Preis auf das beste Project gesetzt, wie man alle Projectmacher, und gelegenheitlich auch die Plusmacher von der Erde vertilgen könne. Was habt Ihr für Dienstboten? Sind sie treu und hurtig?

Der Trojaner. Lackeyen und Mägde eilen mit Weile, und was ihre Treue betrifft, so dulden sie es nicht, daß außer ihnen sonst noch Jemand etwas aus dem Hause schleppt.

Kilian. Glückliches Troja! Kaum haben wir selbst bessere Dienstboten aufzuweisen. Sind die Leute bei Euch auch fromm?

Der Trojaner. Wehe dem Unglücklichen, der bey uns nicht fromm wäre! Man würde ihn als einen Menschen verketzern, der die neueste Mode verachtet.

Kilian. Worin besteht aber das Gute, das Ihr thut?

Der Trojaner. Wir halten es für eine Sünde, Gutes zu thun. Weißt Du denn nicht,

was fromm seyn heißt? Wir beten den ganzen Tag, und verdammen und verlästern Andere, die nicht glauben, wie wir. Am frömmsten aber sind unsere Poeten in ihren Reimen.

Kilian. Ihr seyd ohne Zweifel mystisch-fromm, und dieses Glaubens rühmen wir uns ebenfalls. Aber wie steht es außer Eurem Frommseyn um Eure übrigen Zeitvertreibe? Besucht Ihr neben den Predigten auch fleißig die Komödien?

Der Trojaner. Unsere Schauspielhäuser sind nur leer, wenn eine der vielen Schicksals-tragödien eines deutschen Poeten, auf dessen Namen ich mich nicht besinne, gegeben wird.

Kilian. Ich kenne den Burschen. Er heißt . . . doch was liegt an dem Namen des mausigen Scriblers, der nirgends gelobt wird, als in seinen eigenen Wochenblättern? Ich kann aber nicht sagen, daß wir seine Stücke ga nicht besuchen. Wir machen uns zuweilen noch den Spaß, ihn auszupfeifen.

Der Trojaner. Jetzt habe ich genug mit Dir geplaudert, guter Freund! Lebe wohl! Die Götter mögen Dich ihrer besondern Gnade würdigen!

Kilian. Ein schöner Wunsch! Aber geht er Dir auch von Herzen?

Der Trojaner. Ich müßte lügen, wenn

ich ja sagte. Mit dieser Redensart nimmt man Abschied bey uns, ohne etwas damit sagen zu wollen.

Kilian. Auch wir haben eine Menge ähnlicher Redensarten. (Allein.) Es ist beym Jupiter! unverantwortlich, daß wir mit diesem Volke, das uns in allen Stücken so ähnlich ist, Krieg führen sollen. Und warum? Wegen einer Jungfer, die Zwillinge zur Welt geboren hat. Aber freylich sind unsere Kriegsrüstungen zu groß, als daß wir sie umsonst gemacht haben sollten. Das Pulver, das wir anschafften, muß auch verschossen werden. Ich habe jetzt den Zustand der Stadt aufs genaueste erforscht, und mich überzeugt, daß sie kaum eine Belagerung von acht Tagen aushalten kann. Ein guter Feldherr wird immer darauf bedacht seyn, die Stärke und die Schwäche des Feindes so gut als möglich kennen zu lernen. Aber wird heute oder morgen die Stadt erobert, wer wird die Ehre davon tragen? Niemand, als Ulysses, oder Holofernes, und ich darf von Glück sagen, wenn der Name Kilian einmal gelegentlich in einer Zeitung genannt wird. Ich kann auf Ehre gar nicht begreifen, wie sich noch ein Mensch entschließen kann, ein Subaltern zu seyn. Aber still! Hier sehe ich unser Kriegsheer schon in vollem Anzuge.

Schriftsteller
und
Schriftstellerey.

I.

Der Staat und der Schriftsteller.

Aus Willibalds, eines armen Poeten, nachgelassenen Papieren.

Die Unsterblichkeit muß entweder so viel als gar keinen Werth haben, oder es ist Niemand ungenügsamer, als die Leute, die ihr mit der Feder nachjagen. Man sollte denken, sie allein wäre ein übergroßer Lohn selbst für das größte Meisterstück, das Schwarz auf Weiß zu lesen ist. Aber es wage es einmal ein Buchhändler, irgend einen Schriftsteller auf diesen Lohn, statt des geforderten Ehrensolds zu verweisen, und er wird schwerlich eine andere Antwort hören, als die Frage: Ist der Herr von Sinnen? Ein Buch zu schreiben ist, wie sich schon aus der geringen Anzahl der vorhandenen Bücher abnehmen läßt, nicht viel weniger als eine Welt erschaffen, und soll sich also der Mächtige, der eins ans Licht gebracht hat, für bezahlt erachten, wenn sein Name auf allen Zungen schwebt, und wenn seine Zeitgenossen ihn versichern, sie

zeugten aus keiner andern Ursache Söhne und Töchter, als um zu verhindern, daß die Schaar seiner Bewunderer nicht aussterbe? Nicht genug, daß der Buchhändler dem Schöpfer eines Buchs für jeden Buchstaben desselben einen goldenen Preis gibt, nicht genug, daß in den Tagsblättern selbst die wichtigen Nachrichten von gelungenen und mißlungenen Schauspielerkunst-Uebungen den Berichten weichen müssen, welch ein großer Mann er ist, und warum er es ist, nicht genug, daß alle den Parnaß umheulenden Cerberusse sich kuschen und verstummen, sobald man nur seinen Namen nennt, nicht genug, daß zehntausend leere Hände ihm Beifall klatschen, und tausend goldgefüllte für ihn leeren werden, Kaiser und Könige sollen ihm, wenn nicht den Steigbügel halten, doch die Ritterspornen anlegen. Man soll, wenn sie anders nicht zu bequem zu den schweren Aemtern sind, den Verfasser einer Tragödie wenigstens zum Finanzminister, und den Verfasser einer Komödie wenigstens zum Justizminister erheben. Nicht der kleinste Liedersänger darf ungeadelt bleiben, und jedes Klinggedicht muß, wenn nicht mit einem Großkreuz, doch mit einem kleinen belohnt werden.

Wer soll diese Lehren anders verkündigen, als die Schriftsteller selbst? Und wer kann sie

befolgen, oder unbefolgt lassen, als der Staat? Wer weiß aber nicht, daß wenn jene nicht müde werden, das Ihrige auch von dieser Seite zu thun, dieser das Seinige zu thun, noch bis auf diese Stunde unterläßt? Wo ist der Schriftsteller, der nicht die bittersten Klagen über ein undankbares Vaterland wenn nicht wirklich führt, doch wirklich führen zu dürfen glaubt? Was will eine goldene Dose, die zuweilen aus zepterführenden Händen in federführende gelegt wird, gegen die Menge sagen, die hinein gelegt werden sollten, und noch alle in den Läden der Juweliere liegen? Von den mehreren tausend ahnenlos geborenen Schriftstellern Deutschlands ist vielleicht nicht ein halbes Dutzend seit seiner Geburt um drey Buchstaben reicher geworden. Und was die Staatswürden betrifft, lieber Himmel! wo fragt man; ich will nicht sagen, wenn man einen Minister, sondern nur einen Amtmann, oder einen Secretär braucht, oder Sitz und Stimme auf dem Helikon hat, ob er Mitarbeiter am Morgenblatt, oder ein Söldling der Abendzeitung ist? Nicht über ihren starken, oder schwachen Glauben an der Vortrefflichkeit des Nibelungenlieds, nicht über die Geheimnisse der romantischen Poetenschule, nicht über die wahre Bedeutung des großen Karfunkels, nicht, ob der Mysticismus ihnen klar oder

unklar ist, nicht, ob der deutsche Verfasser der Schuld den brittischen Verfasser des Macbeth in den Staub tragödisiren wird, oder bereits tragödisirt hat, nicht, ob Firlefanz mit Recht sich einbildet, ein großer Poet und ein noch grösserer Kunstrichter zu seyn, noch über hundert andere gleichwichtige Dinge müssen die jungen Leute sich ausfragen lassen, welche den Richterstuhl, die Kanzel, oder den Katheder zu besteigen verlangen. Mit Einem Wort, man thut ordentlich, als ob es seit dem alten blinden Homer gar keinen Poeten mehr in der Welt gäbe, wenn man Aemter zu ersetzen, Ehrentitel zu ertheilen, oder Knopflöcher mit Kreuzen zu verzieren hat, und ein armer Schriftsteller hat noch von Glück zu sagen, wenn der Staat ihm seine Verdienste, statt sie zu belohnen, nur — verzeiht.

So traurig es ist, so scheint doch selbst der Himmel zu diesem himmelschreyenden Verfahren nicht viel zu sagen, wenn man anders nicht die Mißjahre, die heißen Sommer, die kalten Winter und ähnliche Plagen, mit welchen die Welt zuweilen heimgesucht wird, durch welche aber die Schriftsteller wieder selbst am meisten leiden, der Gleichgültigkeit zuschreiben will, mit welcher der Staatskörper die in ihm wohnenden großen Geister zu behandeln pflegt.

Wenn aber die meisten Unglücklichen bey nicht erfüllten Wünschen wenigstens einigen Trost in dem Bewußtseyn finden, daß ihnen Unrecht geschieht, so scheint den armen Schriftstellern selbst dieser Trost versagt zu seyn, da der Staat schlechterdings Nichts von der Pflicht wissen will, irgend einem seiner Bürger auch nur ein freundliches Gesicht für das Verdienst zu machen, daß er oft zwey Mal im Jahr eine geistige Kindtaufe hält. Nicht einmal das jus trium liberorum, vielweniger das jus trium librorum gilt in Deutschland. Bedürfte der Staat, sagen seine Wortführer, der Schriftsteller, so würde er Schriftsteller in Sold nehmen. Für ungebethene Dienste hat Niemand das Recht, Bezahlung zu fordern. Schriftsteller, und nahmentlich Poeten, schreiben, wie sie selbst bekennen, nicht, weil sie *sollen*, sondern weil sie *wollen*, oder vielmehr, weil sie *müssen*. Eine brennende Hitze im Kopf, und ein unerträgliches Jücken in den Spitzen der drey Schreibfinger quält sie so lange, bis der Eine mit einer Tragödie, der Andere mit einer Komödie, der Dritte mit einem Roman, und der Vierte mit allen möglichen Reimgattungen, von der schauerlichen Ballade, bis zur heiligen Legende, von der klagenden Elegie bis zum schmelzenden Sonett, vom mystisch frommen

Lied bis zur profanen Dithyrambe, vom schmeichelnden und streichelnden Madrigal, bis zum stechenden und beißenden Epigram, wenigstens vier und zwanzig Bogen angefüllt hat. Soll man aber Einem, der sich kratzt, weil es ihn jückt, für sein Kratzen einen Gehalt auszahlen, oder Einen, der trinkt, weil es ihn dürstet, für sein Trinken zum Staatskanzler machen? Der Staat kann keinen Poeten belohnen, weil er kein Buchhändler ist, und in Deutschland wenigstens, keine Lorberwälder hat. Findet Jemand seine Rechnung nicht beym Singen, so mag er tanzen, oder, weil auch diese Kunst ihre Jünger nach Brot gehen läßt, entweder den Boden umgraben, oder sich selbst in Acten begraben, und dann, wenn er in dem einen oder dem andern dieser beyden nützlichen Geschäfte sich über den Schlendrian erhebt, und doch noch unbelohnt vom Staat bleibt, diesen mit der schuldigen Bescheidenheit an seine Pflicht erinnern.

Wenn ein Poet, wie ich, welcher, indem er für seine Nachtwachen von den Buchhändlern kaum das Lampenöhl bezahlt erhielt, und, Dank sey es dem schnöden Kaltsinn des Publikums! weit entfernt, seine Stirn mit dem wohlverdienten Lorberkranz geschmückt zu sehen, sich nicht einmal eines Lorberkränzchens zu erfreuen hatte, wenn, sage ich, ein solcher

schlechtbelohnter Musenfröhner diese Sprache führt, so kann Niemand zweifeln, daß sie ihm Ernst ist. Und voller Ernst ist es auch in der That, wenn ich für meine eigene Person sage: Der Staat hat mir Nichts gegeben, weil er mir — Nichts schuldig war, und so sehr ich auch täglich fühle, wie schwer der Mangel sich ertragen läßt, so weit bin ich doch entfernt, mit dem Dünkel so vieler meiner Brüder im Apollo, oder ihrer Freunde und Bewunderer, die Nase aufzuwerfen, und auszurufen: Belohnst Du so meine Verdienste, undankbares Vaterland? Hast Du nicht einmal Brot für einen Sohn, auf den Du nicht stolz genug seyn kannst?

Vortrefflich! höre ich eben diese meine Apollosbrüder mir zurufen, nur recht viele Predigten, wie die Deinigen, und bald wird gegen einen deutschen Poeten der Vogel Phönix selbst kein rarer Vogel mehr seyn. Im Ernst, Freunde! weil der Staat Eure Belohnung und Eure Aufmunterung Euren Verlegern und Euren Lesern, und vor allen Dingen dem Entzücken überläßt, das die Uebung der himmlischen Kunst, der Ihr Euch widmetet, Euch selbst gewährt, so wolltet Ihr lassen, was Ihr gar nicht lassen könnt? Vergeßt Ihr, daß man vom Geist, und nicht von Gold und Staatsauszeichnungen

zum heiligen Opferdienst der Musen getrieben wird? Doch auf alle Fälle kann es der Staat darauf ankommen lassen, ob die ihm vorgeworfene Kargheit gegen die Poeten wirklich einen Poetenmangel zur Folge hat. In diesem jedoch kaum denkbaren Falle hat der Staat, sollte er je ohne den bisherigen Poetenüberfluß nicht bestehen können, immer noch Zeit, Mittel anzuwenden, um die stockenden Dichteradern wieder zum Fließen zu bringen.

Ich habe bisher bloß zu zeigen gesucht, daß der Staat zu keinen Poetenaufmunterungs-Anstalten verpflichtet ist, ohne an die Schwierigkeiten zu erinnern, die der Ausführung des so ungestüm geforderten Belohnungs-Systems in den Weg treten würden. Sind aber diese Schwierigkeiten etwa nicht vorhanden? Oder bedarf es bloß eines Hauchs, um sie wegzublasen? Welche Schriftsteller, frage ich, z. B. sollen belohnt werden? Natürlich antwortet Ihr mir, die Guten. Und ich erwiedere: Vortrefflich! Aber erlaubt mir nur noch die einfältige Frage: Welches sind die Guten? Wer, soll sie uns nahmhaft machen? Etwa die nämlichen Richter, die einen Kotzebue, einem Voltaire an die Seite setzen, in der Schuld des Weissenfelsers zwar so gut als in Lessings Nathan gähnen, aber doch jene himmelhoch über diesen

erheben, und endlich einen Klopstock so wenig für einen Poeten gelten lassen, als die Welt sie für Leute von Verstand? Aber auch diese Schwierigkeit mag durch einen Zauberspruch aus dem Wege geräumt werden, und es tritt eine neue an ihre Stelle. Um sich zum Rang eines guten Schriftstellers zu erheben, braucht man, wie Jedermann weiß, neben einem großen Kraftaufwand zugleich auch einen großen Zeitaufwand. Die Kunst, wie man mit Recht sagt, ist lang, das Leben aber kurz, und die besten Köpfe werden also dahin sterben, ehe der Staat nur eine Ahndung davon bekommt, daß sie bessere Köpfe waren, als andere. Welchen Werth hat aber eine Freygebigkeit, die von den Würdigsten, der Natur der Sache nach, nicht einmal erlebt werden kann? Giebt es ferner nicht leider Schriftsteller, die für ihre Talente ein Ehrenzeichen, und für den Gebrauch, den sie von ihnen machen, ein Brandmahl verdienen? Soll der Staat ihnen beyde, oder keins zu Theil werden lassen? Verliert endlich nicht mancher Schriftsteller durch drey mißlungene Werke das Recht an die Belohnung wieder, das er sich durch Ein gelungenes erworben hat? Soll man zwischen dem wachenden und dem schlafenden Homer gar keinen Unterschied machen? Wollt Ihr einen Schiller für

seine Jungfrau von Orleans, oder seine Maria Stuart belohnen, so handelt Ihr mit Euch selbst im Widerspruch, wenn Ihr ihn nicht zugleich auch für seine nicht von jugendlicher Kraft, sondern von jugendlicher Rohheit erzeugten Räuber büßen lasset, die zur Schmach der guten Sitten, des guten Geschmacks und selbst des gesunden Menschenverstands immer noch beynahe unbedingte Lobpreiser und Vertheidiger unter dem verächtlichen Heer unserer Afterkritiker finden.

Die Summe von allen diesen Betrachtungen ist keine andere, als folgende: Wer schlechterdings vom Staat aufgemuntert und belohnt seyn will, widme sich dem Staat, und werde also ein Pflüger, oder ein Krieger, ein Jugendlehrer, oder ein Richter, oder was er sonst will, nur kein Dichter. Und hat ihn die Natur zu diesem gemacht, und er vermag ihr nicht zu widerstreben, so suche er seinen Lohn, wo er allein zu finden ist — in seiner Brust.

II.

Schriftstellerische Nachlässigkeiten und schriftstellerische Ignoranz.

Je leichter es ist, eine Sache gut zu machen, desto mehr verdient es gerügt zu werden, wenn man sie schlecht macht. Dieser Rüge setzt sich Niemand mehr aus, als die Mehrzahl der Schriftsteller durch Vernachläßigung kleiner Regeln, von welchen man denken sollte, daß sie gar nicht verletzt werden könnten. Ich fange gleich mit dem Titel der Bücher an. Wenn es z. B. nicht gerade zu fehlerhaft ist, zu sagen: Levana, von Jean Paul, so ist doch der Titel: Jean Pauls Levana schon darum besser, weil ein unnützes Wort erspart wird. Und ist es erlaubt, das Schlechtere dem Bessern vorzuziehen?

Unrichtige, oder wenigstens nichts sagende Ueberschriften einzelner Gedichte findet man hundert gegen eine einzige, die ihren Zweck erfüllt. Allgemeine Ueberschriften, wie Lied, Glosse, Einfall, Gespräch, Antwort, Abfertigung ꝛc. sind so gut, als gar keine.

Ein Schriftsteller, der sich auf die Regeln der Rechtschreibung und der Interpunction

versteht, ist ein wahrer Phönix. Ist es aber nicht eine Schande, daß Leute, die sich für Geister vom ersten Rang halten, in der ersten Bedingung des Schreibens jedem Dorfschulmeister ein Recht geben, sie für A b cschützen zu erklären? Warum haben sie nicht wenigstens gleiche Achtung mit Voltaire vor dem Publikum, der kein Werk in den Druck gab, ehe seine Unrechtschreibung durch einen Freund, der die Sache besser verstand, als er, in Rechtschreibung verwandelt war?

Bis zum Ekel oft erscheint in den meisten Schriften das liebe Ich des Verfassers, und man muß noch recht zufrieden seyn, wenn Einer sich nicht, wie weiland Kotzebue in seinem heillosen Wochenblatte, des Wir bedient. Wem erregt es nicht die widrigste Empfindung, wenn er über einem Gedicht, oder über einem Aufsatz lesen muß: An meine Leser, an meinen Freund, an meine Frau, an meine Katze, an meinen Hund, statt daß der Bescheidene schreibt: Der Dichter, oder der Verfasser, an seine Leser, an seinen Freund, an seine Frau, an seine Katze, an seinen Hund, oder wie weyland Logau, Flemming, Günther, Gryphius, mit Weglassung der Worte: Der Verfasser, oder der Dichter, schlechtweg: An seinen, oder an seine. Ueberhaupt sollte das Ich selbst in Fällen vermieden

werden, wo die Gewohnheit es minder anstößig macht. Kein Leser hat etwas dagegen, wenn der Schriftsteller sagt: Mir scheints. Aber dieser sollte dennoch bescheiden seyn, und lieber sagen: Es scheint. Ohnehin gewinnt der Ausdruck durch die letzte Form an Stärke, weil bey ihr das Behauptete Allen bey der ersten aber nur dem einzelnen Schriftsteller so vorkommt.

Die Abtheilungen eines Buchs in Bücher sind wie Ruhebänke auf langen Spaziergängen. Aber wie selten sorgt ein Schriftsteller dafür, seine Leser durch diese Bequemlichkeit vor zu großer Ermüdung zu bewahren!

Wie soll man es mit der Schooßsünde der Poeten, der Eitelkeit reimen, daß gerade sie so wenig Sinn für die äußere Eleganz ihrer Werke zeigen? Wie berüchtigt sind nicht die umgekehrten Prachtausgaben der Werke eines der ersten Sterne am deutschen Dichterhimmel! Nicht genug an der Abscheulichkeit des Drucks und des Papiers, wird das Auge beinahe auf jeder Seite durch den Anblick beleidigt, daß sich diese mit einer halben, einer Drittels- oder Viertelsstanz, oder wohl gar mit der ersten Zeile eines Gedichts schließt. Nicht den Verleger, sondern den Verfasser trifft die größere Schande bey dieser unverantwortlichen Sudeley. Darf man

vor einer ehrbaren Gesellschaft in einem zerfetzten und schmutzigen Rock erscheinen, und verdient das Publikum etwa weniger Achtung, als die Herren Gevattern und Frau Gevatterinnen bey einem Taufschmause? Mit der Nachläßigkeit in Nebensachen ist fast nothwendig auch Nachläßigkeit in der Hauptsache verbunden, und vielleicht möchte die Erfahrung den beym ersten Anblick gewagt scheinenden Satz nur zu sehr bestätigen, ein nachläßig gedrucktes Buch sey auch ein nachläßig geschriebenes.

Die Krone der Nachläßigkeit unserer jüngsten, und also auch unserer anmaßendsten Poeten sind ihre unächten Reime. Was von der Kritik, was von Lesern, die Augen und Ohren haben, gegen diese unverzeihlichste aller poetischen Sünden täglich mit dem gerechtesten Eifer erinnert wird, ist tauben Ohren gepredigt, und wenn ein bekanntes Epigramm Recht hat, daß man, um ein schlechter Dichter zu heißen, wenigstens ein guter Reimer seyn müsse, so fehlt es uns nicht etwa bloß an guten, sondern sogar an schlechten Dichtern.

Es gibt wohl keine schönere Versart auch im Deutschen, als die Octave der Italiener. Aber Himmel, was wird aus ihr unter den Händen der Leute, die nicht einmal schlechte Dichter sind! In demselben Gedicht findet man,

nach der Willkühr des Verfassers, Stanzen mit lauter weiblichen, und Stanzen mit lauter männlichen, und wieder Stanzen mit abwechselnden Reimen, und eben so willkührlich sind nach dem bloßen Bedürfniß des keuchenden Reimschmids die Reime verschränkt. Und diese Abcschützensudeley wollte erst neuerlich in einem öffentlichen Blatt von einem bekannten Uebersetzer mit einem Machtspruche Wielands gerechtfertigt werden! Ist denn Wieland ein Muster im Mechanischen der Poesie? Und hat daher sein Ausspruch irgend ein Gewicht? Ein Dichter, der wie er, ganze Epopeen ohne eine einzige geregelte Stanze in die Welt schickt, muß freylich es schlechterdings für unmöglich erklären, größere Gedichte anders als in freyen, oder um den rechten Ausdruck zu gebrauchen, in vernachläßigten und barbarischen Stanzen zu schreiben. Aber welch eine Behauptung, daß man zwar wenige, aber nicht viele gute Octaven in regelmäßiger Form schreiben könne! Und wo, wird jeder verständige Leser fragen, hört denn das Wenig auf, und fängt das Viel an? Was man ein Mahl recht machen kann, muß man auch hundert Mahl recht machen können, oder es sieht auch um das erste Rechtmachen sehr mißlich aus. Aber, sagt man, die Octave ist gar zu schwer, und ich antworte! Wenn Ihr wollt,

daß die Verse sich ohne Mühe gleichsam von selbst machen, so fordert auch keinen Lohn für Euer Tändeln. Soll der Lorber und die Unsterblichkeit keinen Schweiß kosten? Es gibt freylich leichtere Versarten, als die Octave. Aber wer sich in der Poesie vor dem Schwersten scheut, oder ihm nicht gewachsen ist, wird sich auch durch das Leichtere wenig Ruhm erwerben, und sollte einer Kunst völlig entsagen, zu welcher ihm die Natur das Talent zu verleihen, nicht für gut fand. Die Musenweihe hat keine Grade, wie weiland die Freymaurerey. Man muß gleich in das Allerheiligste des Tempels treten, oder sich auch seiner Schwelle nicht nahen. In der That, ohne die Kraft, ein Heldengedicht hervorzubringen, sollte man auch kein Epigramm versuchen, und wer keine italienische Octave zu schreiben versteht, wage sich auch nicht an Knittelverse.

Manche mit regelmäßigen Octaven sich vergebens marternde Poeten beschuldigen, indem sie eine Wielandische Behauptung nachbeten, ein in dieser Versart geschriebenes Gedicht ohne Bedenken der Eintönigkeit. O Ihr Füchse der Fabel, bekennt doch lieber offenherzig, daß Euch die Traube zu hoch hängt, statt daß Ihr sie lächerlicherweise für sauer erklärt! Wohl ermüdet z. B. die Ernst Schulzische bezauberte Rose, d'

schwerlich selbst der sie krönende Brockhausische Preisrichter ganz zu lesen vermochte, bis zum Sterben. Aber liegt die Schuld an den regelmäßigen Octaven, oder vielmehr nicht einzig und allein an dem Stoff des Gedichts und seiner Behandlung?

Wenn endlich Wieland von Götheschen und und Schillerschen Octaven als den einzig musterhaften, die man im Deutschen haben soll, spricht, so gibt er abermahls eine kritische Blöße, indem diese gepriesenen sich nur durch die Nahmen ihrer Verfasser vor andern auszeichnen.

Zuletzt muß auch noch gegen das gedankenlose Berufen auf Wieland bemerkt werden, daß, da wir, so Gott will, seit seiner Zeit ein wenig weiter in der Verskunst gekommen sind, das Nichtkönnen des Veterans unmöglich dem um ein halbes Jahrhundert jüngern Dichter zur Entschuldigung dienen kann.

Ein deutsches Buch aus der neuern Zeit, in welchem der Nahme der Druckfehler nicht Legio ist, gehört unter die wahren Seltenheiten. Zur Noth findet man noch zuweilen ein Bekenntniß und eine Nachweisung dieser Sünden am Ende des Buchs, aber gewöhnlich bleibt wenigstens die Hälfte unangezeigt, und nicht selten wimmelt das Druckfehlerverzeichniß selbst wieder von Druckfehlern. Wer verdient aber am meisten

gescholten zu werden, ein Setzer, dem es gleichgültig ist, ob seine Hand bey ihrem Geschäft ein X oder ein U ertappt, oder der Verfasser eines Buchs, der nicht dafür sorgt, daß dasselbe wenigstens von Fehlern rein bleibt, die man vermeiden kann, wenn man nur ein wenig die Augen offen hat? Was soll man endlich sagen, wenn vollends, wie es von einem der berühmteren Schriftsteller geschehen ist, aus einer Nachläßigkeit, für welche man das Publikum nicht genug um Verzeihung bitten kann, ein Spaß gemacht, und den Lesern sogar die Druckfehleranzeige wieder als ein eigenes Buch verkauft wird?

Der Schriftsteller, und besonders die Poeten, sind zu erhabene Wesen, als daß die Erinnerungen eines gemeinen Erdensohns Eindruck bei ihnen machen könnten, und schwerlich werden also die gegenwärtigen Rügen eine andere Folge haben, als daß Fehler, die bisher aus Nachläßigkeit begangen wurden, künftig von den Meisten mit Vorsatz begangen werden.

III.

Die Dichterdenkmahle.

Der Versuch, im Elysium bey den Schatten der alten Classiker Griechenlands und Roms Unterzeichnung für die Denkmahle der berühmtesten deutschen Poeten der neuesten Zeit zu sammeln, soll den gehofften Erfolg nicht gehabt haben. Homer, Euripides und Sophokles schüttelten die Köpfe bey dem Ansinnen nicht weniger, als Paulus, Horaz und Virgil, und alle bewiesen sich als gar freche Spötter des Unternehmens. Ihr Barbaren! fuhren sie die Sammler an, was sind so manche gepriesene Werke Eurer Poeten, als Satyren auf die unsrigen? Und Ihr wollt, daß wir noch gar mit unserer Armuth Euch, unsere Erbfeinde, verewigen helfen? Statt Euren Poeten durch Steine Euren Dank und Eure Achtung zu bezeugen, steinigt lieber Eure neuesten sogenannten Aesthetiker, die als ächte Controversprediger des gesunden Menschenverstands und der Sittlichkeit nicht müde werden, auf Eurem Helikon das Evangelium des Unsinns zu verkündigen.

Ich wage es nicht, noch manche andere Lästerungen nachzuschreiben, und sehe, trotz der alten vergessenen Pedanten, in deren Augen die

neueste, und also allein seligmachende deutsche Poesie und Poetik als ein dichter und naßkalter böotischer Nebel erscheint, schon im Geiste den Erfolg des preiswürdigen Unternehmens. Alle vollen und leeren Beutel stürzen sich um, jene, um das Ihrige beyzutragen, und diese, um zu zeigen, daß was sie beytragen können — Nichts ist, und die deutsche gebildete Welt müßte noch ärmer und noch ausgestorbener seyn, als sie es in der That, wenn nicht wenigstens eins der beabsichteten Denkmahle noch früher, als der Dom zu Cöln, und auf alle Fälle früher, als der Thurm von Babylon, in seiner gänzlichen Vollendung den Wolken und — den Spöttern trotzte.

IV.

Mannigfaltigkeiten.

Talent und Anlage.

„Ein Talent, zu welchem ich nicht die geringste Anlage hätte," sagt Herr von Goethe zwey Mal in Meisters Lehrjahren. Welche Sprache! Hat man Anlage zu Talenten, und also Anlage zu Anlagen, Talent zu Talenten?

Kritik.

Es gehört eben so viel Unverstand, als Unverschämtheit dazu, wenn sich Jemand, wie es in unsern Tagen nur zu oft geschieht, mit seiner Namens-Unterschrift, öffentlich zum Richter nicht nur aller Schriftsteller, die vor ihm waren, sondern sogar seiner noch lebenden Zeitgenossen aufwirft. Im gesellschaftlichen Leben wenigstens halten es vernünftige Leute für eine gemeine Grobheit, wenn ein Mensch sich vor die Leute hinstellt, und ihnen ihre Mängel, wie ihre Vorzüge, ins Angesicht sagt. Ueberhaupt, je mehr ein Mann Beruf hat, über Andere zu urtheilen, desto weniger ist er zuverläßig der Anmaßung fähig, sich öffentlich als einen Allerwelts-Kritiker geltend machen zu wollen, und schon aus diesem Grunde müßte eine bekannte Geschichte der deutschen Literatur öffentlich ausgezischt werden, wenn sie auch eben so vortrefflich wäre, als sie albern und abgeschmackt ist.

Wochenblatt-Klätscherey.

Das durch Unwerth und beispiellose Unverschämtheit mit der verrufenen, eines schimpflichen Todes gestorbenen Müllnerschen Hekate um den Preis streitende Brockhausische sogenannte

Conversationsblatt sagt irgendwo. Ein böser Spötter, auf dessen Namen wir (?) uns nicht besinnen, sagte einmal, da er die Zahl der Bände von Göthes Wahrheit und Dichtung sich so ansehnlich mehren sah: Wenn Herr von Göthe so fortfährt, so kann er ganz bequem von seinem Leben leben.

Der Nahme, auf welchen sich der noch tief unter seinem Vorgänger stehende Nachtreter Kotzebues nicht besinnen kann, oder wahrscheinlich nicht besinnen will, ist der meinige. Ich nämlich bin Verfasser des folgenden kleinen Gedichts, dessen Gedanke längst in Prosa im Morgenblatte von mir mit der Aufschrift: *Die eigene Lebensbeschreibung*, zu lesen war.

„Was sich mit ihm von Kindheit an begeben,
Das Glück, das er erfuhr, das Unglück, das ihn traf,
Erzählt Sabin — er muß dem Hunger widerstreben —
Erzählt er treulich uns, als eigner Biograph.
Der arme Teufel, traun! er lebt von seinem Leben.“

Bedarf es für irgend einen verständigen Leser noch der Versicherung, daß ich bey dem Einfalle so wenig an die Lebensbeschreibung des Herrn von Göthe dachte, als ich wenn ich von einer belehrenden und unterhaltenden Zeitschrift rede, an das literarische Wochenblatt denke?

Göthes siebzigster Geburtstag.

Es ist doch seltsam, daß die Bewunderer des Herrn von Göthe, die kürzlich seinen siebzigsten Geburtstag durch gute Mahlzeiten, durch köstlichen Wein, und durch sehr mittelmäßige Verse begingen, nicht einmal seine Lebensjahre zu zählen wissen. Der berühmte Dichter ist, wie man von ihm selbst in Wahrheit und Dichtung lesen kann, am 28. August 1749 geboren, und wer also seinen siebzigsten Geburtstag am 28. August 1819 feyerte, hat sich, wenn er anders nicht behaupten will, der erste Geburtstag eines Menschen sey gar keiner, offenbar um ein Jahr verspätet.

Zeitgewinn beym Schreiben.

Schon vor längerer Zeit las man in einem öffentlichen Blatte die Anfrage, ob es nicht möglich wäre, einen Griffel zu erfinden, der auf dem Papier die Wirkung der Tinte hervorbrächte, und also dem Schreibenden die Zeit ersparte, die ihm jetzt durch das Eintauchen der Feder und durch das Abtrocknen des Geschriebenen verloren geht.

Bewahre wenigstens das liebe Deutschland der Himmel vor einer solchen Erfindung! Sollen

etwa künftig von der Mehrzahl unserer heutigen Poeten, deren Fruchtbarkeit wir ohnehin zu verwünschen Ursachen haben, doppelt so viel Romane, doppelt so viel Schicksalstragödien, doppelt so viel fromme und gesalbte Liedlein, und doppelt so viel Klingelreimereyen als jetzt hervorgebracht werden? Ersparen sich doch die Unermüdeten ohnehin Zeit genug bey ihrem Schreiben, nämlich, die Zeit, die sie dem Nachdenken widmen sollten. Und wer wünscht daher nicht, man möchte statt einer Preis-Aufgabe zur Beförderung des Schnellschreibens eine Hemmkette für manche Federn erfinden, oder gar auf ein Mittel denken, durch welches dem, den Musen zum Trotz, nach der Feder greifenden Geistesarmen, deren Nichtigkeit eben so groß als ihr Dünkel ist, die Tinte auf dem Papier verschwände?

Kunst und Genie.

Das Genie ist für die Kunst eben so unentbehrlich, als es ihr — hinderlich ist.

Deutsche Klassiker.

Die deutschen Klassiker, von welchen manche unserer angeblich unterhaltenden und gelehrten Tagblätter zu prahlen nicht müde werden, wo

sind sie? Ich kenne nur Einen, und dieser heißt — Klopstock.

Wieland.

Wieland war ein geistreicher Kopf und ein schöner Geist im besten Sinne des Worts, aber um Dichter in einem hohen Grade zu seyn, fehlten ihm Gemüth und Phantasie. Den strengen Regeln der Verskunst sich zu unterwerfen, hat er in seinem Leben nicht gelernt, und zum Beweise, daß sie ihm unerreichbar waren — verachtete er sie. Daß man die Prosa, die er schrieb, zum Theil noch jetzt musterhaft findet, ist ein Beweis, daß man zum Theil noch jetzt keine Ahnung hat, was es heißen will, gute Prosa zu schreiben. Ohne mich hier in eine weitere Zergliederung ihrer Fehler einzulassen, erinnere ich nur an seine Perioden, die einem Irrgarten gleichen, aus welchem sich der Künstler, der ihn anlegte, selbst nicht mehr zu finden weiß. Uebrigens Ehre dem Gedächtniß des Mannes für das, was er seiner Zeit war, wenn er auch der unsrigen kein Muster mehr seyn kann!

Die verstummten Schulumwälzer.

Aus dem Schweigen gewisser Kinderlehrer, die noch vor einigen Jahren mit ihrem Kinder=

geschrey die ganze vernünftige Welt betäubten, schöpfe ich die angenehme Hoffnung, daß sie klüger geworden, und also auf dem Wege sind, so treffliche Lehrer zu werden, als man sie nur immer vor hundert Jahren finden mochte.

Shakespeare und die Deutschen.

Ich wollte, die Deutschen hätten den Shakespeare nie, oder erst in einem reifern Alter ihrer Dichtkunst, zu welchem sie noch bis auf diese Stunde nicht gelangt sind, kennen gelernt. Wir haben ihm viel Geist auf Kosten der Kunst und des guten Geschmacks zu danken, und der Wilde hat die Wilden noch wilder gemacht.

Shakespeare und Voltaire.

Wenn ich gestehe, daß ich lieber Voltaire als Shakespeare seyn möchte, so wird zwar der größte Theil des von dem berühmten Kritiker, Herrn Franz Horn, kürzlich verzeichneten jetzt lebenden poetischen Deutschlands den Bannfluch über mich aussprechen, aber ich bin der gewissen Hoffnung, daß die Musen mich wieder von ihm entbinden.

Deutsche Prosa.

Es ist gar keine Frage, daß die Deutschen in der Kunst Prosa zu schreiben noch weiter

zurück sind, als in der Kunst Verse zu machen. Unter unsern Dichtern findet man zuweilen noch einen halben Künstler, aber unsere Prosaiker sind sammt und sonders Naturalisten, und ich wette, ein ausgesetzter Preis für eine völlig tadellose Zeitungsanzeige könnte allenfalls von einem Geschäftsmanne, aber schwerlich von einem Romanendichter, oder sonst einem der schönen Prosa Beflissenen gewonnen werden.

Das mangelhafte Ganze.

Die vorzüglichsten poetischen Werke der Deutschen sind in der Regel nur wegen ihrer Einzelnheiten zu rühmen, während sie als Ganzes dem strengsten Tadel unterliegen, und an einen Zeichner erinnern, der Augen, Ohren, Nasen und alle einzelnen Theile des menschlichen Körpers vortrefflich, und doch keine erträgliche Figur zeichnen könnte.

Strenge gegen angehende Poeten.

Meint Ihr es gut mit Euren angehenden Poeten, so hört nicht auf, die besten und hoffnungsvollsten von ihnen durch den strengsten Tadel und selbst durch wegwerfende Urtheile zu erzürnen.

Asmus und Voltaire.

Wenn ich mich erinnere, daß weiland der arme Wandsbecker Bothe in seiner lieben Einfalt sich sogar an einem Geist wie Voltaire zum Ritter reimen wollte, so kann ich mich noch jetzt des Lachens nicht erwehren.

Ueber manche Gedichtesammlungen.

Mancher, dessen Gedichte einzeln nicht gerade mißfallen, macht kein Glück mit einer Sammlung derselben. Von einem solchen kann man sagen, er wisse ein Gedicht zu machen, aber keine Gedichte.

Die Berühmten.

Durch den Ruhm, in dessen Besitz ich manche Schriftsteller sehe, habe ich von jeher den Ruhm selbst verachten gelernt.

Eine merkwürdige poetische Licenz.

Ein bekannter fruchtbarer Dichter und Taschenbuchsherausgeber, der von seinen Freunden, seinen besten Freund — ihn selbst mit eingeschlossen, für einen Stern der ersten Größe am Dichterhimmel gehalten wird, hat kürzlich ein neues Wort, nämlich Reitzgen, als Diminutiv von

Reitz geschaffen, und zugleich den Ohren seiner Leser die etwas starke Zumuthung gemacht, den Reim Reitzgen und Geitz'gen wohlklingend zu finden.

Handel mit Taschenbüchern.

Man sollte die Taschenbücher und Almanache nicht mehr im Buchladen, sondern in den Läden der Zuckerbäcker und Putzmacherinnen feilbiethen, damit doch die jungen Herrn beym Einkauf der Weihnachtsgeschenke für ihre Damen in einen Laden weniger zu laufen brauchten.

Das gute Gedicht in einem Taschenbuche.

Schade für ein gutes Gedicht, das in einem Taschenbuche, und also an einem Ort steht, wohin es nicht gehört, wo es von Niemand gesucht, und wo es nicht gelesen, oder wenigstens nicht verstanden wird.

Menge der Tagblätter und Taschenbücher.

Je mehr die Zahl der Taschenbücher und Tagblätter zunimmt, desto mehr muß nothwendig die Zahl der guten Bücher abnehmen. Wer sich damit abgibt, Kartenhäuser für den Augenblick

zu bauen, wird keine Palläste für die Ewigkeit aufführen.

Character des jungen Werthers.

Die Bewunderer des jungen Werthers wissen den liebenswürdigen Character des Helden dieses Romans nicht genug zu rühmen. Also sind Stolz, Eigendünkel, Selbstsucht, Starrsinn, liebenswürdige Eigenschaften? Man ist liebenswürdig, wenn man sein Leben einer strafbaren Leidenschaft aufopfert! Man darf jedem Andersdenkenden, sey er auch noch so achtungswerth, mit Trotz und Geringschätzung begegnen! Man darf seine Berufsgeschäfte mit Nachläßigkeit behandeln! Man darf seinen Vorgesetzten bloß um kleiner Schwächen willen alle Achtung versagen, und doch auf die Liebe der Bessern Anspruch machen! O Ihr Deutschen! was laßt Ihr Euch von Euren Schriftstellern nicht zumuthen, wenn sie nur Eure Krankheit der geistigen Ueberreitzung, die je länger je unheilbarer zu werden scheint, zu benutzen wissen! Wer mich wegen dieses Urtheils einen Philister schimpft, von dem habe ich mir weiter Nichts auszubitten, als daß er mich — nie lobe.

Ungegründeter Stolz.

Die Mehrheit der Deutschen ist unerträglich,

stolz auf ihren größten Dichter. Ich dächte, es wäre klüger, die taumelnden Bewunderer schämten sich, daß ihr größter Dichter kein grosser ist.

Correct, oder nicht?

Bloße Correctheit macht freylich noch keinen Dichter. Aber bloßes rohes Genie macht, mit Erlaubniß gewisser neuern kritischen Schwätzer, noch weniger einen, und wer wie eben diese Tonangeber weder correct zu schreiben versteht, noch Genie besitzt, sollte weder über das eine noch über das andere sich eines Urtheils anmaßen. Uebrigens ist ohne Genie gar keine wahre Correctheit möglich, und eben daher ist es wohl noch zu zweifeln erlaubt, ob gewisse Dichter, welchen man ihren Mangel an Correctheit mit Recht zum Vorwurfe macht, auch wirklich Genie besitzen.

Beifall der Menge.

Der Beyfall der Menge ist schlechterdings kein Beweis für den Werth eines Schriftstellers, sonst müßte Kotzebue, dessen Werke vor dem Richterstuhl der Kritik und der Moral gleiche Verdammniß trifft, einem Homer den Rang streitig machen.

Kotzebues Witz.

Es ist mir unbegreiflich, daß Kotzebue selbst von seinen Feinden als ein Mann von ungemeinem Witz gepriesen wird. Er hatte höchstens die Gabe, fremden Witz sich anzueignen, und da Frechheit und ein hoher Grad von Seichtigkeit und Unwissenheit oft eben so sehr überraschen, als der Witz: so mögen auch diese das Ihrige dazu beygetragen haben, daß man ihn oft sogar einem Voltaire an die Seite zu stellen kein Bedenken trug.

Kotzebues Schauspiele.

So lange nicht selbst die Schuhflicker unter uns jede Kotzebuesche Komödie auspochen, so lange kann das deutsche Volk nicht behaupten, daß es Bildung, oder ein Theater besitze.

Ueber ein bekanntes Verbrechen.

Ich kann es nicht oft genug wiederholen, daß der an Kotzebue verübte Meuchelmord selbst in der Verrücktheit des Thäters keine Entschuldigung findet. Aber gesagt muß zugleich werden, daß eine verruchte Feder dazu gehört, um gegen den, der sie führt, selbst der Tollheit den Mordstahl in die Hand zu geben.

Die Erbärmlichkeit.

Die Erbärmlichkeit ist nie erbärmlicher, als wenn sie die Feder in der Hand hat.

Das deutsche Publikum und die deutschen Schriftsteller.

Hätte das Publikum nicht tausend Mal mehr gesunden Menschenverstand, als der größere Theil selbst der von ihm bewunderten Schriftsteller, das Unheil wäre gar nicht zu übersehen, das unsere sogenannte schöne Literatur in den Köpfen anrichten würde.

Bücher über Schriftsteller.

Wehe uns, wenn die Sitte überhand nimmt, Bücher über Bücherschreiber zu schreiben! Wenigstens sollte man lebende Schriftsteller mit dieser zweideutigen Ehre verschonen. Wer wird die Leute bey lebendigem Leibe zergliedern?

Unsittliche Gedichte.

Wie kann man die Wahrheit verkennen, daß Alles, was auch nur aufs Entfernteste die Sittlichkeit und Zucht und Schaam verletzt, der Musen unwürdig ist? Und doch hören selbst bessere Dichter nicht auf, die sinnliche Liebe, ja

sogar Unzucht und Ehebruch zum Gegenstand ihres Scherzes zu machen. Nicht ohne Verdruß sah ich erst kürzlich diese Klage wieder durch die neue Ausgabe von Langbeins Gedichte gerechtfertigt. Möchte ich doch Erzählungen, wie die Spannkette, das Hammelfell und die Wiege, vernichten können, damit es wenigstens der Nachwelt verborgen bleibe, daß ein sonst wackerer, biederer und ächt deutscher Sänger mit solchem Schmutz die ihm verliehene Harfe entweihte! Was vor fünfhundert Jahren einem Boccaz — nicht erlaubt war, sondern nachgesehen werden mußte, wäre in unsern Tagen dem trefflichen Manne ohne Zweifel selbst ein Gräuel.

Ein Spruch Schillers.

Die Worte Schillers in einem seiner Schauspiele:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,"

wie oft werden sie mit Bewunderung angeführt! Und was ist an ihnen zu bewundern, als daß sie schimmern, und — Nichts sagen? Ohne Leben ist offenbar der Begriff von Gut ein Unding, und wie kann man also das Leben andern Gütern, deren Genuß durch dasselbe bedingt ist, an die Seite setzen? Daß man das Leben der Erfüllung seiner Pflicht nachsetzen muß, wissen wir Alle, ohne daß wir es erst von

einem Poeten zu lernen brauchen. Aber haben wir es geopfert, wie heißt das Gut, welches alsdann noch ein Gut für uns ist? Und wie sehr verfehlt also die Schillersche Tirade ihr Ziel, das kein anderes seyn kann, als die unbestrittene Wahrheit bildlich auszudrücken: Das Leben kann mit der Pflicht ins Gedränge kommen, und dann muß man auf dasselbe verzichten, weil es nur ein Gut ist, wenn keine Schuld es befleckt. Diese Wahrheit ist freylich ein Gemeinplatz. Aber ein Gemeinplatz ist doch immer dem glänzendsten Gedanken vorzuziehen, wenn dieser — so spielend ist, als der Schillersche.

V.

August von Kotzebue über sich selbst.

Die Schrift: Aus August von Kotzebue's hinterlassenen Papieren, ist vermuthlich von dem Verleger, Herrn Buchhändler Kummer, ans Licht gestellt worden, ohne daß der Geist des abgeschiedenen Verfassers ihn zu dem Unternehmen aufgefordert hat. Man nimmt von Rechtswegen jeden Nachlaß eines Schriftstellers nicht

ohne Mißtrauen in die Hand, und wahrlich, auch an diesen Papieren wäre für die Welt Nichts verloren gegangen, wenn sie ihren Verfasser zu Grabe begleitet hätten. Kotzebue gehörte bekanntlich zu den Schriftstellern, bey welchen Schreiben und Druckenlassen in der Regel eine fortschreitende Handlung ist, und auch aus diesem Grunde läßt sich unmöglich eine große literarische Erbschaft bey ihm vermuthen. Einige Bemerkungen über die Sammlung, die aus kleinen Aufsätzen vermischten Inhalts, einigen dramatischen Kleinigkeiten, einem Mährchen, einem Gelegenheitsgedicht, und aus Briefen einiger Schriftsteller an den Verfasser besteht, sind vielleicht den Lesern nicht unwillkommen.

In der Vorrede, mit welcher Herr Kummer das Buch zu begleiten für gut gefunden hat, kann man einige Aeußerungen nicht ohne den Wunsch lesen, sie möchten mit weniger Eifer, und dagegen mit etwas mehr Ueberlegung zu Papier gebracht worden seyn. Er habe, sagt er, einige Briefe Kotzebue's an ihn, die über dessen edlen Character und seine Denkart viel Aufschluß gegeben haben würden, aus Furcht nicht abdrucken lassen, kleinlich gesinnte Menschen, die aus allem Gift saugten, und jeder Sache eine falsche Deutung zu geben wüßten,

möchten ihm die Mittheilung als Eitelkeit auslegen. Wer Kotzebue gekannt habe, bedürfe keiner weitern Beweise von seinem Werth, und das Geschrey einiger Elenden, die seinen Ruhm beneideten, wisse jeder Unparteyische ohnehin zu würdigen.

Es sey dem ruhigern Nachdenken des Herrn Kummer überlassen, ob es ihm geziemt, irgend Jemand einen Elenden zu schimpfen, und ihn des Ruhmneids anzuklagen, weil er den sittlichen Werth des Herrn von Kotzebue nicht auf gleicher Wage mit ihm zu prüfen geneigt ist. Ist man ein Elender, wenn man an den edlen Character eines Mannes zu glauben sich weigert, der in den meisten seiner Lustspiele allen Gesetzen der Sittlichkeit, und selbst der Zucht und Ehrbarkeit Hohn sprach, der den Bahrdt mit der eisernen Stirn schrieb, und diese im dreyßigsten Lebensjahr begangene Schandthat noch im späten Alter für eine bloße jugendliche Unbesonnenheit zu erklären, die Frechheit hatte, und der endlich stets bereit war, mit feiler Feder Lehren zu predigen, die sein eigener Verstand und sein eigenes Herz verwarf? Können Briefe eines Mannes mehr für seinen Character beweisen, als seine Schriften nnd seine Handlungen? Und findet dieser unglaubliche Fall wirklich bey den Briefen, die Kotzebue an Herrn

Kummer schrieb, Statt, was kann unverantwortlicher seyn, als daß dieser ihre Bekanntmachung aus einer bloß ihn angehenden Bedenklichkeit unterläßt? In der That, die Besorgniß, von kleinlich gesinnten Menschen für eitel gehalten zu werden, sieht einer Satyre gleich, wenn man bedenkt, daß es auf nichts Geringeres ankommt, als der erstaunten Welt einen Mann als einen Engel des Lichts darzustellen, der nicht, wie Herr Kummer sagt, einigen Elenden, sondern den würdigsten und edelsten seiner Zeitgenossen großes und mannigfaltiges Aergerniß gegeben hat, und der selbst die Verachtung nur zu gut fühlte die von seinem Nahmen unzertrennlich war. Und wenn Herr Kummer vor dem Vorwurf der Eitelkeit sich so sehr fürchtet, warum schwieg er von den Briefen nicht lieber ganz? Oder ist es etwa nicht auch Eitelkeit, wenn man von empfangenen Briefen spricht, deren Inhalt man aus Bescheidenheit nicht bekannt machen darf. Uebrigens sind es allerdings Elende, die einen Kotzebue um seinen Ruhm beneideten.

In dem Aufsatze: Betrachtungen über mich selbst, bey Gelegenheit zweyer Recensionen in der jenaischen Literaturzeitung, sucht Kotzebue vor allen Dingen den Vorwurf der Eitelkeit von sich abzulehnen. Er habe sich, sagt er, nie

auf sein Talent etwas eingebildet, und aus dem Grunde weit höhern Werth auf seine historischen Arbeiten, als auf seine dramatischen Schöpfungen gelegt, weil jene als Arbeiten ihm viele, und diese als Schöpfungen ihm keine Mühe verursacht hätten.

Schwerlich kann Jemand diesen den Herrn von Kotzebue vollkommen bezeichnenden Erguß ohne Achselzucken lesen. Herr von Kotzebue bildet sich weiter Nichts auf seine dramatischen Leistungen ein, als daß er sich einbildet, sie wären — Schöpfungen! Daß er sie ohne Mühe hervorbrachte, sieht man leider den meisten nur zu deutlich an. Aber seit wenn wird ein poetisches Kunstwerk, oder eine sogenannte poetische Schöpfung ohne Mühe hervorgebracht? Kotzebue bekennt hier die Lehre mit dem Munde, die er bey seiner Schriftstellerey practisch übte, und die Kritik braucht sich nicht weiter zu wundern, daß sie mit dem Aufzählen seiner Fehler gar nie fertig werden kann.

Gar possirlich ist es, wenn der bescheidene Autor seine Empfindung bey den Lobsprüchen, mit welchen Hohe und Niedere ihn überhäuften, mit der Empfindung eines hübschen Landmädchens vergleicht, das bey seinem Eintritt in die Welt zum ersten Mahl hört, daß es hübsch sey. Das Mädchen, sagt er, werde

vermuthlich etwas eitel werden, aber doch nicht eitler, als man einem hübschen Mädchen wohl vergebe, und nun kommt es auf die Leser an, mit welcher Eitelkeit sie es am liebsten halten, mit der Eitelkeit des liebenswürdigen Mädchens, oder mit der Eitelkeit des noch liebenswürdigern Schriftstellers, dessen Feder wir den Rehbock und ähnliche anmuthige und züchtige Lustspiele verdanken.

Zum weitern Beweise, daß Niemand weniger eitel sey, als er, beruft sich Kotzebue auch noch auf den Umstand, daß er nicht, wie der Eitle, durch fremde Vorzüge verwundet werde. Wenn er aber zur Bestätigung dieser Behauptung hinzusetzt, er habe sich aufrichtig gefreut, als Müllner aufgetreten sey, so werden wohl von hundert Lesern neun und neunzig ausrufen: Gott verzeihe ihm diese Freude!

Uebrigens kann Jedermann behaupten, er sey nicht eitel, aber beweisen kann es Niemand, und da zu diesem Beweise auch Niemand verbunden ist, so würde auch Kotzebue, ohne seine ungemessene Eitelkeit, die ihn jede Gelegenheit, von sich selbst zu sprechen, ergreifen hieß, sich ihn ohne Zweifel erspart haben.

Nicht glücklicher, als sich selbst gegen den Vorwurf der Eitelkeit, vertheidigt Kotzebue seine Werke gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit.

Niemand, sagt er, könne aus seinen Schauspielen die Vertheidigung einer unsittlichen Handlung schöpfen. Welche kecke Behauptung von einem Manne, der in einem seiner berühmtesten Schauspiele ein ehebrecherisches Weib zu seiner Heldin gemacht, und nicht etwa bloß das Bedauern, sondern selbst die Achtung der Zuschauer für die Verbrecherinn in Anspruch genommen hat! Und muß man unsittliche Handlungen geradezu vertheidigen, um den Nahmen eines unsittlichen Schriftstellers zu verdienen? Vertragen sich die ärgerlichen Zweydeutigkeiten und Zoten mancher Kotzebueschen Komödien mit der Sittlichkeit? Sind endlich „scherzhafte" (?) Anspielungen auf Geschlechtsliebe, die sich Kotzebue nicht, wie er selbst bekennt, hier und da, sondern oft und viel erlaubt, nicht eben so schwere Sünden gegen die Sittlichkeit, als gegen den guten Geschmack? Kotzebue will sich, als ob ein Unrecht darum aufhörte ein Unrecht zu seyn, weil es Viele begehen, mit dem Beispiele anderer Schriftsteller vertheidigen, und vergißt zugleich ganz, daß nicht das Darstellen an und für sich, sondern die Absicht des Darstellenden über die Sittlichkeit des Dargestellten entscheidet, oder mit andern Worten, daß auch hier der alte Spruch seine Anwendung findet: Es ist nicht das Nähmliche, wenn

Zwey das Nähmliche thun. Wenn z. B. wie Kotzebue sagt, Goethe in den Hexenscenen seines Faust manches derbe Wort ausgesprochen hat, so sieht jeder Unbefangene, daß diese sogenannten derben Worte nicht zur Ergötzung der Zuschauer, sondern um auch in der Rede die Characterwahrheit zu behaupten, gesprochen sind, und durch diese Goetheschen poetischen Worte ist also nicht eine einzige Kotzebuesche prosaische Zote entschuldigt.

Nichts kann seichter seyn, als die Art, wie sich Kotzebue gegen den Vorwurf vertheidigt, daß er eine Ehebrecherinn liebenswürdig darstellte. Diese von den Qualen der bittersten Reue gefolterte Ehebrecherinn, sagt er, ist höchst unglücklich, und sogar die Verzeihung ihres Gatten kann ihr, nach ihrem eigenen Bekenntniß, die Ruhe nicht wieder geben. Ist das, fragt er, unsittlich? Nein, antworten wir auf die seltsame Frage, die Qualen einer Verbrecherinn und ihre Reue sind nicht unsittlich, aber unsittlich ist und bleibt es, wenn man um dieser Qualen und dieser Reue willen das Verbrechen für aufgehoben erklärt, und die Verbrecherinn als liebenswürdig darstellt. Auf Mitleid und auf Verzeihung, die aber nicht mit Straflosigkeit verwechselt werden darf, macht ein von Reue gequälter Verbrecher Anspruch, nicht aber,

wie Kotzebue will, auf den Preis der Liebenswürdigkeit, weil sonst jeder Unterschied zwischen Schuld und Schuldlosigkeit vernichtet wird. Kotzebue pocht zugleich nicht wenig auf drey ihm bekannt gewordene Beyspiele durch die Gewissensbisse seiner Ehebrecherinn zu ihrer Pflicht zurückgeführter Frauen. Will man ihm auch diese der Welt völlig unbekannte Bekehrungen aufs Wort glauben, wer weiß nicht, was man von Leuten, die erst im Komödienhause lernen müssen, daß man nichts Böses thun, und nahmentlich nicht Ehebrechen soll, zu halten hat. Noch lächerlicher, als sein Berufen auf diese Bekehrungen, ist seine Herausforderung, ihm nur Ein Beyspiel aufzustellen, daß eine Frau durch die Leiden seiner Heldinn auf Irrwegen geleitet worden sey. Nicht zu gedenken, daß man von ihm erst den Beweis seiner drey entgegengesetzten Beyspiele fordern könnte, sieht Jeder, daß ein Beweis dieser Art eine reine Unmöglichkeit ist, und sogar durch ein Selbstbekenntniß nicht geführt werden kann. Oder würde etwa der Verfasser von Menschenhaß und Reue, sobald eine Frau mit den Worten vor seinen Schreibtisch träte: „Unbesonnener Prediger einer verwerflichen Moral! Deine Schuld ist es, daß ich eine Ehebrecherinn bin", sein Schauspiel, wie er sagt, im Ernst für würdig

erklären, durch Henkershand verbrannt zu werden? Und wem ist es eingefallen, das Verwerfliche seines Schauspiels den Leiden der Heldinn zuzuschreiben? Nicht ihre Leiden, sondern daß er für die Schuldige dieselbe Theilnahme, die nur dem unschuldig Leidenden gebührt, ziehen dem Stück den gerechten Vorwurf der Unsittlichkeit zu. Doch genug, und vielleicht schon zu viel zur Widerlegung elender Sophismen. Aber fragen muß man, ob nicht gewisse Leute endlich aufhören werden, den Geist eines Mannes zu lobpreisen, der so oft zu dem Zweifel berechtigt, ob ihm auch nur gesunder Menschenverstand zu Theil geworden sey?

Von dieser Rechtfertigung geht der Verfasser auf den Versuch über, sich selbst zu beurtheilen. Er will, wie er sagt, untersuchen, welcher Rang ihm als dramatischer Dichter gebühre, und beginnt sein Unternehmen mit der Erklärung, daß er von einem Paar hundert Schauspielen, die er schrieb, ein Drittel, oder wenigstens ein Viertel perhorrescire. An den übrigen, diese Verdammung nicht theilenden, glaubt er, wäre es noch immer genug, um ihm eine Ehrenstelle unter Deutschlands dramatischen Dichtern zu bewahren, und wahrlich, dieser Behauptung wird Niemand widersprechen, sobald

er mit dem Verfasser — über den Werth der mit der Perhorrescenz verschonten Stücke einig ist.

Von den Eigenschaften, die Anspruch auf den Nahmen eines dramatischen Dichters geben, besaß Kotzebue nach Kotzebues Urtheil die erste und vorzüglichste, eine lebhafte Einbildungskraft in einem mehr als gewöhnlichen Grade. Die Form seiner Schauspiele ist diejenige, die gerade für unsere Zeit paßt. Dem Ausspruch, daß ihre Exposition meistens gut sey, setzt der Verfasser hinzu, er habe diese Kunst in Lessings Werken studiert. Von der Scenenverkettung in seinen Schauspielen bekennt er, daß sie oft fehlerhaft sey, und von den Schauspielen selbst, daß es wenige unter ihnen ohne langweilige und müßige Scenen gebe. Der oft viel zu gelle Wechsel des Komischen mit dem Tragischen, besonders in den frühern, wird ebenfalls mit der lächerlich anmaßenden Bemerkung getadelt, daß auch Shakespeare diesem Fehler, den man nicht nachahmen sollte, unterworfen gewesen sey. Richtig ist, wie er sagt, seine Characterzeichnung, so lange er sie nicht durch einen witzigen Einfall verdarb, der nicht für die sprechende Person paßte. Daß er seinen ihm selbst von seinen Feinden zugestandenen Witz nicht für Gedankenfülle geltend machen

kann, ist, wie er sagt — Schade, da an dieser seine Schauspiele wenn nicht arm, doch auch nicht reich sind.

In Kraft und Gediegenheit der Sprache bekennt er Schillern und Andern weit nachzustehen, und sogar von Müllnern übertroffen zu werden.

Wenn gleich nicht seine Verse, so möchte doch seine Prosa mit jeder andern sich messen dürfen, und im Dialogisiren ist ihm, wie er meint, Keiner überlegen.

Den Vorwurf, es fehle ihm an Fleiß, nimmt er seinen Beurtheilern sehr übel, und versichert, er arbeite und feile mit großem Fleiß.

Was ist nun von dieser Kotzebueschen Selbstbeurtheilung Anders zu sagen, als daß sie einen rohen Naturalisten verräth, und den Mangel an Einsicht des Verfassers in das Wesen der von ihm geübten Kunst noch auffallender beurkundet, als seine Eigenliebe? Da überhaupt eigenes Lob unerlaubt, und eigener Tadel Niemand zuzumuthen ist, so wird sich stets jeder verständige Schriftsteller eines öffentlichen Urtheils über seine Werke enthalten, und statt der Welt zu sagen, was diese werth sind, lieber es von ihr erfahren.

Man hat oben gelesen, daß Kotzebue an seinen Werken mit vielem F l e i ß zu arbeiten

behauptete. Zu diesem gemeinen Fleiß kommt noch ein höherer, nähmlich Studium, das er nahmentlich der Exposition in den Lessingschen Schauspielen gewidmet haben will. Also Fleiß und Studium wendet er auf Werke, von welchen er kaum vorher versicherte, daß sie keine Arbeiten, sondern Schöpfungen wären, die ihn keine Mühe kosteten. Nur bey einem Kotzebue, der stets die Wahrheit seiner Eitelkeit zum Opfer bringt, und gewöhnlich auf der zweyten Seite seiner Schriften wieder vergißt, was er auf der ersten gesagt hat, hören solche Widersprüche auf, Verwunderung zu erregen.

Man lernt aus diesem Aufsatze Kotzebue als einen Verehrer Müllners kennen, und nahmentlich behauptet er von der Schuld desselben, daß sie der Einbildungskraft des Zuhörers ein ganzes Gemählde liefere. Wenn dieses Lob den Kunstrichterberuf des Urtheilenden in ein sehr zweydeutiges Licht setzt, so hat auch der Gelobte keine sonderliche Ursache sich seiner zu freuen, da zugleich das gerühmte Verdienst seines ersten Schauspiels seinem zweyten, dem Yngurd, nur in einem geringern Grade zugestanden, und also angenommen wird, der Verfasser schreite rückwärts, statt vorwärts. Uebrigens mag wohl Kotzebue selbst nicht recht gewußt haben, was er unter einem der Einbildungskraft

ein ganzes Gemählde liefernden Trauerspiele versteht.

Noch nicht satt, von sich selbst zu sprechen, widmet Kotzebue der Frage: Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe? eine eigene Untersuchung.

Ein Schriftsteller, der viele Feinde hat, will die Ursachen anzeigen, warum dieses Loos ihn traf! Wer schüttelt nicht den Kopf über das Beginnen? Einmahl hat nur der Mensch Feinde, der Schriftsteller aber hat Gegner, und nur die Eitelkeit beredet ihn, diese mit jenen zu verwechseln. Diesen wesentlichen Unterschied aber auch bey Seite gesetzt, muß man schon bey der bloß die eigene Persönlichkeit betreffenden Frage: Warum habe ich Feinde? dem Untersuchenden die Befugniß zu urtheilen absprechen, und zugleich fragt man billig: Wozu überhaupt die Frage? Mit öffentlichen Gegnern, oder Feinden, lernt man zugleich auch die Ursachen ihrer Abneigung kennen, und ist also nicht in dem Falle, diesen erst nachzuspüren. Sind die Ursachen der Anfeindung so geartet, daß sie eine Rechtfertigung des Angefeindeten, oder vielmehr des Angegriffenen erfordern, so beschäftige er sich mit dieser, und Kotzebues Aufsatz hätte also dem Zwecke gemäß, den er auch wirklich hat, öffentliche Rechtfertigung gegen

öffentliche Beschuldigungen genannt werden sollen. Sich gegen diese zu vertheidigen, ist Jeder berechtigt, und in manchen Fällen sogar verpflichtet, und wer diese Pflicht verabsäumt, und dafür zu gehässigen Muthmaßungen über die Absichten seiner Gegner seine Zuflucht nimmt, gibt ihnen, statt sie zu besiegen, neue Waffen in die Hand. Wärest Du, werden sie ihm sagen, der Mann, der sich gegen unsern Tadel selbst rechtfertigen könnte, Du würdest Dir zuverläßig die ohnehin vergebliche Mühe ersparen, den Quellen desselben nachzuforschen, und nothwendig muß bey dieser Behauptung das unbefangene Publikum auf die Seite der Tadler treten. Aber zu seinem Schaden zeigte der Verfasser auch bey dieser Gelegenheit wieder eben den Mangel an klaren Begriffen, und an reifem und ruhigem Urtheil, den ihm seine sogenannten Feinde schon so oft vorgeworfen haben.

Als Leute, die ihn hassen, nennt, um auf den Aufsatz selbst überzugehen, Kotzebue erstens einen großen Theil besonders der jüngern Schriftsteller, zweytens an den Orten, wo er lebte, einen großen Theil der Einwohner, die gern den Ton angeben, und eifersüchtig auf ein gewisses Ansehen im Publikum sind, drittens alle Mystiker, Frömmlinge, Schwärmer für das

Mittelalter und dessen Poesie, blinde Anbeter Goethes, kurz Alle, die sich höhere, feinere, sittlichere Gefühle zutrauen, und ihn nach ihrem Lieblingswort für eine gemeine Natur hielten, und endlich viertens alle Buonapartianer.

Wer ruft nicht schon bey diesem Aufzählen aus: Welch ein Lärm um Nichts! Was in aller Welt kann einem vernünftigen Mann an dem Haß der Anhänger einer religiösen, politischen, oder literarischen Secte oder Schule, oder gar der männlichen und weiblichen Frau Basen seines Wohnorts gelegen seyn? Aber Geduld! Die jungen Schriftsteller, die Mystiker, Frömmler und Goethesdiener, die Buonapartianer, und die auf ein gewisses Ansehen im Publikum eifersüchtigen Mitbürger des Herrn von Kotzebue ließen ein strenges Gericht über seine Schauspiele ergehen, und um sich die unbequeme Widerlegung ihres Tadels zu ersparen, erklärt er kurz: Die Menschen tadeln mich, weil sie — meine Feinde sind.

Nun zur Untersuchung! ruft der Verfasser aus, nachdem er das gefährliche Heer seiner Feinde gemustert hat, und es lohnt sich schon der Mühe, zu zeigen, was bey dieser Untersuchung herauskommt.

Indem er die Frage beantworten will, warum ihn so viele Schriftsteller hassen, er glaube in

der That, ohne die unverzeihliche Unbesonnenheit, den Bahrdt mit der eisernen Stirn zu schreiben, würde er noch jetzt ein von allen Recensenten gefeyerter Dichter seyn. Diese Schrift, sagt er, sey die Wurzel alles öffentlichen Hasses und zugleich aller ungerechten literarischen Angriffe gegen ihn. Mit dem Vorurtheil, er sey ein schlechter Mensch, habe man Alles, was er nachher schrieb, in die Hand genommen. Man habe bey Allem seine Persönlichkeit eingemischt, und das gehässige Urtheil über diese habe bey Vielen, vielleicht unbewußt, auf ihre Ansicht seiner Geisteswerke gewirkt.

Wer glaubt nicht bey diesem entsetzlichen Wirrwarr und bey diesen mehr als kecken Behauptungen er sey aus den Wolken gefallen? Durch das Pasquill, von welchem die Rede ist, zog sich der Verfasser den gerechten Abscheu aller rechtlichen Menschen, und also freylich auch aller rechtlichen Schriftsteller zu. Aber warum spricht er von den letzten allein? Glaubt er etwa durch diese Schleicherey seiner Schandthat den Anstrich eines bloß schriftstellerischen Vergehens geben zu können? Und ist seine Behauptung, „ein gerechter Unwille über eine schlechte Handlung des Menschen habe ungerechte Urtheile über die Werke des Schriftstellers erzeugt,“ nicht gegen alle Vernunft? Und warum

hält er sich, da Nichts leichter ist, als ungerechte Urtheile widerlegen, lange bey der Untersuchung auf, aus welchen Quellen sie geflossen sind? Aber die Urtheile sind nur zu gerecht, und darum möchte er sie gern als feindselig darstellen. Sagt er doch selbst, der traurigen Catastrophe seines Lebens, der Pasquillgeschichte mit ihren Folgen, habe er es zu danken, daß er sich nicht für mehr halte, als er sey. Vielleicht, setzt er mit seiner gewohnten ungeheuren Anmaßung hinzu, wäre es mir am Ende gegangen wie unserem Goethe, der bisweilen die alltäglichsten langweiligsten Dinge mit der vornehmsten Miene auftischt, weil man ihm, wie Alexander dem Großen, so oft gesagt hat, er sey ein Gott, daß er es am Ende selbst glaubt. Können aber Urtheile, die der Beurtheilte im Ernste für ungerecht hält, eine so heilsame Wirkung hervorbringen? Um durch einen Tadel vor Uebermuth bewahrt zu werden, muß man sich vor allen Dingen von seiner Richtigkeit überzeugen. Ob übrigens Kotzebue auch nach der sogenannten traurigen Catastrophe sich nicht für mehr hielt, als er war, mag man aus der Behauptung abnehmen, daß er einst mit dem für einen Gott erklärten Goethe gleichen Ruhm genossen habe.

Wenn auch hier wieder Kotzebue sein verworfenes Pasquill bald eine Unbesonnenheit,

bald einen dummen Streich nennt, so erröthet man ordentlich an seiner Stelle über die beyspiellose Schamlosigkeit des Mannes, der von dem Bahrdt mit der eisernen Stirn spricht. Rechtliche und unbescholtene Menschen in einer Schmähsucht antasten, ist eine ehrlose Handlung, und doppelt ehrlos ist sie, wenn die Schmähschrift, gleich der Kotzebueschen, mit dem höchsten Grade der Bosheit den höchsten Grad der Sittenlosigkeit verbindet. Verdient diese Handlung nichts mehr, als den Nahmen einer Unbesonnenheit, oder eines dummen Streichs, wahrlich, so hören auch Raub und Mord auf, Verbrechen zu seyn. Nicht ohne Rührung liest man, wie der gute Vater Kotzebue bey dieser Gelegenheit seine lieben Söhne ermahnt, aus seinem Beyspiele die Lehre zu ziehen, daß wer zu einem öffentlichen Leben bestimmt sey, sich sehr hüthe, in seiner Jugend öffentlich einen dummen Streich zu machen, weil er ihm — bis ins Grab nachgetragen werde. Also, man merke auf! Erstens ein Pasquill ist abermahl Nichts, als ein dummer Streich. Zweytens, dumme Streiche, nur keine öffentliche, darf Jeder machen. Drittens, vor öffentlichen dummen Streichen muß man sich nur in Acht nehmen, wenn man zu einem öffentlichen Leben bestimmt ist. Viertens, man muß sich

in Acht nehmen, sie öffentlich zu machen, nicht weil es dumme Streiche sind, sondern weil es boshafte Leute gibt, die sie dem guten Manne, der sie begeht, nachtragen. Bravo, Herr von Kotzebue! Wie mochte übrigens Kotzebue sein Pasquill, das er im Finstern ausbrütete, und so lange als möglich vor der Welt zu verläugnen suchte, einen von ihm öffentlich begangenen dummen Streich nennen? Endlich muß auch hier wiederhohlt werden, daß Kotzebue, als er diesen sogenannten Jugendstreich beging, beynahe dreyßig Jahre zählte.

Was Kotzebue von seinen übrigen Feinden sagt, liegt größtentheils schon in ihrer Bezeichnung. Die mit ihm an Einem Ort lebenden Männer von Rang und Geist haßten ihn, weil er — oft ihre Einladungen ausschlug, Wohlstandsbesuche vernachläßigte, und sich der ihm Vorgestellten bey der nächsten Zusammenkunft nicht wieder erinnerte. Wahrlich, triftige Gründe des Hasses für Männer von Rang und Geist! Es wird ein Glück für Kotzebue seyn, wenn vernünftige Leute nicht behaupten, er habe entweder den Haß selbst, oder seine Ursachen nur — geträumt, oder die letzten erdichtet, um die wahren zu verschweigen.

Die Ursache des Hasses der Mystiker sucht er in der freylich nicht abzuläugnenden Intoleranz

aller Secten, und wenn er zugleich die Nibelunger und die poetischen Götzen- und Goethesdiener einer Secte nennt, so wird ihm Jeder beystimmen, der dem Wesen und Treiben dieses leidigen Volks zuzusehen Gelegenheit hat. Vollkommen richtig ist auch seine Bemerkung, daß die Secte der Nibelunger und Mystiker sich besonders durch Frauen und alte Jungfern sehr vergrößert hat. Frauen, sagt er, eben so wahr als ungalant, sind leicht zu gewinnen, wenn es ihnen erlaubt ist, nicht zu denken, sondern sich bloß an dunkeln Gefühlen zu ergetzen, und da sie in der That nur um zu fühlen geschaffen sind, so ergreifen sie mit Hast alles Wolkige, Dunstige, Nebelige. Von der vierten Klasse seiner Feinde, von den Buonapartianern, sagt Kotzebue, habe er wenig zu sagen, und was er von ihnen sagt, ist — Nichts.

Mit großer Selbstzufriedenheit versichert am Ende der Verfasser, nach der bisherigen gewissenhaften Prüfung sey es ihm klar, daß die aus Verunglückten dramatischen Schriftstellern, aus Nachbetern und Neidhämmeln, aus Mystikern, Frömmlingen und Schwärmern, aus Buonapartianern und verspäteten Patrioten bestehende Legion seiner Feinde keine gegründete Ursache habe, ihn zu hassen, und man möchte ihn bey dieser albernen Tirade erstens fragen,

worin das Gewissenhafte seiner Prüfung bestehe, und zweytens ihm zu Gemüth führen, daß er nicht sich, sondern dem Publikum hätte klar machen sollen, daß der Haß gegen ihn wirklich aus den angezeigten Quellen fließe, und also ungerecht sey.

Die Beantwortung einer geschichtlichen Preisfrage der Harlemer Gesellschaft der Wissenschaften hat — den Preis schwerlich davon getragen. Kotzebue als Geschichtforscher und Geschichtschreiber, bey dieser Benennung konnte man sich von jeher nur eine Satyre denken.

Aus dem fragmentarischen Aufsatz: Bücherauction im Jahre dreytausend zweyhundert eilf, hätte ein Mann von ächtem Beruf zur Satyre etwas ganz anders gemacht, als Kotzebue. Der Spott besteht bloß in dem Umstand, daß gewisse, jetzt hochgepriesene Werke Niemand kaufen will, ohne daß der Verfasser auf die Werke selbst ein lächerliches Licht zu werfen, oder ihre Ueberschätzung klar zu machen verstand.

Die Versteigerung wird mit einer Abhandlung vom Jahr zweytausend einhundert sieben und siebzig eröffnet, in welcher bewiesen werden soll, daß doch wirklich einmahl ein A. W. S. existirt habe. Die Anwesenden streiten lebhaft über die Frage. Der Nahme S. sagt Einer, war bloß ein nomen collectivum, und wurde

gebraucht, um einen übermüthigen Kritikus, oder einen von Dünkel strotzenden Gelehrten zu bezeichnen. Doch S. hat auch einen Freund unter den Anwesenden, der es nicht zugeben will, daß er gar nicht gewesen seyn soll. Ein altdeutscher Volksdichter, Nahmens Bürger, sagt dieser Verfechter des angefochtenen S. . . schen Daseyns, habe ihn, als bey dem damahligen Geschmackszerfall die Sonette Mode geworden wären, in einem solchen Gedicht einen jungen Adler genannt. Dieser Umstand, antworten die Gegner, beweist Nichts, weil wahrscheinlich der alte Volksdichter bloß die Kritik seines Zeitalters hat persifliren wollen. Erwähnen auch, fahren sie fort, gleichzeitige Schriftsteller seiner, so geschieht es doch immer auf eine Art, die sich sehr wohl auf das Genus übermüthiger Kritiker deuten läßt, und schwerlich kann auch so viel Arroganz, als man ihm vorwirft, jemahls in Einer Person vereinigt gewesen seyn. Die Abhandlung wird am Ende, nachdem Alle in der Wahrheit übereinstimmen, daß ein Streit über die Existenz eines Schriftstellers, von dessen Werken nicht Ein Blatt auf die Nachwelt kam, lächerlich sey, für das Anbot von sechs Pfennigen verkauft. Man fragt billig, warum Kotzebue einen Schriftsteller, den er sonst kenntlich genug schildert, bloß mit den

Anfangsbuchstaben A. W. S. bezeichnete. Man wage entweder gar keinen Angriff, oder man wage ihn offen.

Wielands Werke werden für den Herzog von Tobolk für tausend Thaler erstanden. Hielte ihn, meint Herr von Kotzebue, der Nachdruck nicht in Schranken, der Verleger würde sie schon in unsern Tagen kaum für einen geringern Preis erlassen. Und was würde die Folge seyn? fragen wir, und die Antwort ist, daß kaum ein Paar Herzoge sie kaufen würden. Es ist ein sehr ungeschicktes Kompliment, das Kotzebue einem Wieland macht, wenn er seine Werke in einem hohen Preis verkaufen läßt, da ein hoher Bücherpreis weniger den Werth eines Schriftstellers, als theuren Druck und theures Papier beurkundet.

Für die Schillerschen Werke hatte der Kaiser von China eine seines Rangs und seines Geschmacks würdige Summe bestimmt. Doch verschmäht er die Turandot, weil er sie nicht für eine Chineserinn gelten lassen will. Wie jämmerlich! Der Kaiser verschmäht die Turandot, und der deutsche Komödienschreiber zieht seinen Tadel des Stücks bey den Haaren herbey. Diese Stelle ist übrigens eine Probe ächt Kotzebueschen Witzes.

Bey dem Ausrufe: Goethes vollständige

Werke! erwiedert einer der Anwesenden: Die Vollständigen! Diese gehören nicht unter die Classiker, und die Sammlung geht endlich für nicht mehr als zehn Sinadors weg, indessen ein fünfzig Jahre nach dem Tode des Dichters veranstalteter Auszug in fünf Bänden, nachdem die Liebhaber versichert wurden, daß weder der Groß-Cophta, noch die Zauberflöte, noch Was wir bringen, sich in der Sammlung befinde, auf Auftrag der Universität zu Kurgan mit einem Preise von mehr als fünfhundert Thalern bezahlt wird. Ohne Zweifel hatte dieser Auszug auch aus dem Grunde in den Augen der Kaufslustigen einen höhern Werth, als die vollständige Sammlung, weil er nicht in der verrufenen Cottaschen Buchhandlung erschienen war, und also zu jener, was Druck und Papier betrifft, sich ungefähr verhielt, wie der königliche Purpurmantel gegen den bäurischen Zwilchkittel.

Die Werke der berühmtesten Philosophen erhält ein Gewürzkrämer für einen Gulden.

Wo bleiben denn, muß man fragen, bey dieser Versteigerung die Kotzebueschen Werke. Sind diese etwa schon ein Jahrhundert früher den Gewürzkrämern in die Hände gefallen?

Daß ein Mensch, wie Kotzebue, der von Philosophie gar keinen Begriff hatte, der Philosophen

ohne Ausnahme spottete, ist um so unerträglicher, da dem mittelmäßigsten Philosophen der Rang vor einem Komödienschreiber seiner Gattung gebührt.

Ein letzter Wille des Verstorbenen, den man versiegelt unter seinen Papieren fand, ist zum Erbarmen schlecht, und man fragt mit Recht, was Herr Kummer dachte, als er den Aufsatz in die Sammlung aufnahm.

Zum Beschlusse noch einige Bemerkungen. Engel war bekanntlich ein großer Verehrer der Kotzebueschen dramatischen Muse, und wirklich enthält auch ein Brief von ihm an den fruchtbaren Schauspielschöpfer eine Menge von Lobsprüchen, auf welche der Lobende so wenig, als der Gelobte, stolz zu seyn Ursache hat. Wer sollte glauben, daß ein Mann, der lange Zeit selbst bey den bessern seiner Zeitgenossen für einen scharfsinnigen, gründlichen und ruhigen Beurtheiler galt, aus Gelegenheit der albernen Kotzebueschen Sonnenjungfrau in die Worte ausbrechen könnte: „In der That, ich bin von dem Anfange dieses Stücks ganz bezaubert, und voll außerordentlichen Verlangens nach der Fortsetzung. So viel Großes, Rührendes, Schönes schon in diesen ersten Acten! Und was für Anlagen zu nachfolgenden immer größern und schönern Scenen! O ums Himmelswillen, arbeiten

Sie fort, liebster Freund, und treiben Sie Ihren Abschreiber! Ich bin in dem Zustande eines Hungrigen, der seine Lieblingsschüssel gerochen, auch in der Küche ein Paar Bissen davon genascht hat, und der nun vor Ungeduld umkommt, daß die Tafel noch nicht gedeckt wird." — So schreibt Engel, der Kunstrichter, der Verfasser des Edelknaben und des dankbaren Sohns, an — Kotzebue!

Verwunderung, oder — keine, erregen, je nachdem man eine Ansicht von Wieland, dem Kritikus, hat, folgende Stellen aus einem Briefe desselben an Böttiger über die Kotzebueschen Hussiten vor Naumburg. Ich müßte mich sehr irren, schreibt er, oder dieses neue Product des Geistes und Herzens unsers unerschöpflichen Freundes ist in jeder Rücksicht nicht nur das schönste und vollkommenste aller seiner bisherigen Werke, sondern in Hinsicht auf die Wirkung, die es auf Leser, Hörer und Zuschauer thun muß, das non plus ultra dessen, was die dramatische Muse über menschliche Gemüther vermag. Der einzige Stein des Anstoßes ist dem guten Wieland, daß das Stück in Versen, und zwar in — gereimten Versen geschrieben ist. Wieland war, nämlich wie er auch bey andern Gelegenheiten unverhohlen gestand, im Ernst der Meinung, es sey widernatürlich,

wenn Leute auf der Bühne aus dem Stegreif in Versen, und vollends gar in gereimten Versen sprächen, und vermochte also sich nicht zu der so natürlichen Ansicht zu erheben, daß in Reimen sprechen, und Reime machen, zwey ganz verschiedene Dinge sind. Die idealen Personen des Schauspiels haben von Rechtswegen auch eine ideale Sprache, und die reimlosen, oder gereimten Verse, die man aus ihrem Munde vernimmt, sind, ihre Prosa. Und diesen Unterschied wollte ein Dichter wie Wieland nicht begreifen? Man muß ordentlich staunen, wenn er in allem Ernst behauptet, der wackere Naumburgische Bürger und Handwerksmann Wolf in den Hussiten trete, weil er drey Stanzen in den schönsten und wohlklingendsten Ottave rime declamirt, als Improvisator auf. Uebrigens meint Wieland, die Verse milderten den Effect des Schauspiels, das sonst in der Darstellung kaum auszuhalten seyn würde, und auf diese Weise sey, was ihm in anderem Betracht tadelnswürdig scheine, eine glückliche Inspiration der Muse, deren beynahe verzärtelten Günstling er den Dichter der Hussiten nennt. Wer kennt ein Beyspiel eines seichtern und schiefern Urtheils? Und mit welcher Strafe wird wohl Wieland die Sünde im Reiche der Schatten büßen, daß er einen Kotzebue einen

verzärtelten Günstling der Musen nennt, und von ihm geschmiedete Ottave rime zu den schönsten und vollendetsten zu zählen, kein Bedenken trägt.

Zu loben ist das Buch auch keineswegs wegen der Korrectheit des Drucks.

Aufsätze
vermischten Inhalts.

I.

Sprachneuerungen.

Unsern neuesten Sprachneuerern pflege ich meistens beyzustimmen, ohne jemahls einem von ihnen zu folgen. Hoch über jeder Sprachlehre, ihr Verfasser heiße Adelung, Campe, oder Wolke, steht das unbedingte Sprachgebot, das wir unter dem Nahmen Sprachgebrauch kennen. Dieser mächtige Gebieter läßt sich schlechterdings nicht mit Gewalt bezwingen, sondern höchstens — überlisten. Tausend Mahl hat uns schon die Erfahrung belehrt, daß so wenig Heil durch grammatische Umwälzungen zu erlangen ist, als durch politische, und doch sehen wir täglich neue Unzufriedene auftreten, die, wenn nicht Ströme von Blut, doch Ströme von Tinte vergießen, und förmliche Verschwörungen anzuzetteln suchen, um — einen armen Buchstaben vom Throne zu stoßen. Wo ist die Sprache, welcher man keine Anomalien vorwerfen kann? Und wird nicht auch die Ausnahme

zur Regel, wenn sie alle Stimmen für sich hat? Fast möchte ich fragen, ob wir etwa darum so ängstlich sind, stets folgerecht zu sprechen und zu schreiben, weil wir wissen, daß wir desto weniger folgerecht zu handeln pflegen.

Eine der neuesten Sprachneuerungen, die mir fast noch mehr mißfällt, als Jedermann, ist Jean Pauls Wegwerfen des Buchstabens s im Genitiv zusammengesetzter Sachwörter, durch das er, nicht zufrieden, alle seine Landsleute, sie seyen Minister, Räthe, Geistliche, Gelehrte, Künstler, oder Handwerker, in Landleute zu verwandeln, sich sogar mit einer bey Dichtern seltenen Kühnheit an der Residenz Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen vergreift, indem er der guten Stadt, die seit ihrer Erbauung St. Petersburg hieß, gewaltthätiger weise den Nahmen St. Peterburg aufdringt. Auch um nicht sich selbst den Vorwurf eigennütziger und selbstsüchtiger Plane zuzuziehen, hätte er sein Aufruhrpredigen gegen das arme s unterlassen sollen. Wenigstens weiß ich nicht, was er antworten könnte, wenn irgend ein Spottvogel ihn beschuldigte, es sey ihm bey der Neuerung nur darum zu thun, sich durch den verbannten Buchstaben zum einzigen Legationrath in der Welt zu machen. Die meisten Sprachneuerungen sind für jeden Leser

wahre Steine des Anstoßes, und sollten daher nur solchen Schriftstellern erlaubt seyn, die gar nicht gelesen werden. Ich würde, hätte ich nur die Macht dazu, der Censur befehlen, statt daß sie die Bücher anderer Schriftsteller durch Streichen verkürzt, jede ihr zukommende Jean Paulsche Handschrift durch Einschalten der ihr von ihrem Verfasser widerrechtlich vorenthaltenen Buchstaben zu verlängern. Will denn der Repräsentant des deutschen Humors schlechterdings, daß ihn Niemand bewundere, ohne sich zugleich über ihn zu ärgern? Es werden Jahrhunderte vergehen, ehe nur zehn Federn der seinigen Staatpapiere, Hundtage, Kriegfuß, Krankheitlehre, Amtpflicht, Lebenlauf u. s. w. nachschreiben. Man hat nie Recht, wenn man es gegen die ganze Welt haben will.

II.

Bruchstück einer Vorrede

zu

den gesammten ältern Schriften des Verfassers.

In einer durchaus verbesserten, und zum Theil ganz neuen Gestalt übergibt der Verfasser

Alles, was er sang und schrieb, übergibt er seine sämmtlichen poetischen und prosaischen Schriften dem Wohlwollen und der Nachsicht des Publikums.

Billige Beurtheiler, hofft er, werden ihn über die unbilligen trösten, und mit den letzten könnte er höchstens aus der Ursache ein wenig unzufrieden seyn, weil er Nichts von ihnen lernen kann.

Da leider ein Theil dieser Schriften zu der Gattung derjenigen gehört, die von uralten Zeiten her unter dem Nahmen Satyren sich der Welt nur mittelmäßig empfohlen haben: so darf es der Verfasser nicht wagen, sie ohne eine kleine Schutzrede eben dieser Welt unter die Augen treten zu lassen.

Man schüttet so furchtlos, als ob man sich bloß gegen Fliegen wehrte, seine Galle gegen die Thoren aus. Aber die Thoren haben, wie man zu spät erfährt, auch Galle, und zwar eine Galle, die um so leichter gereitzt wird, je größer das Maß ihrer Thorheit ist. So wenig indessen die Furcht vor der Galle der Thoren überhaupt den Verfasser jemahls beunruhigt hat, so wenig kann es ihm gleichgültig seyn, wenn einzelne Thoren unbescheiden genug sind, sich den Spott, an welchen ihre ganze Zunft die gerechteste Ansprache zu machen hat, allein

zuzueignen, und diesen Thoren erklärt er also hiemit, daß es ihm bey der Allgemeinheit seiner Menschenliebe nimmer mehr genügt, an ihrer Besserung ausschließend arbeiten zu wollen. Aber auch für die vernünftigen und rechtlichen Leute fügt er aus guten Gründen die Versicherung bey, daß, so weit er auch entfernt ist, persönliche Satyren unbedingt zu verdammen, doch in der ganzen gegenwärtigen Sammlung seiner Schriften nicht Eine Zeile in die Klasse derselben gehört. Freylich, welche Satyre ist nicht einer persönlichen Deutung fähig? Aber um sich dieser Deutung nicht auszusetzen, gibt es kein anderes, als das verzweifeltste Mittel für einen Schriftsteller, nähmlich den Entschluß — gar nicht zu schreiben. In der unangenehmsten Lage befindet sich vollends jeder ehrliche Mann, der die Wahrheit lachend zu sagen kühn genug ist, mit den Leuten, welchen er nicht hold zu seyn, Ursache hat. So oft er diese Leute hätte meinen können, so oft muß er sie auch wirklich gemeint haben. Aber ich frage die Unbilligkeit selbst, ob es z. B. billig ist, mir aus der Ursache verbiethen zu wollen, über schlechte Trauerspielschreiber zu spotten, weil mein geschworner Feind Meffert erbärmliche Schicksalstragödien ans Licht stellt? Geben Beleidigungen dem Beleidiger ein Recht

gegen den Beleidigten? Und muß ein Schriftsteller überhaupt zu lachen aufhören, sobald es Leute gibt, die es um ihn persönlich verdient haben, daß er über sie lacht? Wahrlich, in diesem Falle würde die Feder der Hand des ehrlichen Mannes um so gewisser entrissen, je größer das Register der Laster und Thorheiten seiner Feinde wäre.

Doch genug über eine Wahrheit, die man den Unverständigen ewig umsonst predigt, und den Verständigen nicht erst predigen darf. Wer bekümmert sich um die Leute mit einem bösen Gewissen, wenn er ein gutes hat?

Wollen übrigens ein Dutzend verächtliche Menschen, die sich für wichtig genug halten, Gegenstände einer persönlichen Satyre des Verfassers zu seyn, in einigen seiner Schilderungen, denen sie freylich nur zu sehr gleichen mögen, schlechterdings nur ihr eigenes geliebtes Bild erblicken, so gibt er ihnen sein Wort, daß er sie wegen dieser Anmaßung vor keinem Gerichtshofe belangen wird, und bekennt zugleich, daß er kaum an eine Nichtswürdigkeit denken kann, ohne sich ihrer nahmentlich zu erinnern.

Wegen der unschuldigen Bemerkungen, die sich der Verfasser hin und wieder in seinen Schriften — nicht zum Lobe des poetischen,

philosophischen und pädagogischen Schwindels unserer Tage erlaubt hat, überläßt er seine Rechtfertigung getrost einem Richter, der sein Amt zu verwalten nie verabsäumt, den keine Bestechung und kein Ansehen verblendet, und kein Geschrey betäubt, und der unter dem Nahmen Nachwelt eben so sehr geachtet, als gefürchtet ist. Nach der innigsten Ueberzeugung des Verfassers geschieht alles Gute in der Welt ohne Geräusch, und die gewaltsamen wissenschaftlichen Umwälzungen sind so heillos als die politischen. Wir reifen physisch vom Kind zum Knaben, vom Knaben zum Jüngling, vom Jüngling zum Manne, vom Manne zum Greis, ohne daß wir es merken, und sollen wir in der That weise werden, so müssen wir uns zu der nähmlichen langsam und leise fortschreitenden geistigen Entwickelung bequemen. Man muß das Gras nicht wachsen hören wollen, und nur Gaukler wollen ihr Publikum bereden, daß sie reife Trauben vor seinen Augen hervorzuzaubern vermögen. Was nahmentlich die Erschütterungen betrifft, die den heutigen deutschen Parnaß den Berg der Fabel, der mit fürchterlichem Toben — eine Maus gebar, ähnlich machen: so begehrt der Verfasser es gar nicht zu verhehlen, daß er sich nie mit ihnen aussöhnen wird. Es ist ihm nun einmahl nicht gegeben,

Unsinn für Tiefsinn, Aberwitz für Weisheit, phantastische Grillen für Zeichen des Genies, und Zerrbilder für Schönheitsideale zu halten, und zugleich bleibt es sein höchster Stolz, allen neumodischen Bänkelsängern, Klingelreimern, Nibelungenliedsposaunern und Hexen-, Nixen- und Unholden-, Romanenschreibern, kurz, der ganzen romantischen, adelichen und bürgerlichen, männlichen und weiblichen Christenheit und Judenschaft zum Trotz, vor aller Welt den Glauben zu bekennen, daß Geister wie Klopstock, Lessing, Herder und Voß ewige Ansprüche auf die Ehrfurcht und den Dank ihres Volks haben, und daß keine Poetenschule jemahls ähnliche hervorbringen wird. Doch es gibt Thorheiten, über die es sich kaum der Mühe lohnt, in Eifer zu gerathen. Gewisse junge Deutsche, welchen freylich die Leipziger Schlacht und Napoleons Sturz vollends den Kopf verrückte, werden, wenn sie genug ausgelacht sind, hoffentlich auch einmahl aufhören, altklug und überklug zu seyn, und in der That klug werden. Und werden sie es nicht, desto schlimmer für sie. Die Welt hat dabey Nichts zu verlieren. Uebrigens weiß der Verfasser Talente, auch wenn sie mißbraucht werden, zu achten, und selbst gegen Feinde gerecht zu seyn, fällt ihm um so weniger schwer, da er keinesweges

der Feind seiner Feinde, und nur der Verächter der Verächtlichen unter ihnen ist.

Daß wir, um noch einmahl auf gewisse Erscheinungen der Zeit zurückzukommen, so wenig Außerordentliches leisten, haben wir bloß der ungezügelten Begierde zu danken, mit welcher wir nach dem Außerordentlichen streben. Diese Begierde verleitet uns, die Neuheit im Veralteten zu suchen, und künstliche Nebel zu erregen, damit wir desto mehr Licht gewinnen. Der Dichter soll nicht singen, sondern rasen, und in der schönsten aller Künste will man die Schönheit am wenigsten dulden. Man studiert förmlich und mit vieler Liebe die Barbarey, und ist ein Pedant, um — die Regeln zu verletzen. Dem Verfasser wäre in der That Nichts so wichtig, als von gewissen Dichtern die Grundsätze ihrer Kunst, oder wenn sie dieses Wort nicht leiden können, ihrer Poesie entwickelt zu sehen, und vielleicht wäre diese Entwicklung das sicherste Mittel, die Bessern von ihnen zu ihrem eigenen Erstaunen zu belehren, daß sie kein Recht haben, den berühmten spanischen Ritter mit seiner Dulcinea zu verspotten.

III.

Furius.

Eine Schilderung nach dem Leben.

Furius ist freylich der verächtlichste Bürger im Staat, aber zugleich auch der reichste. Er ist mit Schande bedeckt, aber auch mit Gold. Es ist bloße Verleumdung, wenn man behauptet, er pflege auf die Leute, die ihm verhaßt sind, oder mit andern Worten, auf die rechtlichen Leute, Pasquille zu schreiben, indem er dieses würdige Geschäft noch stets einem guten Freunde übertragen hat. Seine Allmosen gibt er öffentlich, um auch bey dieser Gelegenheit leichtsinnig, gutherzigen Verschwendern ein Beyspiel der Sparsamkeit zu geben. Er wird öfter vor Zorn als vor Scham roth, weil seine Galle reitzbarer ist, als sein Gewissen. Er verzeiht Euch keine Beleidigung, selbst diejenige nicht, die er — Euch erzeigt hat. Wenn man ihm gleich von Rechtswegen allen Muth absprechen muß, so würde man ihm doch Unrecht thun, wenn man ihn furchtsam nennte, weil er die Gabe der Unverschämtheit im höchsten Grade besitzt. Er hört auf, ein Heuchler zu seyn, wenn seine Bosheit über seine Besonnenheit den Sieg davon trägt, und ist kein Schmeichler,

wenn er ohne Gefahr sich seiner natürlichen Grobheit überlassen kann. Hat er keine Verdienste, so besitzt er doch den Stolz, zu welchem Verdienste berechtigen. An den ehrlichen Leuten rühmt er es ungemein, daß sie ihn nicht betriegen, und fordert selbst von dem Spitzbuben, wenn er seiner bedarf, treue Dienste. So viel er auch auf seinen Adel hält, so geschickt weiß er doch mit dem vornehmen Stolz den Hochmuth des Pöbels zu paaren. In den öffentlichen Angelegenheiten zeigt er sich eifrig aus Wuth, und hält es selbst mit der guten Sache, wenn es ihm die Rachsucht gebietet, oder wenn er hoffen kann, ihr durch seinen Beytritt zu schaden. Eifert er, nicht ohne Eigennutz, für die Rechte des Bauernstands, so glaubt man in der That einen Bauer zu hören, und bewundert ihn fast noch mehr, als man ihn verachtet. Aus Furcht, sein Geld zu mißbrauchen, braucht er es gar nicht, und wer wagt es noch, seine schnöde Habsucht und seinen schmutzigen Geitz zu schelten, wenn er beyde Laster ihn mit den Worten rechtfertigen hört: Lieber Himmel! Ich wäre ja Nichts, wenn ich — Nichts hätte!

Ich habe Euch freylich nicht lauter löbliche Dinge von dem guten Furius erzählt. Indessen müssen doch auch seine Feinde bekennen,

und ich, sein Freund, bekenne es gern mit ihnen, daß es ihm keineswegs an Ehre fehlt, nähmlich an der, die sich — kaufen läßt.

IV.

Gedenkbuch-Blätter.

Der Selbstmord.

Der Entschluß zum Selbstmord mag wohl immer eine Krankheit seyn, aber noch gewisser ist es, daß an dieser Krankheit die meisten Kranken selber schuld sind.

Ein Wort zu seiner Zeit.

Was läßt sich gegen die Wahrheit einwenden, daß selbst der edelste Mensch nie das Recht haben kann, auch dem schlechtesten das Leben zu nehmen?

Die heutigen Tagblätter.

Kein Mensch vermag alle unsere jetzigen Blätter des Tags in Einem Tage zu lesen. Aber wer braucht mehr als Eine Stunde, wenn er bloß liest, was in ihnen des Lesens werth ist?

Die Schaubühne.

Der Satz, daß die Schaubühne eine Schule der Sitten seyn soll, kann vor der Kunstlehre nicht bestehen. Aber darf sie darum eine Schule der Unsittlichkeit seyn, zu welcher Kotzebue sie zu machen beflissen war?

Poetische Preisaufgaben.

Einen Preis auf das beste Gedicht setzen, heißt die Poeten behandeln, wie die Engländer ihre Pferde, die von ihnen zum Wettrennen gebraucht werden.

Der Meßkatalog.

Streicht ein Paar Dutzend Bücher jedesmahl aus Eurem Meßkatalog weg, und ich weiß keinen passendern Titel für ihn, als: Bücher für die heutige Welt, und Makulatur für die morgende.

Deutsche Poesie.

Einst war unsere Poesie nicht viel mehr als klares Wasser. Aber aus dem klaren Wasser ist jetzt sogar ein trübes geworden.

Werthers Leiden.

Wer so leidet, wie weiland der junge Werther

gelitten hat, verdient für seine Leiden — ins Zuchthaus zu kommen.

Spruch eines Menschenfeinds.

Kein Wunder, daß die Menschenliebe weniger selten ist, als der Menschenhaß. Dieser ist gerecht, und jene ist ungerecht.

Die Wahrheit.

Die Wahrheit wird selten gesagt, und noch seltener gehört.

Meisterschaft.

Keiner ist ein Meister, der aufhört zugleich ein Schüler zu seyn.

Schuld und Strafe.

Wie dem Menschen sein Schatten, so folgt seiner Schuld die Strafe.

Das Sterben.

Wer leben will, muß auch sterben wollen. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen.

An die Boßhaften.

Bringt es einmahl Eure Natur so mit sich, daß Ihr Eurem Nächsten übel wollt, so erlaubt

ihm wenigstens, sich so gut er kann gegen Eure Tücke zu bewahren. Ich nehme es dem Winter nicht übel, daß er kalt ist, wenn er mir nur nicht wehren will, einen Pelz zu tragen.

Vielgekaufte Bücher.

Man glaube doch ja nicht, daß ein vielgekauftes Buch auch viele Leser hat. Ich könnte, wären Beyspiele nicht verhaßt, die Werke mehrerer sich viel dünkender Schriftsteller nennen, die auf keinem Bücherbrete vergebens gesucht werden, und die gleichwohl auf der ihnen angewiesenen Stelle kaum von den Würmern berührt werden. Zwischen ihnen und den wenig gekauften Büchern ist kein anderer Unterschied, als daß diese im Buchladen, und sie in den Bibliotheken ungelesen vermodern.

Literarischer Ruf.

Ich wundere mich gar nicht über den wachsenden Ruf manches Schriftstellers, dessen Werth noch sehr zweydeutig ist. Man erfährt es ja täglich, wie viel die Marktschreyerey vermag, und auf welchem Markte wird diese auf eine unverschämtere Art getrieben, als von gewissen Bücherschreibern, Bücherrichtern und Bücherkrämern?

Wieland.

Wieland war ein Liebling der Musen und der Grazien, dem jene viel, und diese noch mehr zu verzeihen haben.

Die Poesie.

Es ist seltsam, daß die Kunst, die man allgemein für die brotloseste erklärt, ich meine die Poesie, doch am meisten um des Brots willen getrieben wird.

Die Ehre.

Die Ehre kann freylich, wie Falstaff sagt, kein Bein ansetzen. Aber nichts desto weniger wehe dem, der ihrer spottet! Er darf sich glücklich preisen, wenn seine gesunden Beine ihn nicht gerade zum Galgen tragen.

Lieben und Verliebt seyn.

Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob Ihr Euer Herz einem Mädchen schenkt, oder ob Ihr es an sie hängt. Im ersten Falle liebt Ihr; im andern seyd Ihr bloß verliebt.

Der Geitz.

Der Geitz ist eine freywillige und eine sündliche Armuth.

Verspottung der Narren.

Die Narren sollten Keinen anfeinden, der über sie spottet. Vergißt man doch, indem man sie verlacht, daß sie in der Regel mehr verdienen, als bloß verlacht zu werden.

Die öffentliche Meinung.

Ehre der öffentlichen Meinung! Auch nicht Ein Schurke bleibt ungehängt von ihr.

Die Hölle.

Was hilft es, wenn Ihr von der Hölle nichts wissen wollt, wenn die Hölle von Euch weiß?

Die Vertheidiger des Mords.

Ich weiß nicht, warum die trefflichen Moralisten, die theils auf eine versteckte Weise, theils ohne alle Zurückhaltung einen bekannten Meuchelmord vertheidigen, nicht auch die Welt mit einer Lobrede auf den Brudermörder Cain beschenken.

Aufschub.

„Morgen ist wieder ein Tag!" Diesen Spruch führt gewöhnlich die Trägheit im Munde, um

ihr Zögern und Aufschieben zu rechtfertigen. Ich aber sage: Morgen ist kein Tag für den Unnützen, der den heutigen verschleudert.

Die Frauen in der Küche.

Die Frauen, die ihrem Beruf in der Küche nicht abwarten, findet man gewöhnlich in des Teufels Küche.

Die Narrheit.

Man muß der Narrheit durch Spott steuern, um nicht das Schwert gegen sie gebrauchen zu müssen.

Die Teufel.

Nicht den Teufel in der Hölle, die Teufel auf der Erde fürchte ich.

Verfeinerung.

Unsere heutige Verfeinerung geht so weit, daß Besenbinder Gedichte, und Landstreicher Reisebeschreibungen ans Licht stellen.

Deutsche Literatur.

Nirgends wird das Sprichwort, daß ein Paar Schwalben noch keinen Sommer machen, so sehr vergessen, als auf dem deutschen Helikon.

An einen Autor.

Lasse ich, mein Freund! Dein Buch ungelesen, so kannst Du mir die Vernachläßigung nicht verzeihen, und lese ich es, so fürchte ich, ich möchte Dir Dein Buch nicht verzeihen können.

Sparsamkeit.

Die Sparsamkeit ist eine der größten Tugenden, weil sie so nahe an eins der schändlichsten Laster, ich meine den Geitz, grenzt.

Das öffentliche Urtheil.

Das öffentliche Urtheil ist weiter Nichts, als eine Welttheaterkritik, und fällt gewöhnlich eben so einseitig, hämisch, oberflächlich, abgeschmackt, parteyisch und unbedeutend aus, als man nur irgend ein Urtheil über das Spiel auf den Bretern im Morgenblatte zu lesen gewohnt ist.

Das Lügen.

Mir ist noch kein Lügner vorgekommen, der seine Kunst nur erträglich verstanden hätte, und fast möchte ich daher das Erdichten, das man Lügen nennt, mit der Kunst zu Dichten überhaupt vergleichen, die bekanntlich ebenfalls

gegen hundert Stümper kaum Einen Meister zählt.

Die Preisertheiler.

Preise auf Gedichte setzen, heißt nicht, das Talent ermuntern, sondern den Hunger und die Eitelkeit herausfordern.

Die Heldinnen.

Was die Weiber in meinen Augen zu wahren Heldinnen macht, ist, daß sie ihre Schönheit zu überleben vermögen.

Die schlechten Bücher.

Es mag wahr seyn, was man gewöhnlich behauptet, daß kein Buch so schlecht ist, aus welchem man nicht etwas lernen kann. Aber ich sage doch: Der Teufel hohle einen solchen Lehrmeister!

Der deutsche Parnaß.

Der deutsche Parnaß wird am Ende noch zu einem wahren Eulennest. Beynahe Nichts als lichtscheue und lichthassende Nachtvögel hört man auf ihm heulen.

Der Mann und die Weiber.

Wer die Weiber flieht, ist kein Mann, wer ihnen anhängt, ist auch keiner.

Die Gewalt.

Selbst der Mißbrauch einer rechtmäßigen Gewalt ist besser, als der unselige Widerstand gegen dieselbe.

Männer und Weiber.

Ich glaube es, was man behauptet, daß die Männer ohne die Weiber Bären seyn würden. Aber wer kann es läugnen; daß nur zu viele durch sie zu Affen werden?

Der hochmüthige Poet.

Man spricht allgemein von dem Hochmuth eines bewunderten Dichters, und kann es gar nicht reimen, unter den Singvögeln ein Pfauen zu finden.

Meinungsverschiedenheit.

Es wird schwerlich jemals dahin kommen, daß nur alle Menschen über die Wahrheit einig sind: zwey Mal zwey sey vier.

Deutsche Poetenwürdigung.

Ein Glück für den Virgil, daß er nicht in unsern Tagen lebt! Er würde mit Verdruß erfahren, wie viel Bave und Mäve man ihm vorzieht.

Schauspielervergötterung.

Nicht ein Held muß man seyn, sondern Helden muß man spielen, wenn man von den Deutschen bewundert seyn will.

Das Theaterwesen.

Ich möchte doch Wunders halber Zeuge davon seyn, wie die Deutschen, die so große Lust an der Bühne haben, sich geberden würden, wenn sie einmal wirklich Schauspiele und ein Schauspiel bekämen.

Verwandlung.

Die guten Komödianten, die wir noch vor fünfzig Jahren besaßen, haben sich leider längst in erbärmliche Schauspieler verwandelt.

Lehre für Poeten.

Wer keine Verse machen muß, sollte auch keine machen wollen.

Die Schlange.

Die Schlange heißt mit Recht das listigste von allen Thieren. Sie hat ein Weib betrogen.

Die gelehrte Welt.

Die gelehrte Welt ist der vollkommenste Gegensatz zu einer besten Welt.

Späte Besserung.

Der Vorsatz, nicht mehr zu stehlen, kommt zu spät, wenn man einmal die Galgenleiter hinaufsteigt.

Weiberschönheit.

Der Mann ist sehr ungenügsam, der von einem Weib mehr fordert, als daß sie schön ist.

Der Wittwer.

Die Zeit, hofft Ihr, werde endlich Euren Freund, den untröstlichsten aller Wittwer, trösten. Ohne Zweifel wird der Zeit durch ein Paar schöne Augen die Mühe erspart werden.

Ehemannsleiden.

Mancher Mann mag wohl mit mehr Gleichgültigkeit seine Frau selbst, als ihre Kleider veraltet sehen.

Unzeitige Wahrheitsliebe.

Selbst ein Lügner ist mir erträglicher, als ein Mensch, der zur Unzeit und ohne Beruf die Wahrheit sagt.

Traurige Trauerspielbemerkung.

Brüste Dich immer, verächtlicher und verachteter Pöbel! Leute gehen aus Deiner Hefe hervor, auf deren Ruf das gewaltige Schicksal auf der Bühne erscheinen muß.

Sonderbares Schicksal.

Den armen Tragödienschreiber Meffert scheint sein feindliches Schicksal zu einem Schlachtopfer der Buchhändler bestimmt zu haben. Schon seit Jahren sehen wir ihn, wie er vor dem einen unaufhörlich auf den Knien liegen muß, indeß der andere ihn so unbarmherzig mit Scorpionen peitscht, daß er heulend und schreyend zu dem Richter läuft, um Schutz zu erlangen.

Der Zahme.

Wie schmiegt sich der aufgeblasene Meffert, der mit seinen Schicksalstragödien, gleich dem Schwärmer des Feuerwerkers, ein wenig sprühte, krachte, und — mit einem nicht lieblichen

Geruch erlosch, vor seinem hochfahrenden Verleger! Nicht an Verstand, wohl aber an Plumpheit und in der Eigenschaft ist der Erbärmliche dem Elephanten ähnlich, daß sich ihm Niemand ohne Gefahr nähern darf, als der Mensch, der — ihn füttert.

Der Freundschaftsdienst.

Der gute Davus! Wer hat größere Ansprüche auf meinen Dank, als er? Aus lauter Freundschaft pflegt er mir jedes gesprochene oder gedruckte Scheltwort, das die Feinde meiner Freymüthigkeit gegen mich ausstoßen, getreulich zu hinterbringen. Er hebt die von einem ohnmächtigen Pöbel fruchtlos nach mir geworfenen Steine sorgfältig von der Erde auf, und versucht es, sie mir an den Kopf zu schleudern.

Der Wohlbekannte.

Ein gewisser Schicksalstragödienschreiber, den ich, damit sogleich alle Welt ihn kennt, weder den Dicken, noch den Dünnen, weder den Langen, noch den Kurzen, sondern den Pöbelhaften nenne, macht sich durch seine Ungeschliffenheit verächtlich, und durch die Einbildung, daß man wegen dieser Ungeschliffenheit ihn fürchte, lächerlich.

Der reich gewordene Buchhändler.

Von diesem Schwachkopf, den sein Buchhandel reich machte, sagt das Publikum treffend, der Witz habe ihm Gold, aber das Gold keinen Witz verschafft.

Die beyden Grobiane.

Wenn einmal Meffert, der Schicksalstragödienschreiber, und sein berüchtigter Verleger — aus Busenfreunden zu Todfeinden werden, so geschieht der leidige Bruch aus keiner andern Ursache, als weil keiner dem andern grob genug ist.

V.

Blumenlese

aus

dem neu bearbeiteten altdeutschen Roman

Simplicissimus.

Erste Abtheilung.

Hohe Abkunft.

Es ist jetzt eine wunderliche Zeit, oder vielmehr es ist eine Zeit, die viele wunderliche

Menschen hervorbringt. Mancher, der von einem Schornsteinfeger abstammt, beweist, weil es ihm nach und nach, der Himmel weiß durch welche Mittel, gelang, das ererbte väterliche Kaminrußsäckchen mit Dukaten zu füllen, daß er in seinem dreyßigsten Jahre wenigstens sechszehn stiftsfähige Ahnen zählt. Freylich sollte man glauben, wenn man einmal unedelgeboren sey, so könne man unmöglich wohlgeboren, oder hochwohlgeboren werden, weil man unmöglich aus dem Leib einer unadelichen Mutter in den Leib einer adelichen übergehen kann. Allein die tägliche Erfahrung lehrt, daß wenn dieses Wunder sich auch nicht wirklich zuträgt, es doch nicht an Leuten fehlt, die von der ganzen Welt verlangen, daß sie wenigstens glaube, es habe sich ausnahmsweise mit ihnen zugetragen.

Gehört es aber gleich beynahe unter die alltäglichen Geschichten, daß Einer gleichsam sein eigener Stammvater ist, so sah ich doch die Leute über jeden sich selbst Adelnden so viel Gespötte treiben, daß ich meines Orts auch nicht einmal den letzten der drey von einer edlen Herkunft zeugenden Buchstaben meinen Namen vorzusetzen wagte. Ich bin also noch bis auf den heutigen Tag der simple Herr Simplicissimus, ob ich gleich, die Wahrheit zu gestehen, meine angeborene Neigung, den Junker zu spielen,

mir oft nicht anders zu erklären wußte, als daß mein Vater nichts Schlechtes gewesen seyn könne. Und wahrlich, wer darf einen Mann mit Verachtung ansehen, der so gut als der König seinen eigenen Pallast hatte? Zwar rümpfte Mancher, welchem man den Pallast zeigte, die Nase über die Hütte, die mit einem Dach von Stroh, und statt des Marmors mit Wänden von Eichenholz prangte. Aber ich frage, ist der Halm, auf welchem die köstliche Frucht wächst, um welche wir täglich in einem eigenen Gebet den Himmel anrufen, nicht tausend Mal edler, als der Schiefer, das Bley, oder das Kupfer, mit welchem man die gemeinen Palläste zu decken pflegt? Und wer wird so ein Thor seyn, einen elenden Marmorblock dem ächt deutschen Eichenbaume vorzuziehen, der hundert Jahre lang ein Jüngling bleibt, und auf welchem, wenn mir ein kühner dichterischer Sprung erlaubt ist, Schinken und Bratwürste wachsen?

Nicht geringer, als von außen, zeigte sich der Pallast in seinem Innern. Seine Säle, Zimmer und Nebengemächer waren vom Rauch aufs prächtigste geschwärzt, und bis endlich diese unvergängliche Verzierung den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit erreichte, bedurfte es längerer Zeit, als wenn der göttliche Raphael

selbst den ganzen Pallast, gleich den Stanzen im Vatikan, durch die herrlichsten Freskogemälde berühmt gemacht hätte. Feinere Tapeten, als die seinigen, waren in der Welt nicht zu finden, da sie das Werk einer Weberinn waren, die sogar einst mit der Minerva selbst um den Preis zu kämpfen wagen durfte. Unerwähnt darf nicht bleiben, daß diese Künstlerinn mit einer Menge Gehülfen gar nicht von der Stelle wich, um ihre Arbeit, wenn etwa ein unfrommer Besen sie beschädigte, augenblicklich wieder auszubessern. Daß das Papier, das den Stoff zu den Fenstern hergab, weit edler ist, als das feinste Glas, werden die gelehrtesten Männer und die schwungreichsten Poeten bezeugen, und das ganze Publikum wird mir in der Behauptung beystimmen, daß es nützlicher zu den Fenstern meines väterlichen Pallasts, als zu dem vortrefflichsten Werke des seine eigene Gottheit anbetenden kleinstädtischen Trauerspielschreibers Meffert, verbraucht wurde. Zum Diener durfte sich Niemand bey ihm melden, wer nicht vier Füße hatte, und in der That waren seine Ochsen und Esel, wenn gleich noch stärkere Pflastertreter, als manche goldverbrämte Lackeyen in vornehmen Häusern, keine solche unnütze Tagdiebe, als diese. Das Zeughaus war mit Pflügen, Aexten, Hauen und Schaufeln, mit

Heugabeln und sogar mit Mistgabeln wohl versorgt, und diese köstlichen Waffen ließ der stets rüstige Eigenthümer keineswegs rosten. Täglich zog er ins Feld. Die Erdkugel, so weit er sie erreichen konnte, diente ihm zum Tummelplatze, und groß war der Tribut, den die Ueberwundene ihm in jeder Ernte entrichten mußte. Die Leibesübung des Holzsägens und Holzspaltens, die von den besten Aerzten, vornehmen Herrn so sehr empfohlen wird, machte er sich ordentlich zur täglichen Pflicht.

Man halte es nicht für die gewöhnliche Prahlerey eines Edelmanns von gestern, daß ich einiger Vorzüge erwähne, welcher sich Manche gern rühmen würden, wenn sie könnten.

Sollte Jemand sich über die Kürze wundern, mit welcher ich von meiner edlen Herkunft gesprochen habe, so beliebe er zu bedenken, daß es hier nicht um adeliche Stiftungen zu thun ist, wegen welcher ich meinen Stammbaum zu beschwören hätte.

Muß aber jeder Leser gestehen, daß das Hauswesen meines Vaters auf den wahren Sechszehnahnenfuß eingerichtet war, so versteht es sich von selbst, daß derselbe Fuß auch bey meiner Erziehung angewendet wurde. Die ritterlichen Uebungen meines Vaters, die natürlich bey derselben die Hauptsache waren, hatte

ich in meinem zehnten Jahre schon so ziemlich begriffen. Was aber die sogenannten Studien betrifft, so war ich gerade noch einmal so gelehrt, als ein Anderer, von welchem die Geschichte meldet, er habe in seinem ganzen Leben nicht über fünf zählen gelernt, indem ich wirklich eine Menge Leute mehr als einmal durch das Kunststück in Erstaunen setzte, daß ich die Finger an meinen beyden Händen ohne den geringsten Verstoß zusammenrechnete. Im Ganzen aber folgte mein Vater genau der heutigen vornehmen Sitte, nach welcher etwas gelernt zu haben, das Zeichen einer niedrigen Herkunft und einer schlechten Erziehung ist.

Sind die Wissenschaften ein Vorrecht des Pöbels, so hat sich dafür die vornehme Welt die Künste zu ihrem Eigenthum vorbehalten, und man kann sich also leicht einbilden, mit welchem Eifer ich mich ihnen widmete. Namentlich waren in der Musik meine Fortschritte so außerordentlich, daß ich gar kein Bedenken hätte tragen dürfen, den Apollo selbst zu einem Wettstreite herauszufordern, wenn dieser nicht zum Unglück die Leyer statt des Dudelsacks spielte.

In der Religion waren meine Kenntnisse etwas mangelhaft. Dafür aber konnte ich mich rühmen, noch unschuldiger zu seyn, als Adam

und Eva im Paradies vor dem Sündenfalle, weil ich kein Wort von Adam und Eva, vom Paradies und vom Sündenfalle wußte. Ich war kein Gottesläugner, weil man mir nie etwas von Gott gesagt hatte, und statt daß andere vornehme Junker bey tausend Teufeln schwören, schwor ich nicht einmal bey einem einzigen, weil Nichts leichter gewesen wäre, als mich zu bereden, der Teufel sey ein Kriegsschiff von fünfzig Kanonen, oder eine Spinnmaschine, oder gar mein leiblicher Oheim, von welchem ich, da er unverheirathet sey und alle Tage sterben könne, nächstens wenigstens hunderttausend Thaler und hundert Bauern erben würde. Mit Einem Worte, ich war in der Unwissenheit so vollkommen, daß ich nicht einmal wußte, daß ich unwissend sey.

Hoher Stand.

Ein Vater, wenn er diesem Namen keine Schande machen will, läßt es sich vorzüglich angelegen seyn, für seinen Sohn einen Stand zu wählen, dem es nicht an der erforderlichen Ehre gebricht, und wie sehr der meinige dieser Pflicht eingedenk war, mag der geneigte Leser aus dem Umstande abnehmen, daß er mich zuerst zum Schweinhirten, und als er meine außerordentlichen Gaben kennen gelernt hatte, zum

Ziegenhirten, und endlich gar zum Hüther einer ganzen Heerde Schafe ernannte. Sehen einige vornehme und hochmüthige Leute mit Verachtung auf den armen Schwein-, Ziegen- und Schafhirten herab, so beweisen sie nur zu ihrer Schande, daß sie weder in den Werken der größten Dichter, noch in der Geschichte der Götter und der Menschen belesen sind. Wer darf sich noch schämen, sein ganzes Leben unter dem lieben Vieh in Wäldern und Feldern zuzubringen, da selbst Apollo dem Admet das seine hüthete? Ist es etwa eine Schande, ein Hirt zu seyn, weil der König David einer war? Hüthete Moses seine sechsmahlhunderttausend Israeliten, die er aus Aegypten vor sich her trieb, desto schlechter, weil er zuvor einige hundert Schafe gehüthet hatte? Was war Tamerlan anders, als, wie sein Name ausweist, ein lahmer Hirtenbube, ehe er sich zum Kaiser der Scythen emporschwang? Ließ sich Virgil abhalten, dem Aeneas zu Ehren sein unsterbliches Gedicht zu schreiben, weil Anchises, der Vater seines Helden, ein Hirt war? Helena, die schönste aller Griechinnen, in wessen Arme warf sie sich aus den Armen eines Königs, als in die Arme eines Hirten? Und schämte sich dieser Hirt Paris seines Hirtenstands, ob er gleich ein Prinz war? Doch was rede ich von Prinzen

und Königinnen? Luna, die keuscheste aller Göttinnen, trotzte allen Pfeilen des Amors, bis endlich Endymion, ein Hirt, den beschämten Liebesgott an ihr rächte. Doch ich wollte lieber zählen, aus wie viel Härchen die Wolle aller Schafe in der Welt besteht, als die Götter und Göttinnen, Könige und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, Helden und Heldinnen mit Namen nennen, die sich entweder dem Hirtenstande, oder den Hirten und Hirtinnen selbst ergaben, und es sey also genug, zum Beschluß noch den schönen Spruch Philos, des Juden, anzuführen, daß das Hirtenamt eine Vorbereitung zum Regiment sey. Krieger, sagt er, müssen durch die Jagd, und Völkerherrscher durch das anmuthige Hirtenleben zu ihrem hohen Berufe tüchtig gemacht werden.

Daß ich mein ehrenvolles Amt auch mit Ehren bekleidete, muß die Welt in Ermangelung eines fremden Zeugnisses meinem eigenen glauben. Das Einzige, was meinen Vater bald betrübte, bald in Harnisch brachte, war, daß er mir schlechterdings nicht begreiflich machen konnte, was ein Wolf sey. Er behauptete, ohne diese Wissenschaft könne auch der geschickteste Mensch unmöglich ein Schäfer seyn, und beschrieb mir den Wolf als einen vierfüßigen Galgenstrick, der gar nicht zu bekehren sey, und die

unschuldigsten Schafe und Lämmer zerreiße. Aber alle diese Lehren waren umsonst. Sagte er mir, die Farbe des Wolfs ist röthlich grau, und er gleicht ziemlich unserem Schäferhunde, nur daß er größer ist, als dieser, so ließ ich mich gegen ihn die nächste Stunde auf eine Weise vernehmen, die ihn beynahe zur Verzweiflung brachte. Vater, sprach ich, ich habe seither dem blauen Thiere, das unserer Katze gleicht, nur daß es kleiner ist, als diese, und das, wie Du sagst, Wolf heißt, und von den Lämmern zerrissen wird, fleißig aufgepaßt, aber es hat sich noch keines zeigen wollen. O, sprach er bey diesen und andern Proben meines langsam begreifenden Genies, welch ein unglücklicher Vater bin ich! Jedermann verwunderte sich, als ich in Deinem Alter war, über meinen Verstand, und bey Dir muß sich Jedermann über Deinen Unverstand wundern.

So oft er auf diese Art seinem Unwillen gegen mich den Lauf ließ, besänftigte ich ihn durch sein Leibstückchen auf der Sackpfeife, auf welchem Instrumente ich mich um so fleißiger übte, weil ich vernommen hatte, daß sein Klang in Arabien die Schafe und Lämmer fett mache.

Soldatenplünderung.

Zuerst begannen die Landsknechte die schwarz

gemahlten Zimmer unsers Pallasts, ohne sich an ihre Schönheit zu kehren, in Ställe für ihre Klepper zu verwandeln. Während einige diesem Geschäfte oblagen, ermordeten andere Alles im Hause, was Odem hatte, und ein Vieh war. Von einem dritten Haufen wurde der Pallast bis auf die verborgensten Winkel mit so vielem Eifer durchsucht, als ob innerhalb seiner Mauern das goldne Vließ verborgen wäre. Diese packten Leinwand, Tuch, Kleidungsstücke und Hausgeräthe zusammen, als ob sie auf einen Trödelmarkt zu ziehen im Begriffe wären. Jene schlugen, was sie nicht mitnehmen konnten, vermuthlich um sich an den Sachen wegen ihrer Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit zu rächen, in Stücke. Die Federn in den Betten mußten ihre Stelle dem Rauchfleisch und Speckvorrath, den man im Hause fand, den Hämmern, Zangen, Nägeln und ähnlichem Geräthe einräumen, ob es sich gleich offenbar auf Flaumen weicher liegt, als auf Knochen, Holz und Eisen. Vermuthlich in der Meinung, der Spessart werde von nun an den Sommer auf ewig in seinen Grenzen festhalten, oder seine Einwohner die noch zu erfindende Kunst, unempfindlich gegen den Frost zu seyn, lehren, wurden die leicht zerbrechlichen Fenster so gut zerschmettert und zertrümmert, als die kaum zu

zerstörenden Oefen. Kupferne und zinnerne Töpfe, Schüsseln und Teller schlugen die Helden zusammen, damit sie sich desto weniger in dem engen Raume sperrten, in welchen sie sich schmiegen mußten. Ohne zu Bedenken, daß das Zerschmettern der Werke des nicht für die Ewigkeit arbeitenden Töpfers ein eigentliches Vorrecht des in der Küche dienenden weiblichen Gesindes ist, schlugen die Söhne des Kriegsgottes auch bey diesen keiner Gewalt gewachsenen Thon- und Staubgeborenen so tapfer mit dem Schwerte drein, als ob sie Türkenköpfe zu spalten hätten, und ruheten nicht, bis die Scherben aller vorhandenen Milchtöpfe und Kochtöpfe, Kacheln, Schüsseln und Teller auf dem Boden der Küche das Chaos vor der Weltschöpfung nachahmten. Mit Verachtung sahen sie die vielen Klaftern dürren Brennholzes, das sie im Hofe fanden, und hielten es unter ihrer Würde, sich, um ihren Braten gar zu machen, eines andern Holzes, als der zertrümmerten Bettladen, Tische, Stühle, Bänke, Schränke und Kästen zu bedienen. Heu und Stroh durchstachen sie mit ihrem Seitengewehr, ungeachtet man hätte glauben sollen, sie hätten an den Schweinen und Schafen genug zu stechen gehabt. Mit Einem Worte, der alte Spruch:

„Wo die Soldaten sieden und braten,
Und Pfaffen zu weltlichen Dingen rathen,
Und Weiber führen das Regiment,
Da nimmts gar selten ein gutes End"

bewährte sich, was die Soldaten betrifft, nirgends in einem so hohen Grade der Vollkommenheit, als in der fürchterlich zerstörten Residenz meines Vaters.

Nicht besser, als dem lieben Vieh und den leblosen Dingen, ging es dem Menschen im Hause. Die Magd, ob sie gleich in jedem Landsknecht einen Liebhaber zählte, wollte doch die Aufmerksamkeiten, die ihre Anbeter ihr erzeigten, gar nicht rühmen. Den Knecht warfen sie gebunden zur Erde, und nachdem sie ihm ein Sperrholz in den Mund gesteckt hatten, schütteten sie ihm einen Kübel voll Wasser in den Hals, das ihm gar nicht rein däuchte, und ihm auch, ungeachtet sie es einen schwedischen Trank nannten, kaum so gut schmekken wollte, als der Wein, den mancher Gastwirth auszapft.

Durch diese Herzstärkung hatten sie ihm Muth gemacht, einen Trupp von ihnen auf einem Streifzuge in die umliegende Gegend zu begleiten, und da sich auf den Wegweiser zu verlassen war, so brachte sie große Beute und viele Gefangene an Menschen und Vieh, und

unter jenen auch meinen Vater, meine Mutter und unser Urselchen zurück.

Jetzt wurden die Steine von den Pistolen der Landsknechte ab, und an ihre Stelle die Daumen der gefangenen Bauern eingeschraubt. Einen von diesen steckten sie in einen Backofen, um ihn gleich einem Hexenmeister zu verbrennen, ob es gleich, da er noch gar Nichts bekannt hatte, viel zu früh mit der Vollziehung des Urtheils war. Einem andern schlangen sie ein Seil um den Kopf, und trillten es so lange mit einem Bengel zusammen, bis ihm das Blut an allen Orten heraussprang, wo es eine Oeffnung fand. Kurz, jeder hatte seine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen, und also hatte auch jeder Bauer seine eigene Marter. Mein Vater war übrigens, nach meinem damaligen Urtheil, noch am meisten vor seinen Nachbarn begünstigt, weil er nicht, wie andere, unter dem entsetzlichsten Jammergeschrey, sondern mit laut lachendem Mund bekannte, was man von ihm wissen wollte. Seine Peiniger setzten ihn nämlich zu einem lustig auflodernden Feuer, und nachdem sie ihn so gebunden hatten, daß er weder Hände noch Füße rühren konnte, mußte ihm unsere alte Ziege die mit angefeuchtetem Salz wohl eingeriebenen Fußsohlen ablecken. Dieses Lecken verursachte ihm

einen Kitzel, und dieser Kitzel ein Lachen, daß er zu bersten im Begriff war, und ein beynahe gleich starkes Gelächter erpreßte auch mir das seinige, weil ich in meinem Leben den ernsthaften Mann kaum einmal laut, und nie auf diese ausschweifende Art hatte lachen hören. Er selbst fand inzwischen nach wenigen Augenblicken sein Lachen so wenig lächerlich, daß er, um nur wieder ein ernsthaftes Gesicht machen zu dürfen, unverzüglich den Ort anzeigte, wo er und meine Mutter ihr Gold, ihr Silber, ihre Perlen und ihre übrigen Reichthümer, deren weit mehrere waren, als man jemals bey Bauersleuten hätte vermuthen sollen, verborgen hatten.

Einsiedlerleben.

Es ist ein Unterschied, ob ein Paar Menschen in einem Wald, oder hunderttausend in einer Stadt beysammen leben, und da das erste eine wahre Kunst ist, so verlohnt es sich wohl der Mühe, daß die Unwissenden, wenn sie auch keine Lust haben, sie selbst zu lernen, wenigstens doch so viel von ihr zu erfahren suchen, daß sie über sie zur Noth einen Abschnitt für irgend ein Wörterbuch der menschlichen Allwissenheit liefern könnten.

Zuerst also melde ich, daß da bey unsern Mahlzeiten der Hunger uns zur Uhr diente,

wir immer zur bequemsten Zeit uns zum Essen anschickten, und von dieser Ordnung nur in dem einzigen Fall eine Ausnahme machten, wenn wir — Nichts zu essen hatten.

Was unsere Kost selbst betrifft, so darf ich schwören, daß keine kaiserliche, oder königliche allerdurchlauchtigste Tafel mit so köstlichen Speisen besetzt war, als der Steinblock, auf welchem wir unsere Mahlzeiten zu halten pflegten, und dieses Wunder war aus dem Grunde keins, weil es von dem besten aller Köche, dessen Name Hunger ist, verrichtet wurde, der bekanntlich nicht nur die Frucht, sondern auch das Holz der Eichen in Leckerbissen zu verwandeln versteht. Doch fehlte es uns auch an Festtagen nicht, an Kraut, Rüben, Bohnen, Erbsen und Linsen. Brot, oder vielmehr Kuchen pflegten wir uns aus zerstoßenem Wälschkorn in heißer Asche zu backen. Vögel, Fische, Krebse und Frösche erlagen in Menge unsern Nachstellungen, und konnten wir zuweilen uns eines wilden Schweinleins, oder eines Rehböckleins, bemächtigen, so erinnerten wir unser, uns der Wilddieberey anklagendes Gewissen, daß Adam selbst, der erste aller Einsiedler und aller Landbauer, nicht weniger Esau, der Böckleinsschütze, und noch andere alttestamentliche Leute, von nicht besserem Stande als wir, ohne

lange einen Oberjägermeister um Erlaubniß zu bitten, ihre Jagdlust befriedigt hätten. Doch hinderte uns die Bescheidenheit sowohl, als der Mangel an Gewehr, der Wildbahn beträchtlichen Schaden zuzufügen, und ich werde also hoffentlich nicht Gefahr laufen, für mein ehrliches und ungezwungenes Geständniß noch jetzt auf einen Hirsch geschmiedet zu werden.

An einer Schaufel, einer Haue, einer Axt und einem Beil darf es auch dem ärmsten Einsiedler nicht fehlen, und wirklich konnten wir uns auch mit Wahrheit die glücklichen Besitzer aller dieser Werkzeuge nennen.

Zum Kochen bedienten wir uns eines Topfs von Eisen, von welchem aber das Eigenthumsrecht nicht uns, sondern einem benachbarten Pfarrer zustand, dessen Wohlthätigkeit auch unserem Salzbedürfniß abhalf.

Schüssel, Teller, Löffel, Gabeln, Kessel, Pfannen, Bratspieße, Salzfässer, waren Dinge, die wir nicht hatten.

Ein Trinkglas hätte uns nur an den Wein, der uns fehlte, erinnert, und wir tranken also gewöhnlich aus dem Brunnenrohr, oder hingen, wie Gideons Kriegsleute, das Maul ins Wasser.

An Wolle, Seide, Baumwolle und Leinen spürten wir keinen Mangel, weil wir keine brauchten.

Daß wir keine Kleider besaßen, als die wir jedesmahl auf dem Leibe trugen, wird weniger armselig scheinen, wenn ich versichere, daß wir trotz diesem Mangel niemals nackt gingen.

In unserm ganzen Hauswesen banden wir uns übrigens durchaus an keine Ordnung, wenn ich den Umstand ausnehme, daß wir an jedem Sonn- und Feyertage gleich nach Mitternacht unser Lager verließen, um früh genug und ungesehen, in die drey Meilen von unserem Walde entlegene Kirche zu kommen, welcher der oben schon von mir erwähnte Pfarrherr vorstand. Beyläufig bemerke ich noch, daß wir immer unsern Platz auf der zerbrochenen Orgel wählten, um Altar und Kanzel übersehen zu können, und daß ich, als ich zum ersten Mal den Prediger die Kanzel besteigen sah, den Einsiedler fragte, was doch der Mann in dem großen Zuber machen wolle.

An Werktagen trieben wir den Feldbau und den Gartenbau, und zugleich, ohne zünftig zu seyn, verschiedene Handwerker, indem wir bald unsere Kleider, bald unsere Schuhe flickten, bald Körbe flochten, bald Fische fingen, und bald Netze zum Fischfang strickten. Freylich waren die Werke, die wir hervorbrachten, keine Meisterstücke, und wir hätten weder als Schneider, noch als Schuster unser Brot in der üppigen

Welt verdienen können. Aber da die Kundleute, für die wir arbeiteten, wir selbst waren, so sah jeder von diesen dem Schneider und dem Schuster, dessen er sich bediente, durch die Finger, wenn der Schnitt seines Kleides nicht ganz nach der neuesten Mode, von welcher der Kundsmann ohnehin so wenig wußte, als der Schneider, ausfiel, oder wenn der Schuh zu einem schwer zu entscheidenden Streit Anlaß gab, ob der Fuß für ihn zu groß, oder er für den Fuß zu klein sey. Bezeugen muß ich auch noch zur Ehre der beyden Schneidermeister, daß sie von dem Herkommen, nach welchem ein Stück Tuch zwischen dem Manne, der einen Rock daraus gemacht haben will, und dem Manne, der den Rock machen soll, beinahe in gleiche Theile zu Theilen ist, nie etwas gehört zu haben schienen.

Unsere täglichen körperlichen Arbeiten, bey welchen ich mich zu jeder Anstrengung abhärtete, hinderten übrigens die Thätigkeit unsers Geistes keineswegs. Wenn gleich der Schuster beym Leisten bleiben soll, so hielt ich doch dieses Gebot, so wenig, als weiland Jacob Böhm und Hans Sachs, und machte Verse beym Leisten, und philosophirte bey der Nadel. Bald wußte ich Alles, was man wissen muß, um Wissenschaft zu haben, und namentlich legte ich mich, nachdem ich erst schreiben gelernt hatte,

mit so vielem Eifer auf die Kunst, meine deutsche Muttersprache vollkommen schön zu schreiben, daß ich das Schweigen der Recensenten von diesem meinen so seltenen Vorzuge mir schlechterdings nicht erklären könnte, wenn nicht die ganze Welt sich besonders auch aus der Jenaischen sogenannten allgemeinen Literaturzeitung längst überzeut hätte, daß diese Menschen keine anderen, als Midasurtheile zu fällen vermögen.

So groß aber meine Gelehrsamkeit war, so unglaublich war meine Einfalt in Allem, was zur Weltkenntniß und zum Weltleben gehört, und der Vielwisser hatte, um mich eines obgleich gemeinen, doch passenden Ausdrucks zu bedienen, als er den Wald verließ, und wieder in die Gesellschaft der Menschen trat, schlechterdings keinen Begriff davon, wie er es hätte anstellen müssen, um einen Hund, es mochte ein Pudel, ein Mops, oder ein Windspiel seyn, aus dem Ofen zu locken.

Der Adel und der Bürgerstand.

Der den Hochgebornen vor den Niedriggebornen eingeräumte Vorzug erregte den Unmuth eines alten Feldwebels in einem solchen Grade, daß er sich nicht enthalten konnte, seiner Galle über das vermeinte Unrecht Luft zu machen.

Allein man kann wohl denken, daß es dem Adel und seinen Rechten nicht an einem Vertheidiger fehlte. Du findest, sagte dieser, es ungerecht, daß im Kriege nicht alten Landsknechten, wie Dir, vor jungen Edelleuten, wie ich, der Vorzug gegeben wird. Allein bedürfte es bloß eines grauen Barts, um den Feind zu schlagen, so brauchte man nur eine Heerde Böcke ins Feld zu stellen. Läugne mir einmal, alter Murrkopf! daß ein Anführer von edler Geburt von den Soldaten mehr geachtet wird, als einer, den sie vor Kurzem noch als Ihresgleichen kannten. Wie soll aber die Kriegszucht ohne Achtung bestehen? Soll ein kluger Feldherr einem Edelmann nicht mehr Vertrauen schenken, als einem Bauerjungen, der seinem Vater vom Pflug entlaufen ist, und also nicht einmal der Zucht seiner eigenen Aeltern achtete? Der ächte Edelmann wird lieber sterben, ehe er seinem Geschlecht durch Feigheit, oder irgend sonst ein ehrloses Betragen einen Schandflecken anhängt. Und wird etwa umsonst nicht bloß von weltlichen Schriftstellern, sondern von der heiligen Schrift selbst dem Adel der Vorzug, dessen er genießt, zugestanden? Johannes von Platea sagt ausdrücklich, man soll bey Bestellung der Aemter dem Adel den Vorzug vor den Plebejern gestatten. **Beata terra, cujus rex**

nobilis est, sagt Syrach in seinem 10. Kapitel, und konnte er ein herrlicheres Zeugniß für den Vorzug, der dem Adel gebührt, ablegen? Findet man auch hin und wieder Einen unter Euch, der Pulver riechen kann, und reich an guten Anschlägen ist, so folgt aus diesen Eigenschaften noch keineswegs, daß er auch die dem Adel angeborene, oder wenigstens ihm von Jugend auf angewöhnte Kunst, Andern zu gebieten, und sich mit Vorsicht und Anstand zu betragen, besitzt. Habet hoc proprium generosus animus, quod concitatur ad honesta, et neminem excelsi ingenii virum humilia delectant et sordida, sagt Seneca, und mit ihm stimmt der Poet Faustus in folgendem Distichon überein:

Site rusticitas vilem genuisset agrestis
Nibilitas animi non foret ista tui.

Und hat nicht der Adel mehr Mittel, seinen Untergebenen mit Geld, und schwachen Heerabtheilungen mit Volk aufzuhelfen, als Leute geringen Standes? Was ist zugleich hoffärtiger, als ein empor gekommener Bauer? Denke nur an den alten Reim:

„Es ist kein Schwert, das schärfer schiert,
Als wenn zum Herrn der Bauer wird."

Würden endlich die Bauern, wären sie im Besitze des Vorzugs, um welchen Du die Edelleute beneidest, den verdienstvollsten Edelmann

gutwillig unter sich aufnehmen? Doch die Hauptsache ist, daß wenn man auch Euch Soldaten von Fortün, wie man Euch zu nennen pflegt, wirklich höher zu befördern den Willen hat, man Eure Verdienste erst kennen lernt, wenn das Alter Euch bereits allen Muth und alles kriegerische Feuer geraubt hat. Soll man aber abgelebte und ausgemergelte Greise frischen und kampflustigen Jünglingen vorziehen? Oder hat man nicht Recht, wenn man sich lieber eines jungen Hunds, als eines alten Löwen zur Jagd bedient?

Weißt Du auch, erwiederte der Feldwebel, was aus Deinen Behauptungen folgt? Nichts Anders, als daß Jeder meines Stands ein Narr ist, der im Dienst mehr als Andere zu leisten trachtet. Wo man keinen Lohn voraus sieht, ist auch keine Aufmunterung möglich, und wer wird noch tapfer seyn wollen, wenn er, trotz seines Wohlverhaltens, mit der Memme neben ihm stets in gleicher Reihe bleibt? Ewig unvergeßlich sind mir die Worte unsers alten Obersten, die ich oft und viel aus seinem Munde hörte, er wünsche, daß kein Soldat in seinem Regiment sey, der sich nicht fest einbilde, durch sein Betragen General zu werden. Und welche Völker sind siegreicher, als diejenigen, bey welchen, wie bey den Persern und den Türken,

wenn von Beförderungen die Rede ist, nur Verdienste in Anschlag kommen? Die Lampe muß Oehl haben, wenn sie brennen soll, und gleich ihr erlischt die Tapferkeit der Soldaten, wenn man unterläßt, sie durch Belohnungen aufzumuntern.

Du hast Recht, erwiederte der Adeliche. Aber fehlt es denn an Beyspielen, daß wahre Verdienste auch bey Leuten von niedriger Herkunft nicht übersehen werden? Wie Viele, die erst in unsern Tagen den Pflug, die Nadel, den Leisten, den Hirtenstab mit dem Schwert vertauschten, haben sich durch ihre Tapferkeit nicht nur über den gemeinen Adel, sondern selbst über den Freyherrn- und Grafenstand emporgeschwungen? Wer war der kaiserliche Johann von Werd, der schwedische Stalhans, der hessische kleine Jacob und St. Andreas? Und wie Viele gibt es noch Ihresgleichen, die ich der Kürze halber ungenannt lassen muß! Was gegenwärtig geschieht, wird auch bey den Nachkommen geschehen, und was längst vergangene Zeiten betrifft, so brauche ich Dich nur an Tamerlan, den König, vor welchem die ganze Welt zitterte, an den Kaiser Justinus, der vor dem Justinianus regierte, und an Pizzarro, der das Gold mit Centnern auswägen konnte, und Westindien unumschränkt beherrschte, erinnern, um Dich drey

Männer kennen zu lehren, die sich vom verachteten Stand eines Schweinhirten zu den höchsten Ehren und zur höchsten Gewalt emporschwangen. Agathocles, König von Sicilien, war eines Töpfers, und Telephas, König von Lydien, eines Wagners Sohn. Mauritius Cappadox, der Nachfolger des Kaisers Tiberius, war ein Leibeigener. Johannes Zemisces kam aus der Schule zum Kaiserthum. Hyperbolus, des Chermides Sohn, wurde aus einem Laternenmacher Fürst zu Athen. Hugo Capet endlich, der Sohn eines Metzgers, bestieg den Thron von Frankreich.

Häufe diese Beyspiele so viel Du willst, sprach der Feldwebel, es bleibt doch wahr, daß Ihr Adelichen uns Bürgerlichen alle Zugänge zu höhern Würden von jeher versperrt habt. Kaum seyd Ihr aus der Schale gekrochen, so setzt man Euch schon an Stellen, nach welchen wir auch bey den größten Verdiensten nimmermehr streben dürfen. Und kurz, wie unter den Bauern die vorzüglichsten Anlagen aus Mangel an Ausbildung zu Grunde gehen, so veraltet auch mancher vortreffliche Soldat, der mit der größten Ehre den Kommandostab führen würde, mit der Flinte auf der Schulter.

Das Kalb und der Tragödiendichter.

Während ich das Kalb spielen mußte, und durch meine Kunst allgemeines Aufsehen erregte, lebte in einem elenden Städtchen ein Mensch, der sein Brot damit verdiente, daß er Tragödien zum Lachen, und Komödien zum Weinen schrieb, und da dieser Mensch sich zugleich in den Kopf gesetzt hatte, er sey zum Hofmeister und Präceptor aller Komödianten und Faßnachtnarren der ganzen Welt gleichsam geboren, so war ihm nicht sobald die Kunst, mit welcher ich meine Kälberrolle spielte, zu Ohren gekommen, als er schon in einem langen Sendschreiben bey mir anfragte, ob es mein Wunsch sey, daß er in seiner sogenannten Frühstücks-Zeitung, in welcher er außer seiner eigenen Person nicht leicht Jemand lobe, zu meiner Ehre die Posaune an den Mund setze. Wollte ein Kalb, wie ich, daß er mich über alle Kälber erhebe, und der Welt vorlüge, mein Plärren übertreffe das Singen der lieben Engelein im Himmel, so müsse ich ihn als mein goldenes Kalb anbeten, und dürfe zugleich keine andere Possen als solche vorbringen, die aus seinem fruchtbaren, von den Musen geschwängerten Gehirn hervorgingen, indem alle Welt, nur seine Feinde ausgenommen, bekenne, daß die Seele des zu Thränen rührenden Sophocles, und die Seele

des zum Lachen zwingenden Aristophanes zugleich in ihm hause.

Welchen Eindruck dieses Schreiben eines allgemein verhöhnten und verachteten Thoren auf mich machte, wird der Leser aus folgendem Gegenschreiben ersehen, das ich an den Präceptor der Faßnachtnarren zu erlassen nicht ermangelte.

Simplicissimus an den Sapientissimus, oder der Einfältigste an den Hochweisesten. Ich habe Dein Schreiben wohl, aber nicht ohne Verdruß und Unmuth empfangen, weil ich aus demselben ersehe, daß Du Dir in Deinem blinden Uebermuth einbildest, ich sey ein wahres, natürliches Kalb, da ich mich doch nur aus sonderbaren, Dir zu wissen unnöthigen Beweggründen entschlossen habe, eine Zeit lang die Rolle eines beginnenden Rindviehs zu spielen. Oder müßte ich etwa nicht nothwendig einen Ochsen zum Vater, und eine Kuh zur Mutter haben, wenn ich nicht lieber tausend Mal ausgepfiffen, als nur ein einziges Mal von einem Menschen gelobt seyn wollte, der närrischer als närrisch, und lächerlicher als lächerlich ist? Und schämst Du Dich nicht in Deine Seele, daß es Dir gleich viel gilt, ob der Mensch den Du lobst, oder schiltst, Dein Schelten oder Dein Loben verdient, oder nicht? Von Deiner Frühstücks-Zeitung habe ich längst alle Leute von Verstand

urtheilen hören, daß sie schlechter als Häckerling ist, und also nicht einmal zum Frühstück für Kälber taugt. Was Deine mir zugeschickten lächerlich traurigen und traurig lächerlichen Possenspiele betrifft, so kann ich, da die Leute bey meinen Possen nur beträchtlich zu lachen, nicht aber beträchtlich zu gähnen gewohnt sind, nur von dem damit beschriebenen Papier Gebrauch machen, und hoffentlich wirst Du Dich freuen, wenn ein ehrlicher Krämer sie mit der Würze versieht, mit welcher sie auszusteuern, Du selbst ohne Zweifel zu arm warest. Weise ich aber nicht ohne Ekel und Grausen die Geburten Deines schwachen Geistes bey meinem Kälberspiele zurück, so verspreche ich Dir dagegen, daß ich nächstens Dich selber als einen zweyten Thraso spielen, und nicht ermangeln will, Dir für Deine Frühstücks-Zeitung in einem getreuen und umständlichen Bericht zu melden, wie viel Leute sich bey Deinem Prahlen, bey Deinem Eigenlob, bey den Ausbrüchen Deiner unmächtigen Wuth, und bey dem Spott der Mitspielenden über diese und andere Deiner Thorheiten ganz oder halb todt gelacht haben. Zum Beschluß versichere ich Dich meiner besondern Kälberhuld und Gnade, und bitte die Götter um Licht für Deinen Verstand, um Scham für Deine Stirn und um Niesewurz

für Deine Nase. Gegeben am neun und zwanzigsten Februar. Unterzeichnet das halbofficielle Kalb.

Lobrede auf ein Frauenzimmer.

Ich wurde zu meinem Herrn gerufen, um die Neugierde einiger vornehmen Damen zu befriedigen, die ihn in der Absicht besucht hatten, seinen neuen Narren zu sehen und zu hören. Da ich mich vor sie hinstellte, ohne den Mund zu öffnen, so sagte Eine von ihnen: Man versicherte mich, dieses Kalb könne reden, aber ich sehe jetzt, daß man mich zum Besten gehabt hat. Die Kälber, antwortete ich, werden nicht eher reden, als bis die Weiber schweigen lernen. Ich war ein Mann, ehe ich ein Kalb wurde, und darum spreche ich nur, wenn mir eine Dame die Zunge löst. Wäre ich zuvor ein Weib gewesen, so würde ich auch als Kalb gar nicht zu plaudern aufhören. Dieses Kalb, sprach mein Herr, ist ein Weiberfeind, und dafür muß er gezüchtigt werden. Auf der Stelle halte dieser Dame, die Du beleidigt hast, eine Lobrede, oder man wird Dich peitschen und mit Hunden in den Gänsestall hetzen. Wohl, erwiederte ich, ich will sie ins Gesicht loben, damit ich sehe, ob sie auch roth werden kann. Es ist aber vordersamst dreyerley von ihr zu rühmen. Erstens

ist sie schön; zweytens ist sie schön, und drittens ist sie schön. Nicht wahr, meine Königinn! fuhr ich fort, indem ich meine Rede an sie selbst richtete, Ihr leidet es nicht, daß man mich peitscht, wenn ich mit dem nämlichen Lobe bis auf Tausend zähle? Ob und wie viele Tugenden mit dieser Schönheit verbunden sind, ist mir unbekannt. Aber schwören will ich, daß sich die Dame auf eine Reihe der schönsten Eigenschaften nicht halb so viel einbildet, als auf eine Reihe ihrer schönen Zähne. Es würde sich für ihren Stand nicht schicken, wenn sie eine gute Spinnerinn wäre. Aber daß sie eine gute Färberinn ist, kann ihr die ganze Welt auf den Wangen lesen. Ihre Augen sagen mir, daß sie einem Liebhaber, wenn er die Sache geschickt anzugreifen versteht, drey, vielleicht auch vier Tage lang getreu bleiben kann. Die Perlen, die sie um den Hals, und die Diamanten, die sie in den Ohren und an den Fingern trägt, machen zwar nicht ihre Liebhaber, aber doch den Juwelenhändler reich. Ihren Händen sieht man es an, daß sie nie einen Topf berührt, nie etwas, das schwerer ist, als ein Fächer, getragen, und nie etwas gewaschen haben, als sich selbst. Doch man sollte schon aus dem Grunde keine Dame loben, weil man ein Geschäft unternimmt, das kein Ende hat. Ich

will also die Tugenden, für welche mir die Zeit zu kurz ist, Andern zu preisen überlassen, und meine Lobrede mit einem kleinen Tadel beschließen. Mich dünkt nämlich, meine schöne Dame! Ihr seyd ungerecht gegen Euren Busen, weil Ihr das Gewand, das ihn bedecken sollte, an Eurem Kleid als eine Schleppe tragt. Mit diesen Worten zog ich mich eilig aus dem Zimmer zurück, weil ich nicht sonderlich lüstern nach dem Dank der Dame für die Schmeicheleyen war, die ich ihr gesagt hatte.

Streit über Titel und Adel, und über die Mühe und Gefahren der Gewalt.

Die Mittagstafel gab mir aufs Neue Gelegenheit, von meinem Hofnarrenrecht Gebrauch zu machen. Es war mein fester Vorsatz, auch nicht Eine Thorheit zu verschonen, und die Gäste meines Herrn erfuhren es alle ohne Ausnahme, wie unbarmherzig der Narr mit den Schellen die Narren ohne Schellen züchtigte. Die Klügern ließen mich reden, und die Schwachköpfe, die keinen Scherz verstehen wollten, gewannen Nichts mit ihrem Unwillen, als daß man sie desto mehr auslachte. Der erste, gegen den ich heute meine Waffen richtete, war der Secretär meines Herrn, der sich schon öfter mit mir über meine Meinung von der Eitelkeit und Lächerlichkeit der Titel gestritten hatte. Ich

fragte ihn, indem ich ihn als den größten Meister in der Kunst, Titel zu machen, pries, ob wohl Vater Adam Hofrath, oder Geheimerath geheißen, oder ob ihm gar der Titel Excellenz gebührt habe, und ob Eva von der Schlange im Paradies als gnädige Frau, oder bloß als Madame angeredet worden sey. Du sprichst, antwortete er, gerade, wie man es von einem unvernünftigen Kalb erwarten kann. Merke Dir es also, wenn anders Dein Kalbsgehirn des Merkens fähig ist, daß von unsern ersten Aeltern eine Menge Kinder abstammen, die sich durch seltene Tugenden, durch Weisheit, durch Heldenthaten, und durch Erfindung nützlicher Künste selbst adelten, und es dahin brachten, daß auch Andere sie über die Sterne und zu den Göttern selbst erhoben. Wärest Du ein Mensch, oder hättest Du wenigstens als Kalb Dich ein wenig um die Geschichte bekümmert, so würdest Du den Unterschied zwischen Menschen und Menschen nicht erst von mir lernen müssen, und Dich hüten, über Ehrentitel zu spotten, die man nicht entbehren kann, wenn man die Bessern von den Schlechtern unterscheiden will. Da Du aber leider ein Kalb bist, so kann Dein Kälberverstand gerade das Edelste und Beste am wenigsten begreifen.

Ich bin, erwiederte ich meinem Gegner, so

gut ein Mensch gewesen, als Du, und da ich mich fleißig in den besten Büchern umgesehen habe, so kann ich gar wohl erkennen, daß Du entweder von der Sache, die Du vertheidigen willst, Nichts verstehst, oder daß Dein eigener Vortheil Dich gegen Dein besseres Wissen reden heißt.

Nenne mir einmal, wenn Du kannst, die Thaten und die Künste, die es verdienen, daß man ein ganzes Geschlecht noch Jahrhunderte nachher adelt, nachdem die Helden und die Künstler längst nicht mehr sind. Ist nicht mit dem Helden seine Stärke, mit den Weisen seine Weisheit, und mit dem Künstler seine Kunst hinweggestorben? Oder bist Du im Ernste der Meinung, die Eigenschaften der Aeltern müßten nothwendig auf die Kinder übergehen, so darfst Du kein Wort sagen, wenn ich noch von Deinem Vater im Grabe behaupte, er sey ein Stockfisch gewesen.

Und Dir, antwortete er, kann ich vorwerfen, daß Du, statt wenigstens nichts Schlechteres zu seyn, als Dein Vater, der zwar nur ein grober Spessarter Bauer war, noch tief unter ihn herabgesunken bist, indem sogar ein unvernünftiges Kalb aus Dir wurde.

Es ist doch Nichts leichter, versetzte ich lachend, als ein Streit mit einem Tropf, weil er

gewöhnlich seinem Gegner selbst in den Degen rennt. Ich behaupte, die Tugenden der Aeltern pflegten nicht, gleich ihrem Golde, auf ihre Kinder überzugehen. Zeigst Du Dich aber nicht vollkommen gleicher Meinung mit mir, indem Du mir vorwirfst, ich sey aus dem Sohn eines Spessarter Bauers sogar zu einem unvernünftigen Kalb geworden. Zwar gereicht mir diese Verwandlung, in welcher der großmächtige Nebucadnezar mein Vorgänger war, keineswegs zur Schande. Allein zu einem Beweise, daß von edlen Aeltern höchst unedle Kinder abstammen können, darf ich mich ihrer wohl bedienen, und ewig werde ich die Lehre bekennen, daß Niemand edel ist, als wer sich selbst durch Tugenden geadelt hat.

Nun, sprach der Secretär, Du gibst also doch wenigstens zu, daß es nicht an Menschen fehlt, die vor andern ausgezeichnet zu werden verdienen, und was ist billiger, als daß man die Vorzüge solcher Menschen, indem man sich des Sprichworts erinnert, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, noch in ihren Kindern ehrt? Wer wollte nicht die Heldentugenden eines Alexanders von Macedonien noch an seiner Nachkommenschaft rühmen? Nicht weniger Ehre gebührt den Nachkommen eines Julius Cäsar, der in fünfzig offenen Feldschlachten eine Million

und hundert zwey und fünfzig tausend Mann todtschlug, eines Pompejus, der neunhundert vierzig Schiffe den Seeräubern abnahm, und vom Alpengebirge an bis an das äußerste Hispanien achthundert sechs und siebzig Städte und Flecken eroberte. Ich schweige von dem Ruhm des Marcius Sergius, um des Curius Dentatus zu gedenken, der in zweyhundert zehn Feldschlachten kämpfte, und bey acht Herausforderungen den Sieg davon trug. Nicht geringer wäre der Kriegsruhm des Manlius Capitolinus, hätte er ihn nicht am Ende seines Lebens verkleinert. Wer kann die biblischen Helden, Josua, David, Joab, und die Assamoner vergessen, von welchen die ersten das gelobte Land eroberten, und die letzten es wieder befreyten? Was ist herrlicher, als der Ruhm eines Herkules, eines Theseus und anderer Helden des heidnischen Alterthums? Und sind sie etwa nicht würdig, daß man ihr Andenken noch in ihren Nachkommen ehrte, wenn man diese — noch ausfindig machen könnte?

Von den Helden auf dem Schlachtfelde, fuhr der redselige Titel- und Adelsverfechter fort, laß mich zu den gleichfalls ruhmvollen, wenn gleich minder als jene zu ehrenden Helden in den Werkstätten übergehen. Hat nicht Zeuxis durch seinen Pinsel selbst die Vögel in der Luft

getäuscht? Und machte die Venus des Apelles, wenn sie gleich nur gemahlt war, nicht beynahe noch mehr verliebte Thoren, als die aus dem Meer geborene? Ist Memeon nicht für seine wunderbare Bildsäule zu preisen, die einen Ton von sich gab, sobald sie von der aufgehenden Sonne beschienen wurde? Und welcher Ruhm gebührt dem Archimedes für seinen Spiegel, mit welchem er die Kriegsschiffe der Feinde mitten im Meere verbrannte? War der Künstler nicht groß, und also ruhmwürdig, der nach dem Zeugniß des Plinius die ganze Iliade des Homer auf ein Papier schrieb, das so klein war, daß es Raum in einer Nußschale hatte? Noch mehr Lob verdient vielleicht der Baumeister eines mit allen Erfordernissen ausgerüsteten Schiffs, das eine Biene unter ihren Flügeln verbergen konnte. Mit diesem Künstler streitet um den Preis der berühmte Drechsler, Oswald Nörlinger, zu Ravenspurg, und ein Künstler zu Mecheln, indem jener fünfzehnhundert Becherlein von Elfenbein, die er in einem ausgehöhlten Pfefferkorn aufbewahrte, dieser aber aus einem Kirschkern ein Körblein verfertigte, das fünfzehn Paar Würfel mit ihren wohl zu unterscheidenden Augen enthielt.

Zählst Du die beyden Männer, von welchen der Eine die Buchstaben, und der Andere

die Buchdruckerkunst erfand, etwa unter die Leute von gewöhnlichem Schlage? Hat man die Ceres, weil sie den Ackerbau und die Mühlen erfand, und die Menschen das Dreschen und das Backen lehrte, zum Range einer Göttinn erhoben, warum sollte man Andere, die sich gleich verdient um die Welt machen, nicht wenigstens mit einem Ehrentitel belohnen dürfen? Und würdest Du einen Mann, von welchem man Dir sagte, er stamme vom Erfinder der Buchdruckerkunst ab, nicht mit ganz andern Augen betrachten, als den Sohn des Schneiders, der ein Kalbfell zu einem Narrenrock für Dich zusammen genäht hat?

Meine Antwort auf diese lange Rede meines streitsüchtigen und wortreichen Gegners war ganz kurz. Du weißt, sprach ich, Dir sehr viel, mit den Beispielen großer Thaten und großer Erfindungen, die Du mir mit Deiner geläufigen Zunge vorgerechnet hast. Aber ich frage, was ist Wahrheit, und was ist Dichtung in Deiner Geschichte? Ich hörte oft von einem weisern Mann, als Du jemals werden wirst, von meinem Einsiedler, derjenige Geschichtschreiber verdiene schon unter die wahrhaftigern gezählt zu werden, der nur zwey Mahl lüge, bis er einmal die Wahrheit sage. Doch von Deinen Erzählungen soll auch nicht eine

einzige erdichtet seyn, so wirst Du doch schlecht bestehen, wenn man ihren Werth einer strengen Prüfung unterwirft. Würde z. B. nicht für manchen Deiner Helden der Name Mörder passender seyn, als irgend ein Ehrentitel? Und welch ein Adel ist es, der sich nicht anders, als durch das Elend von Hunderttausenden erwerben läßt? Sind, um auch von den Künsten zu reden, diese nicht zum größten Theil eben so eitel, als die Ehre selbst, die Du für die Künstler forderst? Doch ich sage zu wenig. Nicht bloß eitel, sondern nichtswürdig ist jede Kunst, die dem Geitz, der Wollust und andern Lastern fröhnt, oder gar Tod und Verderben zum Zwecke hat. Was haben wir endlich der gepriesenen Buchdruckerkunst zu verdanken, als tausend elende Bücher gegen ein einziges erträgliches? Wahrlich, ich wollte, daß man Dich für das Lob, das Du dieser Kunst ertheilst, verdammte, wenigstens alle gedruckten Werke der beyden jetzt lebenden tollsten Poeten, und also Nichts als Possen zum Heulen, und Mordtragödien zum Lachen, einfältige Lobreden und pöbelhafte Schmähungen auf Komödianten, Begebenheiten und Schicksale reimender Narren, freundliche Anweisungen für alte Vetteln zur Kunst wohl zu reden und wohl zu schreiben, Meinungen eines Dummkopfs

über die Schriften kluger Leute, und endlich gottselige gereimte Sprüchlein, die als das beste Rattenpulver der ganzen Welt empfohlen zu werden verdienen, zu lesen und wieder zu lesen, bis Du endlich Dir die Strafe des Prometheus, dem ein Geyer die stets wieder wachsende Leber aushackte, als eine Gnade ausbittest.

Mein Herr wollte auch Theil an den Possen nehmen, die man mit mir trieb. Simplicissimus! sprach er, Du bist der Fuchs des alten Fabelndichters, und verachtest den Adel und die Ehrentitel, weil ein Kalb, wie Du, weder ein Junker, noch ein Hofrath werden kann.

Du rathest schlecht, mein Herr! war meine Antwort. Ich weiß besser, was ein wahres Gut, und was ein Scheingut ist, als daß ich je nach einer Würde, und wäre es auch gleich Deine eigene, streben sollte.

Du hast Recht, erwiederte er, dem Frosch ist es nirgends wohl, als in seinem Sumpf. Aber edlere Geschöpfe streben sich aus dem Staub zu erheben, und sind um so glücklicher, je höher die Staffel der Ehre ist, die sie ersteigen.

O unglückselige und mühevolle Glückseligkeit! rief ich aus. Ich sage Dir, Herr! Du bist der elendeste Mensch in ganz Hanau, eben weil Du der mächtigste bist.

Kalb! versetzte er, beweise, was Du behauptest. Ich finde nichts weniger, als daß ich elend bin.

Wenn Du, sprach ich, Dein Elend nicht empfindest, so macht Dich entweder der Ehrgeitz gefühllos, oder Du bist von einer eisernen Natur, und also weniger, als ein Mensch.

Es ist wahr, Du hast zu gebieten, und wer Dir unter die Augen kommt, muß Dir gehorchen. Aber bist Du nicht selbst der Knecht von Allen, die unter Deinem Befehle stehen, und mußt Du nicht für Jeden insbesondere sorgen? Du bist jetzt ringsum von Feinden umgeben, und wem liegt die Erhaltung dieser Festung ob, als Dir? Indem Du dem Feinde so viel möglich Abbruch zu thun trachtest, mußt Du zugleich alle Vorsicht anwenden, daß ihm Deine Anschläge nicht verrathen werden. Wäre es nicht öfters nöthig, daß Du gleich den gemeinen Soldaten Schildwache ständest? Deine Pflicht ist, darauf zu denken, daß es weder an Geld, noch an Vertheidigungsmitteln, noch an Lebensmitteln, noch an Volk fehlt. Und kannst Du diese Pflicht anders erfüllen, als durch Erpressungen und durch alle möglichen Ungerechtigkeiten? Haben nicht erst kürzlich Deine Leute bey einer solchen Unternehmung Orb geplündert, Braunfels eingenommen, und Stade in die Asche

gelegt? Ihnen blieb die Beute, und Dein ist die Verantwortung vor Gott. Die Schätze, die Du Dir sammelst, wie leicht gehen sie wieder verloren! Und behälst Du auch Deinen Reichthum so lange Du lebst, so mußt Du ihn doch bey Deinem Absterben in der Welt zurücklassen, und nimmst Nichts von ihm mit, als die Sünde, mit welcher Du ihn erworben hast. Wie oft sehe ich Dich nachsinnend und bis in die späte Nacht mit Schwierigkeiten kämpfen, die sich Deinen Unternehmungen entgegenstellen, während ich und andere Kälber ruhig schlafen. Verabsäumst Du die geringste Deiner Pflichten, so ist es um Deinen Kopf geschehen. Aller dieser Sorgen bin ich überhoben, und weil ich weiß, daß ich der Natur einen Tod schuldig bin, so beunruhigt die Furcht, man möchte meinen Stall stürmen, mich geduldiges Kalb nicht einen Augenblick. Sterbe ich jung, so ist der Gedanke mein Trost, daß mich der Tod der Mühseligkeit eines Zugochsens überhebt. Was ist aber Dein Leben anders, als eine immerwährende Sorge und ein ewiges Schlafbrechen? Du mußt Freunde und Feinde fürchten, und wie Du Andere um Leben, Gut und Ehre zu bringen trachtest, so denken sie auch ihres Orts auf Dein Verderben. Der Feind sucht Dir öffentlich zu schaden, und Deine vermeinten Freunde

beneiden heimlich Dein Glück. Und selbst gegen Deine Untergebenen hast Du Ursache auf Deiner Huth zu seyn.

Ich schweige hier von den Begierden, die Dich wie eben so viele Quälgeister umhertreiben. Denkst Du auf Nichts, als Deinen Ruhm, Deinen Rang und Deine Reichthümer zu vermehren, hier dem Feind einen Streich zu spielen, dort einen Platz zu überrumpeln, und überhaupt zu thun, was Andern Unheil bringt, und Deiner Seele gefährlich, göttlicher Majestät aber mißfällig ist, so bist Du von Deinen Schmeichlern so sehr verwöhnt, bethört und vergiftet, daß Du Dich selbst nicht mehr kennst, und den gefahrvollen Weg, den Du wandelst, nicht sehen kannst, weil sie Alles, was Du unternimmst, billigen, und alle Deine Laster zu Tugenden erheben. Deinen Grimm nennen sie Gerechtigkeit, und wenn Du Land und Leute zu Grunde richtest, so rühmen sie Dich als einen braven Soldaten.

Nichtswürdiges Kalb! rief mein Herr, von wem hast Du das tolle Predigen gelernt?

Sagte ich es nicht eben, antwortete ich, Deine Ohrenbläser hätten Dich bereits so verdorben, daß Dir nicht mehr zu helfen sey? Aber sey immerhin blind gegen Deine Laster, Andere sehen sie desto besser, und verurtheilen Dich

nicht nur wegen ihrer, sondern tadeln Dich auch wegen der geringsten Fehler, die sie an Dir bemerken. Erinnere Dich nur an die Beyspiele der größten Männer des Alterthums. Simonides wurde bloß, weil er zu laut redete, von den Atheniensern getadelt. Die Lacedämonier fanden es unschicklich, daß Lycurgus stets mit niedergebeugtem Haupte einher ging. Von dem Scipio meinten die Römer, er sollte im Schlafe weniger laut schnarchen, und am Julius Cäsar mißfiel ihnen die Art, wie er seinen Gürtel zu tragen pflegte. Die Carthaginenser endlich ärgerten sich an dem Hannibal, weil er mit offener Brust einher ging. Und mit einem Manne sollte ich tauschen wollen, der neben zwölf oder dreyzehn Tischfreunden, Fuchsschwänzern und Schmarotzern vielleicht zehntausend öffentliche und heimleiche Feinde, Verleumder und Neider zählt? Muß endlich nicht ein Oberhaupt, dem der Schutz und die Pflege so vieler Menschen anvertraut ist, auf alle Ruhe verzichten? Mußt Du nicht für alle die Deinigen wachen, für sie sorgen, und die Klagen und die Beschwerden jedes Einzelnen anhören? Und wäre es nicht schon allein an diesen Mühseligkeiten genug, wenn Du auch weder Feinde noch Mißgönner hättest? Wohl sehe ich, wie sauer Du Dir es werden lassen mußt, und wie viele Beschwerden Du erträgst.

Aber ich frage Dich, liebster Herr! welcher Lohn erwartet Dich zuletzt für ein Leben voll Sorgen, Mühe und Arbeit? Weißt Du es nicht, so laß es Dir den Demosthenes sagen, den die Athenienser für seine Verdienste um den Staat des Landes verwiesen. Socrates, der weiseste und tugendhafteste Sterbliche büßte das Verbrechen, weiser und tugendhafter als seine Mitbürger zu seyn, mit dem Giftbecher. Hannibal mußte für seine Heldenthaten landflüchtig werden. Den Lycurgus steinigten die Griechen, und den Solon trieben sie, nachdem sie ihm ein Auge ausgestochen hatten, ins Elend. Auf gleiche Weise haben Moses und andere heilige Männer der Bibel die Wuth des Pöbels erfahren. Behalte also immer, Du Unglückseliger! Deine Gewalt, sammt dem Lohn, den sie Dir einbringen wird. Ich begehre weder diesen noch jene mit Dir zu theilen. Im glücklichsten Falle ist Alles, was Du davon trägst, ein böses Gewissen. Solltest Du aber je Dich von diesem warnen lassen wollen, was würde die Folge seyn? Man würde Dich im Augenblicke als einen Untüchtigen von Deiner Stelle verstoßen, und nicht anders mit Dir umgehen, als wenn Du gleich mir zu einem dummen Kalbe geworden wärest.

Der Mensch und die Thiere.

Während dieser Rede sahen mich alle Anwesenden mit großen Augen an, und konnten sich nicht genug wundern, daß ich ohne alle Vorbereitung so gut sprach, als man es, wie sie sagten, kaum von dem verständigsten Manne, der noch so viel nachdenke, erwarten dürfte. Ich aber ließ mich gegen meinen Herrn noch weiter vernehmen. Dieß, mein bester Herr! sprach ich, sind die Gründe, warum ich mit Dir nicht tauschen möchte. Ohnehin bedarf ich auch keines Tausches. Statt Deines köstlichen Weins reicht mir jede Quelle köstliches Wasser, und wer mich zum Kalb werden ließ, wird es mir auch so wenig als weiland dem Nebucadnezar an Gras fehlen lassen. Einen guten Pelz gegen Wind und Wetter hat mir die Natur ebenfalls nicht versagt, und was die Hauptsache ist, ich genieße meine Speise und meinen Trank stets mit gleicher Lust, und wenn Dir oft vor dem Besten ekelt, oder Dein Wein schreckliche Verwüstungen in Deinem Kopf anrichtet, so sieht man mich bey dem Wasser, das ich trinke, so gesund und so lustig wie den Fisch, der in ihm schwimmt.

Ich weiß nicht, antwortete mein Herr, ob ich ein Kalb, oder einen Sittenprediger an Dir besitze. Für ein Kalb bist Du zu klug, und

unsere heutigen Sittenprediger sind wenigstens von außen den Kälbern nicht so ähnlich, wie Du, noch geben sie ein so gutes Beyspiel zu ihren Lehren, wie Du zu den Deinigen. Am Ende weiß ich mir das Räthsel nicht anders zu erklären, als daß unter Deiner Kalbshaut noch eine tüchtige Schalkshaut steckt.

Bey dieser Rede stellte ich mich nicht wenig unwillig. Man weiß, sprach ich, von jeher von Euch Menschen, daß Ihr in Eurem Hochmuth und Uebermuth uns Thiere für bloße Bestien zu halten gewohnt seyd. Aber könnten nur ältere und klügere Weltbürger vom vierfüßigeu Geschlechte reden, wie ich, sie würden unsere Sachen gegen Euch tausend Mal beredter vertheidigen, als ich schwaches Kalb zu thun vermag. Doch einen ganz ungeschickten Sachwalter des thierischen Menschenverstands sollt Ihr auch an mir nicht finden. Wer lehrt, wißt Ihr mir es wohl zu sagen, die wilden Tauben, die Häher, die Amseln und die Rebhühner sich der Lorberblätter, wer die Turteltauben und die zahmen Hühner sich des St. Peterkrauts, wer die Hunde und die Katzen sich des bethauten Grases als abführender Mittel zu bedienen? Woher weiß die Schildkröte, daß Schirling die Bisse, und woher der Hirsch, daß Dictamnus, oder der wilde Poley die Schußwunden heilt?

Welcher Arzt lehrte das wilde Schwein den Epheu, und den Bären den Alraun als Arzney kennen? Wer entdeckte dem Wiesel das Geheimniß, sich der Raute zu bedienen, wenn es mit einer Fledermaus, oder mit einer Schlange kämpfen will? Wer ist der Rathgeber, wenn das schwer legende Adlerweibchen den Adlerstein, und die ihre Haut abstreifende Schlange den Fenchel sucht? Ohne Eure Belehrung und Eure Hülfe gibt der Storch sich selbst ein Clystier, läßt der Pelikan sich selbst Ader, und zwingt der Bär die Bienen, ihn zu schröpfen. Wahrlich, ich möchte beynahe behaupten, daß Ihr Menschen manche Eurer Wissenschaften und Künste von uns gelernt habt. Welches Thier pflegt sich nach Eurer Weise krank zu essen, oder zu trinken? Im Gegentheil. Löwen und Wölfe, wenn die Nahrung sie zu sehr mästen will, fasten so lange, bis sie wieder mager, frisch und gesund sind. Seyd Ihr im Stande, dem Vogel unter dem Himmel sein Nest nachzumachen? Und wer übertrifft also den andern in der Kunst? Sagt Ihr es den Zugvögeln, wenn sie kommen, und wenn sie gehen sollen? Und wenn sie sich einen Sammelplatz bestimmen, geschieht es nach Eurer Anweisung? Bedienen sie sich Eures Kalenders, um sich in der Zeit ihrer Reise, und Eures Kompasses, um auf

ihrem Wege nicht zu irren? Betrachtet das Gewebe der Spinne, und erstaunt über das Wunderwerk. Und war es ein Jäger, oder ein Fischer, der ihr Unterricht gab, wie sie ihr Netz ausspannen, und wie sie, nach der Beschaffenheit ihrer Jagd, sich entweder in einen Winkel, oder in den Mittelpunct ihres Gewebes setzen soll? Wundert Ihr Euch über den Raben, der so viele Steine in ein halb gefülltes Gefäß mit Wasser warf, bis er dieses mit seinem Schnabel erreichen, und seinen Durst löschen konnte, was würdet Ihr erst sagen, wenn Ihr unter den Thieren selbst wohntet? Gewiß, Ihr würdet bald bekennen müssen, daß Stärke, Milde, Behutsamkeit, daß eine Menge Kräfte, Neigungen und Tugenden ihnen in nicht minderem Grade von der Natur eingepflanzt sind, als den grübelnden und unterrichteten Menschen. Was ihnen nützt, wird von ihnen gesucht, und gemieden, was ihnen schadet. Sie kennen und fliehen die Gefahr, wissen ihre Nahrung zu sammeln, und sind endlich klug genug, zuweilen die Menschen selbst zu betriegen. Doch wozu so vieler Worte? Schickt Euch der weise Salomo nicht selbst zu uns in die Schule? Vier sind, sagt er, klein auf Erden, und klüger, denn die Weisen. Die Ameisen, ein schwaches Volk, doch sammeln sie im Sommer ihre Speise.

Caninchen, ein schwaches Volk, dennoch legt es sein Haus in den Felsen. Heuschrecken haben keinen König, dennoch ziehen sie aus ganz mit Haufen. Die Spinne wirkt mit ihren Händen, und ist in der Könige Schlössern. Aber, schloß ich, was soll ich mehr über eine Wahrheit sagen, die so klar ist, als die Sonne? Gehet hin zu den Bienen, und seht, wie sie Wachs und Honig bereiten, und dann sagt mir Eure Meinung wieder.

Die Hexenversammlung.

Einst, es war am Ende des Maymonats, als ich in einem Bauernhof das siebente Gebot zu verletzen im Begriffe war, um mir zu verschaffen, wofür man in der vierten Bitte das Vater Unser zu beten pflegt, merke ich, daß die Leute im Hause noch nicht zu Bette gegangen waren, und sperrte daher, um im Nothfalle desto leichter zu entkommen, die in den Hof gehende Küchenthür so weit auf, als es möglich war. Indem ich mich, um den günstigen Augenblick für die Ausführung meines Vorhabens abzuwarten, ganz still verhielt, bemerkte ich eine Spalte in dem hölzernen Schiebfenster, das aus der Küche in die Stube ging, und schlich hinzu, um zu sehen, ob die Hausbewohner sich nicht endlich einmal zur Ruhe begeben

hätten. Allein ich sah im Gegentheil, daß sie sich, statt sich auszukleiden, erst angekleidet hatten. Die Stelle der Kerze vertrat eine blaue Schwefelflamme, die lustig auf einer Bank brannte. Bey diesem Lichte salbten die Leute in der Stube Stecken und Besenstiele, Ofengabeln, Stühle und Bänke, und zuletzt ritt eine Person um die andere auf dem Hausrath, den sie sich zum Pferd zugerüstet hatte, zum Fenster hinaus. Groß war mein Erstaunen bey diesem Anblick, und noch größer das Grauen, das mich anwandelte. Allein weil ich noch an schrecklichere Scenen gewöhnt war, so erhielt ich, besonders da ich in meinem Leben von Hexen und Unholden weder gehört noch gelesen hatte, meine Fassung bald wieder, und nachdem ich in die Stube getreten war, setzte ich mich, um desto bequemer auszuspähen, was es für mich mitzunehmen gebe, schrittlings auf eine Bank. Kaum hatte ich aber diese berührt, als sie mit mir zum Fenster hinausschnurrte. Mein Aufsitzen, mein Davonfahren und mein Ankommen waren das Werk eines Augenblicks, indem ich, ehe ich mich recht besinnen konnte, mich mitten unter einer großen Volksschaar befand, die den wunderlichsten Tanz, den man sehen kann, aufführte. Die Tanzenden nämlich, die, wie man die drey Grazien abzumahlen pflegt,

alle den Rücken nach innen, und die Gesichter nach außen kehrten, hatten sich bey den Händen gefaßt, und auf diese Weise viele Ringe in einander gebildet. Der erste Ring bestand etwa aus sieben bis acht Personen, der zweyte aus noch einmal so vielen, und auf diese Weise vergrößerte sich Ring um Ring, bis zu dem äußersten, der über zweyhundert Personen in sich einschloß. Wie viel der Ringe überhaupt waren, und was in der Mitte derselben sich befand, konnte ich aus der Ursache nicht wahrnehmen, weil immer ein Ring um den andern links, und der andere rechts herumtanzte. Das Ganze gewährte, besonders weil die Köpfe so possirlich durch einander haspelten, einen Anblick, den ich nimmermehr vergessen werde. Die Musik war dem seltsamen Tanz vollkommen angemessen, und weil, wie es mir schien, jeder Tanzende in sie hineinsang, so entstand eine Harmonie, deren Seltsamkeit sich gar nicht beschreiben läßt. Meine Bank hatte sich mit mir neben den Spielleuten, die außerhalb der Ringe um den Tanz herumstanden, niedergelassen, und von diesen waren einige statt der Flöten, Querpfeifen und Schallmeyen mit Nattern, Vipern und Blindschleichen, auf welchen sie gar anmuthig pfiffen, versehen. Einige hatten Katzen, die sie, während sie ihnen auf dem Schwanz herumfingerten, um

den Laut der Sackpfeife hervorzubringen, am ganzen Leibe zwickten. Andere geigten auf Roßköpfen, wie auf dem besten Discant. Andere spielten die Harfe auf einem Kuhgerippe, und in diese entsetzlichen Töne hinein trompeteten noch die Teufel durch die Nase, daß es im ganzen Wald erschallte. Nach dem Tanz, der nicht lange dauerte, fing die ganze höllische Gesellschaft aufs Tollste an zu rasen, zu rufen, zu rauschen, zu brausen, zu klappern, zu rasseln, zu stampfen, zu heulen, zu wüthen und zu toben, und um mein Entsetzen auf das Höchste zu treiben, kam in diesem gräulichen Lärmen und abscheulichen Wesen ein Kerl, der eine ungeheure Kröte, so groß als eine Heerpauke, unter dem Arme trug, auf mich zu. Du hier, Simplicissimus? sprach er. Ich weiß, daß Du ein guter Lautenist bist. Laß uns doch ein anmuthiges Stücklein hören! Ich sank beynahe um vor Schrecken, besonders weil mich der Kerl bey meinem Namen nannte, und weil ich in der Angst mir einbildete, ich liege in einem schwerem Traume, so bath ich im Herzen Gott, er möchte mich doch erwachen lassen, und mir aus diesem Traume helfen. Der Kerl mit der Kröte aber, den ich steif ansah, zog seine Nase aus und ein, gleich einem kalekutischen Hahn, und stieß mich endlich auf die Brust, daß ich

beynahe erstickte. In dieser Noth rief ich überlaut: Herr Jesu Christe! und kaum war dieses kräftige Wort gesprochen, als das ganze Hexen- und Teufelsheer verschwand. Es entstand plötzlich die dichteste Finsterniß, und mir wurde so fürchterlich ums Herz, daß ich zu Boden fiel, und ein Kreuz ums andere schlug.

Die Schlacht.

Als das Treffen begann, kämpften die Armeen erst um den Vortheil und dann um das schwere Geschütz. Es flog im Augenblicke eine solche Menge pfeifender Kugeln über unsern Köpfen daher, daß es ordentlich das Ansehen hatte, als ob die Salve bloß uns zu Ehren gegeben worden wäre. Die Furchtsamen duckten sich, als ob sie sich in sich selbst verbergen wollten, die Beherztern aber, die nicht zum ersten Mal einem Scherz dieser Art beywohnten, sahen das Verderben drohende Metall über ihren Häuptern hinstreichen, ohne daß sie ihre Gesichtsfarbe, oder eine Miene veränderten. Im Treffen selbst aber suchte Jeder seinem eigenen Tod durch das Niederstrecken des Nächsten, der ihm aufstieß, zuvorzukommen. Das gräuliche Schießen, das Geklapper der Harnische, das Krachen der Piken, und das Schreyen beydes, der Angreifenden und der Verwundeten, neben den Trompeten,

Trommeln und Pfeifen, wer könnte es wagen, den Eindruck dieser grauenvollen Musik zu beschreiben? Sehen konnte man Nichts, als Rauch und Staub, und es war, als ob die Wolke, die aus beyden entstand, den schrecklichen Anblick der Verwundeten und der Todten bedecken sollte. Unter diesem furchtbaren Schleyer hörte man das Wehklagen der Sterbenden, und das wildlustige Geschrey der noch unverletzten Kämpfer. Die Pferde selbst verriethen ein Feuer, daß man hätte glauben sollen, sie würden zur Vertheidigung ihrer Reiter je länger je muthiger. Einige von ihnen sah man mit Wunden, die sie zur Vergeltung ihrer treuen Dienste unschuldig empfangen hatten, unter ihren Herrn todt niedersinken. Andere fielen umgekehrt auf ihre Reiter, und hatten also die Ehre, im Tod von denjenigen getragen zu werden, die sie im Leben tragen mußten. Andere, nachdem sie sich von ihrer tapfern Last befreyt sahen, verließen die Menschen in ihrer Wuth und Raserey, und suchten im weiten Feld ihre erste Freyheit wieder. Die Erde gewohnt die Todten zu bedecken, war an dieser furchtbaren Stelle selbst von Todten bedeckt. Hier sah man Köpfe, die ihre Herren verloren hatten, und dort Rümpfe, welchen ihre Köpfe fehlten. Einigen hing das Eingeweide heraus, und Andern war der Kopf zerschmettert,

und das Gehirn verspritzt. Hier sah man entseelte Leiber ihres eigenen Geblüts beraubt, und dort Lebendige mit fremdem Blute benetzt. Hier lagen abgeschossene Arme, deren Finger, als ob sie aufs Neue den Kampf beginnen wollten, sich noch regten, und dort retteten sich Niederträchtige, die noch keinen Tropfen Blut verloren hatten, durch eine schimpfliche Flucht. Hier flehten verstümmelte Krieger um Beschleunigung ihres Tods, dem sie doch nahe genug waren, und dort Andere um Schonung ihres Lebens. Mit einem Wort, es war ein Anblick, bey welchem der Beschauer vor Schrecken und Grauen, vor Abscheu und Entsetzen, vor Haß und Mitleid nicht zu sich selbst kommen konnte.

Auswahl

aus den

Mährchen der Scheherazade.

I.

Die drey ausgesetzten Königskinder.

Der Sultan Chosruschah, von Persien, der gleich dem berühmten Kalifen Harun Alraschid, von Bagdad, es sich zur Pflicht gemacht hatte, von Zeit zu Zeit in Gesellschaft seines Groß-veziers, unter irgend einer Verkleidung, eine nächtliche Beobachtungsreise durch die Straßen seiner Residenz zu unternehmen, sah auf einer dieser Wanderungen in einer meistens von Leuten geringen Standes bewohnten Nebengasse durch die Thürspalte eines Hauses, auf welches er durch ein ziemlich lebhaftes Gespräch aufmerksam geworden war, beym Licht auf einem Sopha drey Frauenzimmer sitzen, die, wie er bald aus ihren Reden abnahm, Schwestern waren, und sich zur Zeitkürzung nach der Abendmahlzeit von den Männern, die sie zu bekommen wünschten, unterhielten.

Schwestern! sprach die älteste, muß es nicht eine herrliche Sache seyn, sich täglich mit Sultansbrot zu sättigen? Lacht also, so viel Ihr

wollt, ich wünsche mir bloß den Mann zum Manne, dessen Amt es ist, dieses köstliche Brot zu backen.

Armes Ding, fing die zweite an, mit Deinem Bäcker und Deinem Sultansbrot! Sättige Dich immer mit diesem, mit mir soll der Sultan auch die übrigen Leckerbissen seiner Tafel theilen, und darum ist sein Oberkoch der Mann, den ich mir wünsche.

Jetzt nahm die jüngste Schwester, welche die beyden ältern eben so sehr an Schönheit, als an Verstand und Artigkeit übertraf, das Wort. Ich weiß gar nicht, sprach sie, wenn es bloß aufs Wünschen ankommt, warum ich mir nur den Bäcker, oder den Koch des Sultans wünschen soll. Er selber ist es, den ich mir wünsche, und mein zweyter Wunsch ist, ihm einen Prinzen zu gebären, dessen Augen den Sternen, dessen Lippen der Rose, und dessen Haare dem Golde gleichen, und der Perlen statt der Thränen weint.

Die schöne Wünschende hatte ihren Wunsch noch nicht ausgesprochen, als das Herz des Sultans ihn bereits mit ungestümem Klopfen bejahete. Es soll geschehen, was Du wünschest, kleine Zauberinn! sprach er bey sich selbst, und was hindert mich, auch Deinen beyden Schwestern zu dem Glück, das ihnen so reitzend

scheint, zu verhelfen? Diesem Entschlusse gemäß gab er dem Großvezier, jedoch ohne ihm etwas von demselbem zu vertrauen, Befehl, sich das Haus zu merken, um am folgenden Morgen die drey Schwestern vor ihn zu führen.

Meine Kinder! sprach der Sultan, als die Mädchen vor seinem Throne standen, die Wünsche der Frauenzimmer sind zwar gewöhnlich Geheimnisse, nach welchen zu forschen den Männern am wenigsten geziemt. Aber ich habe meine Ursachen, Euch zu bitten, daß Ihr mir offenherzig gesteht, was gestern Abend, da Ihr, wie es schien, Euch in der besten Laune von der Welt mit einander unterredetet, jede von Euch sich gewünscht hat.

War es ein Wunder, daß die armen Mädchen bey dieser Zumuthung verstummten, und vor Schaam und Verwirrung sich die Augen nicht mehr zu erheben getrauten? Doch das liebliche Erröthen der jüngsten galt dem Sultan für tausend Antworten, und gewannen ihr vollends sein Herz. Da keine der Schwestern zu reden anfangen wollte, so nahm er endlich, um den Muth der Schüchternen wieder zu beleben, aufs Neue das Wort. Meine Frage, sprach er, Ihr guten Mädchen! darf Euch nicht erschrecken, und gern schenke ich Euch die Antwort, die ich ohnehin schon weiß. Aber was

sagt Ihr dazu, wenn ich die Rolle des Schicksals übernehme, und Eure drey frommen Wünsche kröne? Wie glücklich werden mein Hofbäcker und mein Oberkoch sich schätzen, sobald ich ihnen entdecke, wie hoch sie nach Eurem gestrigen Gespräch bey den beyden ältern von Euch in Gunst stehen! Aber Du, fuhr er fort, indem er sich gegen die jüngste wandte, Du, meine holde glühende Rose! bist Du nicht der Meinung, daß Du für mich zu viel, und für Dich zu wenig gewünscht hast, so siehst Du mich bereit, den Thron von Persien mit Dir zu theilen, und was noch mehr ist, ein Her voll Liebe Dir ganz zu schenken.

Gnädigster Herr, antwortete die jüngste Schwester, indem sie sich vor dem Sultan nieder warf, welche Strafe würde die Vermessene verdienen, wenn ihr gestriger Wunsch mehr als ein unschuldiger Scherz gewesen wäre? Ach! und darf ich ein Glück annehmen, dessen ich mich so unwürdig fühle, daß ich mir selbst den scherzenden Wunsch zum Vorwurfe mache? Auch die beyden ältern Schwestern lagen auf den Knien, und stammelten Dank und Entschuldigungen.

Es bleibt bey meinem Worte, sprach der Sultan, indem er seine Braut umarmte, und die beyden ältern Schwestern seiner Gnade versicherte. Zugleich gab er Befehl, daß noch am

nämlichen Tage die drey Hochzeiten gefeyert werden sollten, und natürlich fehlte es der Vermählung der jüngsten Schwester nicht an dem Glanz und den Freudenbezeugungen, welche der Braut eines Sultans von Persien gebührten, und eben so natürlich war es, daß die beyden ältern auf keine andere, als dem Stand ihrer Männer angemessene Vermählungsfeyerlichkeiten Anspruch machen durften.

Diese beyden Damen würden sich glücklich gepriesen haben, die Frauen des Hofbäckers und des Oberkochs zu seyn, wenn nur ihre jüngste Schwester zugleich dem Treppenfeger zu Theil geworden wäre. Allein sie auf einem Throne zu wissen, war in ihren Augen eine so unverzeihliche Ungerechtigkeit des Schicksals, daß sie das Ende der Hochzeitfeyerlichkeiten kaum erwarten konnten, um einander wechselseitig ihren gerechten Unmuth mitzutheilen.

Nun Frau Oberkochinn, fing die Hofbäckerinn an, als beyde verabredetermaßen in einem Bade zusammen trafen, was sagst Du von unserer neuen Sultaninn? In der That, die Kreatur kam nur in die Welt, um in das Bett eines Sultans zu steigen, und man darf wohl nächstens den letzten Tag erwarten, wenn die Pfauen anfangen, sich mit den Krähen zu paaren.

Ich gestehe Dir, Schwesterchen! erwiederte die zweyte, der Sultan ist und bleibt mir ein Räthsel. Was ist denn diese Närrinn, die ihn so schrecklich verblendete, was ist sie, als ein kleines Murmelthier? O hätte nur der Herr Gemahl gesehen, in welchem schönen Putze sie sich gewöhnlich im Hause herum trieb! Ihr Gesicht? Lieber Himmel! haben denn andere Leute nicht auch eins? Und ist eine glatte Haut mit ein wenig Zinoberfarbe Alles, was ein Sultan braucht, wenn er eine Frau nimmt? Sollte er nicht Tugend, Sittsamkeit und Verstand selbst den größten Reitzen vorziehen? Mit Einem Worte, Dich, Schwester! hätte er zu seiner Gemahlinn machen sollen, wenn er seine Wahl von vernünftigen Leuten gebilligt sehen wollte.

Rede nicht von mir, liebe Schwester! versetzte die Aelteste, ich begehre nicht glücklicher zu seyn, als ich bin, und wollte kein Wort sagen, wenn Du die Vorgezogene wärest. Aber daß er diesem abgeschmackten Zieräffchen uns beyde nachsetzte, ist eine Beschimpfung, die wir verdienen, sobald wir sie ungerächt lassen. Kurz, wir versündigen uns an ihr eben so sehr, als an uns, wenn wir dieses Sultansspielzeug nicht jeden Augenblick erinnern, daß sie mehr Glück als Verstand hat.

Die beyden Neiderinnen verabredeten öftere

Zusammenkünfte, um sich gemeinschaftlich zum Verderben der verhaßten Schwester zu berathschlagen. Allein so viele Entwürfe des Unheils ihre fruchtbare Einbildungskraft auch ausbrütete, so wurde doch einer wie der andere durch die Schwierigkeiten der Ausführung jedesmal sogleich in der Geburt erstickt, und sie begnügten sich daher einstweilen, die Sultaninn, die, weit entfernt, sich ihres neuen Standes zu überheben, ihnen mit der alten Vertraulichkeit begegnete, durch häufige Aufwartungen, und durch Kriechen und Schmeicheln über ihre wahren Gesinnungen zu täuschen.

Einige Monate nach ihrer Vermählung fand sich die Sultaninn zu mütterlichen Hoffnungen berechtigt, und die Freude des Sultans über diese erwünschte Neuigkeit verbreitete sich nicht nur am Hofe, sondern in der ganzen Hauptstadt. Die beyden Schwestern waren nicht die letzten, welche sich mit ihrem Glückwunsche bey der Sultaninn einfanden, und gleich nach der ersten Begrüßung lenkten sie das Gespräch auf die künftige Geburtshelferinn. Schwester! fing die Aelteste an, verzeihe es unserer liebevollen Sorge, wenn wir Dich warnen, daß Du Dich im Augenblick Deiner Entbindung doch ja nicht fremden Händen anvertrauest. Das Glück hat Dich zu schnell und zu sehr erhoben, als daß

es Dir an Neider und Neiderinnen fehlen könnte, und um zu verhüten, daß diese Dir in der entscheidenden Stunde nicht irgend ein Unheil bereiten, was kannst Du besseres thun, als daß Du Dich unseres schwesterlichen Beystands bedienst?

Schwestern! antwortete die Sultaninn, ich danke Euch herzlich für Eure Fürsorge. Aber so gern ich Eure Hülfe jeder Fremden vorziehe, so muß ich doch auch in diesem Falle mich dem Willen meines Gemahls unterwerfen, und es hängt also Alles von dem Umstande ab, daß dieser für Euren und meinen Wunsch durch die Freunde Eurer Männer gewonnen wird.

Die Fürsprache bey dem Sultan, welche die Männer der beyden Schwestern sich von ihren Beschützern bey Hofe erbathen, hatte die Folge, daß dieser seiner Gemahlinn sagte, er würde es gern sehen, wenn sie sich bey ihrer Entbindung der Hülfe ihrer Schwestern, von welchen sie sich mehr Sorgfalt und Vorsicht, als von einer fremden Wehmutter zu versprechen habe, bediente. Ich überlasse jedoch, setzte er hinzu, die Sache Deiner eigenen Entscheidung.

Gnädigster Herr! antwortete die Sultaninn, mit doppelten Freuden gehorche ich dem Willen meines Gemahls, der mir und meinen beyden Schwestern zugleich eine Gnade erzeigt.

Der Sultan Chosruschah ernannte demnach die beyden Schwestern förmlich zu Hebammen der Sultaninn, und diese bezogen auch sogleich die ihnen angewiesene Wohnung im Pallaste, und freuten sich nicht wenig der erwünschten Gelegenheit, endlich einmal einen schwarzen Anschlag gegen die arglose Schwester ausführen zu können.

Die Zeit der Entbindung kam, und die Sultaninn gebar einen Prinzen, der zwar keine Perlen weinte, außerdem aber noch schöner war, als die reitzende Mutter sich ihn bey jenem nächtlichen Gespräch gewünscht hatte. Allein weder seine Gestalt, noch das Gefühl der Menschlichkeit gegen die hülflose Unschuld konnte die Schwestern seiner Mutter, diese Ungeheuer, von ihrer lange zuvor beschlossenen und vorbereiteten Unthat abhalten. Der holde Knabe wurde von ihnen nachlässig in Windeln eingewickelt, und in einen Korb gepackt, dem Strom eines Kanals überlassen, der unten am Zimmer der Sultaninn vorbeyfloß, dem Sultan aber zeigten sie eine künstlich zubereitete Mißgeburt mit dem Kopf eines Hunds, von welcher er voll Abscheu das Gesicht wegwandte. Diesen Wechselbalg, sagten sie ihm, habe seine Gemahlinn zur Welt gebracht. Aber Gottlob! setzten sie hinzu, das

Scheusal winselte nur einige Mal, und gab nach einigen Minuten den Geist auf.

Der Sultan, ob er sich gleich für den Vater der angeblichen Mißgeburt halten mußte, schob doch die Schuld ihres Daseyns ganz auf die Mutter, uud hätte nicht sein Großvezier ihm die Ungerechtigkeit seines Vorhabens aufs Nachdrücklichste vorgestellt, die arme Sultaninn wäre zuverlässig ein Opfer des ersten Ausbruchs seiner Wuth geworden.

Der Korb mit dem Kinde wurde indessen auf dem sich von dem Hofe aus jenseits der Ringmauer durch den Garten des Pallasts ziehenden Kanal fortgetrieben, und da der Aufseher über die Gärten des Sultans, einer der angesehensten Hofbedienten, ihn zufällig erblickte, so ließ er ihn durch einen der Gärtner aus dem Wasser ziehen.

Der gute Aufseher, als er ein neugeborenes Kind von der lieblichsten Bildung in dem Korbe fand, dachte, da er ohne Kinder war, der Himmel wolle den sehnlichsten seiner Wünsche auf diesem außerordentlichen Wege erfüllen, und ließ seinen Fund sogleich in das Zimmer seiner Gemahlinn tragen. Hier, meine Liebe! sprach er, indem er das Kind hinreichte, dieser arme Kleine hat keine Mutter, und Du hast kein Kind. Brauchen wir noch zu fragen, aus welcher

Ursache der Himmel gerade mich es finden ließ? Ich erkenne den Knaben von diesem Augenblick an für meinen Sohn, und lese in Deinen Augen, daß ich Dich nicht erst um Mutterliebe für ihn bitten darf.

Die Frau, die sich noch mehr als ihr Mann nach Kindern sehnte, empfing den armen Findling mit einer Freude, als ob sie ihn selbst geboren hätte, und pflegte und wartete seiner mit der zärtlichsten Sorgfalt.

Der Herkunft des Kindes weiter nachzuspüren, schien dem Gartenaufseher um so gefährlicher, je gewisser es war, daß es kaum von einem andern Ort, als aus dem Zimmer der Sultaninn gekommen seyn konnte.

Im folgenden Jahre wurde die Sultaninn von einem zweyten Prinzen entbunden, welchen die unnatürlichen Schwestern eben so wie den ersten der Fluth des Kanals überließen, indem sie eine Mißgeburt mit dem Kopf eines Katers als die Leibesfrucht der Sultaninn vorzeigten.

Der Aufseher der Gärten, der inzwischen nähere Spuren von den Geheimnissen des Pallasts entdeckt hatte, und daher zur Zeit der Entbindung der Sultaninn beynahe stündlich die Gegend des Kanals besuchte, war so glücklich, auch dieses Kind zu retten, und eben so gelang

es dem Großvezier, auch dießmahl noch den Zorn des Sultans zu besänftigen.

Das dritte Kind der Sultaninn war eine Prinzessinn, die eben so wie ihre Brüder ausgesetzt, und eben so wie diese gerettet wurde, nur mit dem Unterschiede, daß die weiblichen Ungeheuer statt ihrer einen unförmlichen Klotz vorzeigten, und daß jetzt keine Vorstellungen mehr die Folgen der Entrüstung des Sultans von der unglücklichen Mutter abzuwenden vermochten.

Was, rief er, soll ich eine Verworfene an meiner Seite dulden, die mich zum Vater von Wechselbälgen und Mondkälbern macht? Die Natur selbst gibt mir schon den dritten Wink, die Erde von einem solchen Ungeheuer zu befreyen, und ich befehle also, daß man auf der Stelle, daß man in diesem Augenblicke ihrem verhaßten Leben ein Ende macht.

Der Großvezier und alle Vornehmen des Hofs baten den Sultan auf den Knien, das allzustrenge Urtheil zu widerrufen. Deine Majestät, sprach der erste, erlaube meiner Pflicht die Vorstellung, daß die Gesetze nur Verbrechen mit dem Tode bestraft wissen wollen. Und welches kann man der Sultaninn zur Last legen? Nicht wenige Frauen erfuhren das gleiche Unglück, das der Himmel über sie verhängte,

und Jedermann bemitleidete sie, statt sie zu verdammen. Steht es doch Deiner Majestät frey, sich künftig des Umgangs der Sultaninn zu enthalten, und ist nicht schon der Verlust Deiner Gnade eine zu harte Kränkung für einen Unfall, an welchem sie nicht die geringste Schuld hat?

Diese Vorstellungen retteten zwar der armen Sultaninn das Leben, aber nur, um sie ein noch schrecklicheres Schicksal erfahren zu lassen. Wohlan, sprach der Sultan, nachdem er sich einige Augenblicke bedacht hatte, das Weib des Unsegens mag leben, aber ein dunkles Gefängniß entziehe sie auf ewig dem Anblicke der Menschen, welchen sie ein so beyspielloses Aergerniß gegeben hat.

Der Sultan sprach dieses Urtheil in einem Ton, der dem Großvezier, so sehr sich sein Gefühl auch gegen das Unrecht empörte, doch jede Widerrede verbot, und die schuldlose Mutter verließ also bloß ihr Wochenbett, um es mit einem der schrecklichsten Kerker zu vertauschen. Die Gelassenheit, mit welcher sie sich in ihr Schicksal ergab, erwarb ihr jedoch allgemeine Theilnahme und Bewunderung, und Niemand war, der sie nicht beklagte, als ihre Schwestern, die ihre Freude über das endliche Gelingen ihrer schwarzen Verrätherey kaum verbergen konnten.

Die beyden Prinzen und die Prinzessinn, die alle drey selbst in ihren Spielen durch eine unverkennbare Neigung zum Großen und Erhabenen ihre hohe Abkunft ahnden ließen, entbehrten weder Vaterliebe noch Mutterliebe bey ihren Pflegeältern, deren Zärtlichkeit gegen die königlichen Kinder in eben dem Maße wuchs, in welchem sich die edle Gestalt der Prinzen, und die aufblühende Schönheit der Prinzessinn entfaltete. Nicht ohne Bedeutung nannten sie den ältesten Prinzen Bahmann, den jüngern Perwis, und die Prinzessinn Parizade, weil diese Namen in den Familien der alten persischen Könige sehr gewöhnlich waren. Zur gehörigen Zeit erhielten die Prinzen einen Lehrmeister im Lesen und Schreiben. Die Prinzessinn, die in den Lehrstunden gegenwärtig war, drang sich ebenfalls zu dem Unterrichte, und machte es bey ihrer Wißbegierde und der Lebhaftigkeit ihres Geistes ihren Brüdern sehr schwer, nicht hinter ihr zurückzubleiben. Bald waren Erdkunde, Geschichte, Dichtkunst und andere schöne Künste und Wissenschaften, und selbst die Geheimnisse der Natur die Gegenstände der Lernbegierde der edlen Geschwister, und ihre Fortschritte waren so außerordentlich, daß sie beynahe die Eifersucht ihrer Lehrer erregten. In den Erhohlungsstunden nahm die Prinzessinn

Unterricht im Gesang, und im Spielen verschiedener musikalischen Instrumente, und selbst im Reiten und in andern Leibesübungen war sie die Nebenbuhlerinn ihrer Brüder, indem sie eben so gut als diese ihr Pferd zu lenken und zu tummeln, mit dem Bogen zu schießen, und den Stab und die Lanze zu werfen verstand, und im Wettrennen sogar nicht selten den Sieg über sie davon trug.

Der Aufseher der Gärten sah mit Entzücken die herrlichen Anlagen seiner Pflegekinder, und beschloß Alles auf ihre Ausbildung zu wenden. Da ihn seine Wohnung im Garten des Pallasts in der Ausführung seiner Plane zu sehr beschränkte, so kaufte er in einiger Entfernung von der Stadt ein Landhaus mit Aeckern, Wiesen und Holzungen, und ließ das Gebäude, das ihm weder schön noch bequem genug war, niederreißen, um ein anderes an seine Stelle zu setzen, welches alle übrigen weit umher an Pracht übertreffen sollte. Er hielt sich, wenn die Geschäfte seines Amts ihn nicht abriefen, selbst an Ort und Stelle auf, um durch seine Gegenwart die große Menge der Arbeiter zum Fleiße zu ermuntern, und betrieb, als der ländliche Pallast von außen vollendet war, mit gleichem Eifer die innere Verzierung und Ausstattung desselben mit dem kostbarsten Hausgeräth.

Endlich ließ er nach einem von ihm selbst verfertigten Risse und nach dem Muster der schönsten persischen Gärten auch den seinigen anlegen, und fügte ein mit Ringmauern umfaßtes, und zu Jagdbelustigungen für die königlichen Kinder mit allen Arten von wilden Thieren bevölkertes Lustgehölz von großem Umfange hinzu.

Sobald der Aufseher der Gärten sein Werk vollendet sah, warf er sich dem Sultan zu Füßen, und bat, indem er sich auf seine vieljährigen treuen Dienste und auf die Schwäche seines Alters berief, um die Erlaubniß, sein Amt niederzulegen, um seine noch übrigen Tage in Ruhe zu beschließen. Der Sultan gewährte dem alten Diener seine Bitte nicht ohne Rührung, und fragte, ob er ihm sonst keine Probe seiner Gnade geben könne. Gnädigster Herr! antwortete der Greis, ich empfing von Deiner Majestät sowohl, als von Deinem preiswürdigsten Vater der Wohlthaten so viele, daß meine Tage zu kurz sind, um Dir zu danken, und daß die Fortdauer Deiner huldvollen Gesinnungen gegen mich der einzige Wunsch ist, der mir vor meinem sich mit starken Schritten nähernden Ende noch übrig bleibt.

Mit diesen Worten nahm er Abschied von dem Sultan Chosruschah, und bezog, da seine Frau nicht mehr lebte, mit den Prinzen Bahmann

und Parwis und der Prinzessinn Parizade sein neues Landhaus.

Nur wenige Monate hatte der gute Alte das Vergnügen der Ruhe genossen, als seine Pflegekinder sich seiner durch einen plötzlichen Tod, der ihn zugleich hinderte, ihnen, seinem Vorsatze gemäß, das muthmaßliche Geheimniß ihrer Geburt zu entdecken, beraubt sahen. Groß war die Trauer der Verwaisten um den liebevollen Vater, und sie fanden einen Trost darin, auch durch das zu seiner Ehre veranstaltete feyerliche Leichenbegängniß ihre kindliche Liebe und Dankbarkeit an den Tag zu legen.

Die beyden Prinzen, welche, ohne sich um eine Würde bey Hofe zu bewerben, mit ihrer Schwester ihre bisherige Lebensart auf dem von ihrem Pflegevater mit seinen übrigen großen Reichthümern ihnen als Erbgut hinterlassenen Landhause fortsetzten, waren einst ohne die Prinzessinn auf die Jagd gegangen, als man dieser eine vor der Thür erschienene, andächtige und hochbetagte Muselmänninn meldete, die um Erlaubniß bat, hereinzukommen, um, da es gerade um die Stunde des Gebets war, das ihrige zu verrichten.

Die Prinzessinn befahl, die Fremde zuerst in das Betzimmer, welches der verstorbene Aufseher der Gärten, in Ermangelung einer nahen

Moschee, in seinem Hause hatte einrichten lassen, nach verrichtetem Gebet aber, und nachdem man ihr zuvor das Haus und den Garten würde gezeigt haben, zu ihr zu führen.

Die Matrone nahm nach Verrichtung ihrer Andacht die Einladung, das Haus und den Garten zu besehen, willig an, und ihre Aeußerungen beym Anblick der prächtigen Zimmer und des kostbaren Geräths verriethen eine Person, für welche Gegenstände dieser Art nichts Neues sind. Ihren vorzüglichen Beyfall aber schenkte sie dem Garten, von welchem sie behauptete, daß nur einer der größten Meister seiner Kunst den Plan dazu gemacht haben könne. Man führte sie endlich vor die Prinzessinn, von welcher sie in einem prächtigen, die übrigen Zimmer eben so sehr an Größe, als durch seine kostbare Ausschmückung übertreffenden Saal empfangen wurde.

Komm näher, gute Mutter! sprach die Prinzessinn, als die Andächtige herein trat, komm und setze Dich neben mich. Ich preise mich glücklich, auch nur einige Minuten eine Frau in meinem Hause zu sehen, die Andere durch Lehre und Beyspiel auf den so selten betretenen Pfad der Tugend leitet.

Aus ungeheuchelter Demuth wollte die Andächtige sich mit einem Sitz auf dem Rande des

Sophas begnügen. Aber die Prinzessinn stand auf, nahm sie bey der Hand, und nöthigte sie, den Ehrenplatz an ihrer Seite anzunehmen.

Du erzeigst mir mehr Ehre, als ich verdiene, meine gnädige Dame! sprach die durch diese Leutseligkeit höchst gerührte Matrone, aber ich darf sie nicht ausschlagen, weil Du in Deinem Hause zu befehlen hast. Als sie sich gesetzt hatte, stellte eine Aufwärterinn auf einen niedrigen, vor dem Sopha stehenden, mit Perlenmutter und Ebenholz ausgelegten Tisch eine große, mit Backwerk, Obst und trockenen und flüssigen Confituren in porzellanenen Fruchtkörben besetzte Platte von Silber.

Die Prinzessinn nahm einen Kuchen, und reichte ihn der andächtigen Frau. Iß, gute Mutter! sprach sie, hier ist Kuchen, und von den Früchten und von dem Zuckerwerk wähle selbst, was Dir gefällt. Du bist weit gegangen, und bedarfst Erquickung.

Gebieterinn! antwortete die Frau, ich bin nicht an so köstliche Sachen gewöhnt, aber ich darf nicht ausschlagen, was mir Gott selbst durch Deine Milde zufließen läßt.

Während der kleinen Mahlzeit befriedigte die Andächtige die Neugierde der Prinzessinn, indem sie ihr mit großer Bescheidenheit ihre Andachtsübungen und ihre ganze Lebensweise

schilderte. Nach manchen Gesprächen fragte die Prinzessinn sie endlich auch noch, wie ihr das Haus gefalle.

Meine gnädige Dame! antwortete sie, man müßte wenig Geschmack besitzen, wenn man ein Haus, wie das Deinige, anders als mit Wohlgefallen betrachtete. Es zeigt Pracht ohne Ueberladung, und nirgends wird das Auge durch Verwirrung oder Uebermaß beleidigt. Die innern Verzierungen, so wie die Geräthschaften, entsprechen vollkommen der Würde des Ganzen, und was soll ich vollends von den Annehmlichkeiten der Gegend sagen, die selbst einen Sitz der Seligen schmücken würden? Der Garten endlich dient zum Beweise, wie gern die Natur sich der Kunst, wenn diese ihres Namens nicht unwürdig ist, unterwirft, und mit jedem Schritte sieht man sich genöthigt, dem sinn- und gefühlvollen Urheber dieser entzückenden Schöpfung eine Lobrede zu halten. Indessen je größer die Vorzüge dieses herrlichen Landsitzes sind, desto mehr bedaure ich, daß ihm noch drey Stücke abgehen, die ihn über alle ähnliche Lustörter erheben würden.

Drey Stücke? rief die Prinzessinn. O gute Frau! ich beschwöre Dich, nenne sie mir doch, diese drey Stücke. Ich will Alles anwenden, um sie zu bekommen.

Die drey Seltenheiten, erwiederte die Matrone, von welchen ich sprach, sind die einzigen ihrer Art in der Welt. Die erste ist der redende Vogel, die zweyte, der musikalische, oder der Concertbaum, und die dritte das goldgelbe Wasser.

Der Vogel heißt Butbulhezar, und hat außerdem, daß er der größte Sprecher der Welt ist, auch noch die Eigenschaft, alle singenden Vögel der Gegend herbeyzulocken, damit sie seinen Gesang mit dem ihrigen begleiten.

Der Baum hat seinen Namen eben so wenig umsonst. Einige seiner Blätter sind eben so viele Geigen, Lauten, Harfen, Guitarren, Cymbeln, Pauken, Trompeten und Posaunen, andere vertreten die Stellen der Sängerinnen, andere gurgeln mit den besten Kastraten in die Wette, und Alles, was die Menschen Musik nennen, und was die Meister dieser Kunst zum Theil so unerträglich stolz macht, ist ein erbärmliches Dudelsackgeleyer, gegen die Harmonien dieses Wunderbaums.

Von dem Wasser endlich hast Du nicht mehr als einen Tropfen nöthig, um Dir, wenn Du ihn in einen Behälter gießest, einen Springbrunnen in Deinem Garten zu verschaffen, aus dessen Mitte sich die schönste Garbe von goldenen

Strahlen majestätisch in die Luft erhebt, und der zugleich nie versiegt.

Ist es möglich, rief die Prinzessinn aus, daß es solche Wunder in der Welt gibt, ohne daß ich jemals davon gehört habe? O wie danke ich Dir, meine gute Mutter! für Deine Nachricht. Aber gewiß ist Dir auch der Ort nicht unbekannt, wo man diese Seltenheiten suchen muß, und ich bitte Dich also, meine Neugierde über diesen Hauptumstand nicht unbefriedigt zu lassen.

Gebieterinn! antwortete die andächtige Frau, Du hast mich so sehr mit Güte überhäuft, daß Du jede Gefälligkeit von mir erwarten kannst. Wisse also, die drey Seltenheiten finden sich beysammen an einem Orte dieses Königreichs, an der Gränze von Indien, und zwar führt eine gerade Straße von Deinem Hause dahin, die man in zwanzig Tagreisen zurücklegt. Willst Du Jemand dahin abschicken, um Dir die Wunder zu verschaffen, so braucht er sich am Ende des Wegs nur nach dem redenden Vogel, dem Concertbaume und dem goldgelben Wasser zu erkundigen, und der Erste, an den er sich wendet, wird ihn zurechtweisen.

Mit diesen Worten stand die andächtige Frau auf, dankte der Prinzessinn noch einmal für ihre gütige Bewirthung, und war verschwunden.

Die schöne Parizade, welche von diesem Augenblick an Nichts als redende Vögel, musikalische Bäume und sprudelnde Goldwasser im Kopfe hatte, und eben daher die Abwesenheit der andächtigen Frau erst bemerkte, als es ihr einfiel, sie um nähere Nachrichten, ohne welche, wie sie glaubte, die Reise nach den drey Wundern nicht mit Sicherheit unternommen werden könne, zu bitten, bemühte sich in Ermangelung dieser Nachrichten desto mehr, die übrigen Umstände ihrem Gedächtniß einzuprägen, und überließ sich endlich ganz der Vorstellung, wie glücklich der Besitz der drey Seltenheiten sie machen würde. Diese Hoffnung wich jedoch bald der Furcht vor dem Mißlingen des schwierigen Abenteuers, und ihre beyden von der Jagd zurückkehrenden Brüder sahen daher mit Verwunderung, daß ihre Schwester, statt sie wie sonst mit froher Heiterkeit zu empfangen, in düstere Betrachtungen versunken schien, und als ob sie ihre Ankunft gar nicht bemerkt hätte, nicht einmal die Augen aufschlug.

Theure Schwester! redete sie Prinz Bahmann an, wie verändert finden wir Dich! Was ist Dir begegnet? Bist Du krank, oder hat man Dich beleidigt? Ich bitte Dich, laß uns Theil an Deinem Kummer nehmen! Ist es doch unsere Pflicht, ihm abzuhelfen, wenn wir es

vermögen, oder Dich wenigstens zu trösten, oder wenn Jemand frech genug war, Dir Verdruß zu machen, Dich zu rächen.

Die Prinzessinn blieb noch einige Minuten stumm, und schien nicht auf die Brüder zu achten. Endlich aber erhob sie das Haupt ein wenig, und sah die Prinzen mit erzwungener Freundlichkeit an, schlug aber eben so schnell die Augen wieder nieder. Mir fehlt Nichts, Brüder! sprach sie zuletzt. Ich bin nur nicht ganz aufgeräumt.

Hoffe nicht, Schwester! antwortete Prinz Bahmann, uns mit dieser Ausflucht zu täuschen. Du bist nicht bloß ein wenig verstimmt, wie man es wohl zuweilen zu seyn pflegt, Kummer, tiefen Kummer liest man in jeder Deiner Mienen, und Dein ganzes Wesen ist so ungewöhnlich verändert, daß Dir nothwendig etwas Außerordentliches begegnet seyn muß. O rede, rede! Laß uns wissen, was Dich traurig macht, wenn wir nicht glauben sollen, daß Du der Freundschaft, die seit unserer zarten Jugend uns vereinigte, plötzlich entsagt hast.

Wenn diese Furcht Euch, meine Brüder! beunruhigt, erwiederte die Prinzessinn, so darf ich nicht länger schweigen. Laßt Euch also erzählen, daß ich in Eurer Abwesenheit von drey Wunderdingen hörte, die unserem Landsitze noch

fehlen, um Seinesgleichen in der Welt nicht zu haben, und diese Seltenheiten sind der redende Vogel, der musicirende Baum, und das goldgelbe Wasser.

Nachdem die Prinzessinn ihren Brüdern die Eigenschaften der drey Wunderdinge erklärt hatte, fuhr sie in ihrer Erzählung fort. Einer andächtigen Frau, sprach sie, die mich heute besuchte, danke ich diese Nachricht, und sie nannte mir auch den Ort, wo die Seltenheiten zu haben sind, und den Weg nach diesem. Ihr denkt ohne Zweifel, unser Landsitz, der uns bisher alle möglichen Annehmlichkeiten gewährte, bedürfe keiner neuen Vorzüge, und ich kann Euch nicht widersprechen. Aber was Ihr auch von mir denkt, ich werde ihn von heute an nur mit Widerwillen betrachten, so lange er nicht mit den seltenen Dingen prangt, die, wie mein Herz mir sagt, das Schicksal für uns bestimmte. Rathet mir also, oder steht mir bey, wenn Euch meine Zufriedenheit nicht gleichgültig ist.

Schwester! antwortete Prinz Bahmann, Dein Wunsch verräth eine erhabene Seele. Er hat zugleich einen Zweck, der uns allen rühmlich ist, und wie könnte er also Deinen Brüdern weniger wichtig seyn, als Dir? Laß mich nur wissen, wo die Wunder zu finden sind. Ich bin entschlossen, Morgen schon die Reise zu

unternehmen, und hoffe nicht zurückzukommen, ohne gefunden zu haben, was ich suchte.

Bruder! unterbrach ihn der Prinz Perwis, unmöglich kann ich es zugeben, daß Du als das Haupt und die Stütze unserer kleinen Familie Dich so lange von Hause entfernst. Ueberlaß mir das Abenteuer. Es fehlt mir nicht an Muth, es zu wagen, und mich wird man weniger im Hause vermissen, als Dich.

Dein Erbiethen ist edel, erwiederte Prinz Bahmann, aber Nichts kann meinen Entschluß erschüttern. Ich will, ich muß es seyn, der die Wünsche unserer Schwester erfüllt. Regiere Du inzwischen mit ihr das Haus, und trage Sorge, daß die liebe Schwärmerinn nicht zu viel schwärmt. Gibt es ein neues Abenteuer zu bestehen, dann sollst Du Dein Heil versuchen, und ich will statt Deiner den Hausvater spielen.

Die Prinzessinn Parizade bezeichnete dem Prinzen Bahmann den Weg, wie die andächtige Frau ihn ihr beschrieben hatte, und er brachte den ganzen Tag mit Anstalten zu seiner Reise zu. Am folgenden Morgen bestieg er sein Pferd, und Bruder und Schwester begleiteten ihn bis zur Pforte des Hofs. Aber die Rührung des Abschieds bewirkte eine große Veränderung in den Gesinnungen der Prinzessinn. Bruder! rief sie, indem sie den Prinzen fester in die Arme

schloß, ich kann Dich nicht von mir lassen. Bleibe, bleibe, ich bitte Dich! Die Reise ist zu gefährlich, und wehe mir, wenn ich Dich nie wieder sehen sollte! Ich würde verzweifeln, wenn Dir ein Unglück begegnete, weil Du zu nachsichtig gegen den eitlen Wunsch eines thörichten Mädchen warest. Was sind redende Vögel, musikalische Bäume, Zauberwasser und tausend noch größere Wunder und Seltenheiten gegen einen Bruder, wie Du?

Schwester! versetzte Prinz Bahmann lächelnd, Du bist ein liebes gutes Geschöpf mit Deinem ängstlichen Wesen. Aber willst Du, daß Du Dich Deines Bruders zu schämen Ursache hast? Sollen Gefahren ihm ein Zaum, statt eines Sporns seyn? Und was wage ich denn? Eine Reise! Wahrlich, dazu bedarf es eines großen Heldengeists! Soll ich vor Räubern, oder vor wilden Thieren zittern, oder soll es mir gar bange seyn, ich möchte mich zu sehr ermüden, oder mich auf dem Wege verirren? Damit Du Dich jedoch nicht ohne Noth ängstigest, so lasse ich Dir hier ein Messer zurück, dessen Klinge, so lange Du sie nicht mit Blut befleckt findest, Dir von meinem Leben Gewißheit gibt, und das Du also nur aus der Scheide zu ziehen brauchst, um zu jeder Zeit Nachricht von meinem Befinden zu bekommen.

Umsonst verschwendete die Prinzessinn neue Bitten und neue Thränen, um den geliebten Bruder zurückzuhalten. Er sagte ihr und dem Prinzen Parwis das letzte Lebewohl, und indem er sein Pferd spornte, war er ihnen im Augenblick aus dem Gesicht verschwunden.

Der muthige Reisende setzte seinen Weg in gerader Linie durch ganz Persien fort, und am zwanzigsten Tage ließ der erste Anblick ihn ahnen, daß er der Ausführung seines Unternehmens nahe sey. Er sah nämlich am Weg unter einem Baume, nicht weit von einer Hütte, einen alten Mann von so gräßlichem Ansehen sitzen, daß selbst sein Pferd vor ihm zurückscheute. Der ungeheure Bart dieses Ungethüms, der von der Oberlippe ausging, machte seinen Mund völlig unsichtbar, und ein zweyter floß vom Kinn bis auf die Füße herab. Diesen schneeweißen Bärten suchten die Haupthaare, die von der nämlichen Farbe waren, es an Länge noch zuvorzuthun, und selbst die Augenbraunen reichten über die Nasenspitze hinaus. Die Nägel an den Händen und Füßen endlich schienen einem Riesen zu gehören, der sie in zwanzig Jahren nicht beschnitten hatte. Der Hut des Schreckbilds war kein Hut, sondern ein breites Wetterdach von Filz, und seine Blöße, oder vielmehr den kleinsten Theil derselben

bedeckte er statt der gewöhnlichen Kleidung mit einer Matte. Uebrigens war der Mann ein Derwisch, und seine Scheußlichkeit war eine bloße Folge seiner Heiligkeit, weil die erhabenen Betrachtungen, in welche seine Seele sich seit vielen Jahren versenkt hatte, ihn schlechterdings nicht daran denken ließen, sich den Bart zu scheren, die Haare zu ordnen, oder die Nägel zu beschneiden.

Der Alte war ein Scheusal, aber er war der einzige Mensch, der sich in dieser Gegend sehen ließ, und sein Anblick erregte daher bey dem Prinzen Bahmann, der von ihm die nöthige Anweisung zur Ausführung seines Abenteuers zu erhalten hoffte, beynahe nicht weniger Freude, als Grauen. Er stieg vom Pferde, und indem er dieses beym Zügel führte, grüßte er den Derwisch.

Gott schenke Dir Gesundheit, sprach er, und langes Leben, mein guter Vater, und gewähre Dir, was Deine Seele wünscht!

Der Derwisch murmelte eine muthmaßliche Erwiederung des Grußes, die aber, weil unmöglich ein vernemlicher Laut durch den Dickicht des den Mund verhüllenden Knebelbarts dringen konnte, für das Ohr des Prinzen völlig verloren ging, und dieser suchte also, nachdem er sein Pferd an einen Ast gebunden hatte, das

auf Seiten des Derwisches verwaltende Hinderniß der mündlichen Mittheilung so schnell als möglich zu beseitigen.

Mein guter Vater! sprach er, indem er eine bey sich führende Scheere hervorzog, ich habe Dich die wichtigsten Dinge von der Welt zu fragen. Aber es ist unmöglich, daß ich von Allem, was Du sagst, ein Wort verstehe, so lange ein Bollwerk von Haaren Dir den Mund bedeckt. Erlaube mir also, diesen ausschweifenden Knebelbart ein wenig abzukürzen, und bey dieser Gelegenheit auch an Deinen Augenbraunen die Schärfe meiner Scheere zu erproben.

Der Derwisch unterwarf sich willig der Tonsur, und der Prinz sah nach Vollendung seiner Arbeit mit Vergnügen, daß er den Greis in einen halben Jüngling verwandelt hatte. Hätte ich doch, sprach er, nur gleich einen Spiegel bey der Hand, damit Du, mein guter Derwisch! sehen könntest, wie viel Jahre ich Dir mit Deinem Knebelbart abgenommen habe! Nun sieht man doch deutlich, daß Du ein Mensch bist. Vor einer halben Stunde konnte man es kaum noch errathen.

Der Alte freute sich selbst seiner Verwandlung, und lächelte zufrieden bey den Lobsprüchen, die der Prinz seinem Aussehen ertheilte. Ich danke Dir, sprach er, bester Herr! für den

Dienst, den Du mir leistetest, und bin bereit, mich dankbar gegen Dich zu bezeugen. Laß mich also hören, womit ich Dir dienen kann. Ohne Ursache bist Du doch nicht vom Pferde gestiegen.

Guter Derwisch! antwortete der Prinz, ich habe eine weite Reise gemacht, und suche den redenden Vogel, den musicirenden Baum und das goldgelbe Wasser. Diese drey Wunderdinge sind, wie man mir sagte, hier in der Nähe. Aber der Ort selbst ist mir unbekannt, und ich bitte Dich daher, mir den Weg dahin, wenn Du ihn weißt, zu zeigen.

Der Derwisch veränderte bey dieser Anrede die Farbe, und schlug die Augen nieder. Du hast mich doch verstanden? sprach der Prinz. Weißt Du nicht, was ich zu wissen verlange, so halte mich wenigstens nicht auf, damit ich mich anderswo erkundige.

Lieber Herr! antwortete endlich der Derwisch, ich kann nicht läugnen, daß mir der Weg, nach dem Du fragst, bekannt ist. Aber die Freundschaft, die ich beym ersten Anblick für Dich empfand, und die Dankbarkeit für den Dienst, den Du mir leistetest, verbietet mir, Deine Neugierde zu befriedigen.

Und welche Bedenklichkeiten findest denn Du bey der Sache? fragte der Prinz.

Ich fürchte, erwiederte der Derwisch die Gefahr, in die Du Dich unwissend zu stürzen im Begriff bist. Eine nicht kleine Anzahl junger, Dir auch an Muth und Entschlossenheit ähnlicher Männer kam auf dem nämlichen Wege hieher, und jeder derselben verlangte das nämliche, was ich Dir sagen soll, von mir zu wissen. Umsonst war mein Warnen und Bitten, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Wider meinen Willen mußte ich ihnen den verderblichen Weg zeigen, und auch nicht Einen sah ich zurück kehren. Suchst Du also nicht muthwillig den Tod, so folge dem Rath eines alten Mannes, und statt weiter zu reisen, ziehe wieder hin, wo Du hergekommen bist.

Diese Warnung, so gut gemeint sie war, machte nicht den geringsten Eindruck auf den Prinzen Bahmann. Mein guter Derwisch! sprach er, ich danke Dir für Deinen Rath, ob ich ihm gleich nicht folgen kann. Ich bin ein Mann, meine Waffen sind gut, und daß ich sie zu gebrauchen weiß, soll, ich hoffe es, Jeder erfahren, der mich angreift.

Ich bewundere Deinen Muth, junger Mann! sprach der Derwisch. Aber was willst Du mit ihm und mit Deinen guten Waffen, wenn der Angreifer mehrere, und wenn sie zugleich unsichtbar sind?

Nicht fürchten will ich mich! versetzte der Prinz. Ich erfülle meine Pflicht, und achte keine Drohungen, und also, ich bitte noch einmal, zeige mir den Weg, den ich zu nehmen habe.

Der Derwisch, da er die Entschlossenheit des Prinzen sah, überreichte ihm aus einem neben ihm liegenden Beutel eine Kugel. Wohlan, sprach er, wenn Du schlechterdings darauf bestehst, daß ich Dir die Mittel zu Deinem Verderben an die Hand gebe, so nimm diese Kugel, die, wenn Du sie vor Dir hinwirfst, sogleich zu laufen anfangen wird. Folge ihr mit Deinem Pferd, bis sie am Fuße eines Bergs stehen bleibt. An diesem Orte steigst Du ab, und hängst Deinem Pferd, das ohne von der Stelle zu weichen, Deine Wiederkunft erwarten wird, den Zaum um den Nacken. Indem Du Deine Reise den Berg hinauf fortsetzest, wirst Du rechts und links eine Menge großer schwarzer Steine erblicken, und hundert schimpfende und schmähende Stimmen hören, die keine andere Absicht haben, als Dich von der Vollendung Deines Abenteuers abzuschrecken. Aber laß Dich durch Nichts irre machen, und daß Du Dich ja hüthest, Dich umzusehen, wenn Du nicht im nämlichen Augenblick, gleich Deinen Vorgängern, die meinen Rath nicht befolgten,

in einen schwarzen Stein verwandelt werden willst. Entgehst Du dieser Gefahr, und gelangst auf den Gipfel des Bergs, so findest Du einen Käfich mit dem redenden Vogel, der Dir sagen wird, wo der musikalische Baum und das goldgelbe Wasser zu finden sind. Du kannst nun gehen, wenn Du es Dir durchaus in den Kopf gesetzt hast, Dein Leben zu wagen. Aber ich wiederhole es, wenn Du klug bist, so bleibe hier, und nimm ein Beyspiel an dem Unglück Deiner Vorgänger.

Vater! antwortete der Prinz, Du meinst es herzlich gut mit mir. Aber mein Verhängniß will, daß ich der Kugel folge. Schimpfende Stimmen muß man nicht fürchten, sondern verachten und ich hoffe, trotz ihnen, den Gipfel zu ersteigen, und bald mit meiner Beute zurückzukehren. Gott befohlen indessen, mein guter Derwisch!

Lebe wohl, sprach der Derwisch, auf kurze Zeit, wenn Du klug bist, und auf ewig, wenn Du meinen Rath verachtest.

Der Prinz Bahmann schwang sich auf sein Pferd, und hatte Mühe, mit der schnell fortrollenden Kugel gleichen Schritt zu halten. Am Fuße des Bergs, wo sie zu laufen aufhörte, stieg er vom Pferd, und warf ihm den Zügel um den Hals. Er betrachtete den Berg und die

schwarzen Steine einige Augenblicke mit Nachdenken, und dann fing er seine Wanderung an. Mit den ersten fünf bis sechs Schritten ließen sich Stimmen hören, ohne daß Jemand sich sehen ließ. Wie? schrieen Einige, habt Ihr keine Augen im Kopfe? Seht Ihr den Kerl nicht? Soll er Euch den Vogel, soll er Euch Alles stehlen? Nieder, nieder mit ihm auf der Stelle! Wozu habt Ihr denn Eure Keulen? Werft ihn mit Steinen zu Tode! Schießt ihn durch und durch! Der Räuber, der Spitzbube, der Dieb! brüllten Andere. Hängt, köpft, rädert, viertheilt ihn!

Der Prinz Bahmann bekümmerte sich anfänglich wenig um das Schimpfen des unsichtbaren Pöbels. Als aber der Lärm immer unbändiger wurde, verließ ihn weniger der Muth, als die Besonnenheit. Ohne zu wissen, was er that, wandte er sich um, und war im Augenblicke sammt seinem Pferd in einen schwarzen Stein verwandelt.

An diesem Tage des Unglücks saß die Prinzessinn Parizade, die seit der Abreise des Prinzen das an ihrem Gürtel hängende Messer täglich mehr als einmal aus der Scheide gezogen hatte, mit dem Prinzen Perwis, wie gewöhnlich beysammen, und sprach mit ihm von dem Abwesenden. Schwester! sprach der Prinz, laß

uns doch einmal nach Deinem Messer sehen, um zu erfahren, ob unser guter Bruder sich noch wohl befindet.

Die Prinzessinn säumte nicht, das Messer aus der Scheide zu ziehen, aber eben so schnell schleuderte sie es, da sie Blut an seiner Spitze erblickte, weit von sich. O ich Unglückliche, o ich Mörderinn des besten Bruders! rief sie aus. Verwünscht sey der redende Vogel, der musicirende Baum, und das goldgelbe Wasser, und drey Mal verwünscht die Hexe, der wir allein unser ganzes Unglück zuzuschreiben haben! Ach! was gleicht der Ruhe, der Heiterkeit, die in unserem Hause herrschte, ehe die heuchlerische Betschwester uns mit ihrem unseligen Zaubermährchen die Köpfe verrückte!

Der Prinz Perwis, welcher, so sehr ihm auch der Tod seines Bruders zu Herzen ging, doch der Meinung war, daß man die Zeit jetzt nicht mit unnützen Klagen verlieren müsse, unterbrach die unaufhörlich jammernde Prinzessinn. Schwester! sprach er, unser Bruder ist todt, und wir können uns wohl ebenfalls zu Tode weinen, aber ihn durch unsere Thränen nicht ins Leben zurückrufen. Wir müssen uns der Schickung des Himmels unterwerfen, und am wenigsten, Schwester! hast Du Ursache, um des unserem Bruder widerfahrenen Unglücks

willen an der Aufrichtigkeit der andächtigen Frau zu zweifeln. Welch ein schwarzer Undank, wenn sie Dir für Deine Wohlthaten durch ein Mährchen von dem redenden Vogel, von dem musikalischen Baume und dem goldgelben Wasser hätte betriegen wollen! Gewiß, diese Schändlichkeit ist viel unwahrscheinlicher, als daß unser Bruder durch Unvorsichtigkeit, oder durch einen Zufall sein Leben verlor. Wie sollten wir uns also durch den ersten unglücklichen Erfolg sogleich abschrecken lassen, dem Gegenstande unserer Wünsche ferner nachzustreben? Ich erbot mich gleich das erste Mal zu der Unternehmung, und morgen, es ist fest beschlossen, morgen trete ich die Reise an.

Die Prinzessinn Parizade fühlte den Verlust des ältern Bruders doppelt, als sie hörte, daß der Entschluß des jüngern ihr mit einem zweyten ähnlichen Unglück drohte. Allein ihre Bitten und Vorstellungen vermochten Nichts über seine Standhaftigkeit. Bey seiner Abreise gab er der weinenden Schwester eine Schnur von hundert Perlen. Bete, sprach er, meine theure Parizade! in meiner Abwesenheit diesen Rosenkranz, und gedenke zugleich meiner. Laufen die Perlen ordentlich die Schnur auf und ab, so darfst Du meines Wohlbefindens versichert seyn, bleiben sie aber wie fest geleimt

an einander hängen, so hat mich das Schicksal unsers Bruders getroffen. Allein ich hoffe, es soll mich nicht treffen, und Du sollst bald die Freude haben, mich mit den erwünschten drey Seltenheiten wieder zu sehen.

Am zwanzigsten Tage fand der Prinz Perwis den Derwisch unter dem nämlichen Baume, wo Prinz Bahmann ihn gefunden hatte. Er näherte sich ihm, und fragte ihn nach der gewöhnlichen Begrüßung, ob er ihm den Ort nicht anzeigen könne, wo man den redenden Vogel, den musicirenden Baum und das goldgelbe Wasser finde.

Der Derwisch bejahete seine Frage. Aber, fuhr er fort, statt Dir zu sagen, was Du wissen willst, rathe ich Dir vielmehr, von einer Unternehmung abzustehen, bey welcher gerade so Viele verunglückt sind, als man Waghälse zählt, die sich der Gefahr aussetzten. Erst neulich kam ein Jüngling, dessen Bruder Du seyn könntest, so ähnlich sah er Dir, und bestürmte mich so lange mit Bitten, bis ich ihm das unselige Geheimniß entdeckte. Aber so sehr ich ihm bey seinem Weggehen die nöthige Vorsicht empfahl, so ist er doch nicht wieder gekommen, und hat, gleich seinen Vorgängern, die Strafe seiner Verwegenheit empfangen.

Dieser Jüngling, erwiederte der Prinz Perwis,

war mein älterer Bruder. Ich weiß, daß er todt ist, aber auf welche Art er sein Leben verlor, ist mir unbekannt.

In einen schwarzen Stein ist er verwandelt, versetzte der Derwisch, und das nämliche Schicksal wartet auf Dich, wenn Du Dich nicht zurückhalten lässest, oder bey dem Unternehmen meinen Rath nicht besser befolgst, als er.

Von meinem Vorsatz antwortete der Prinz, kann mich Nichts in der Welt abbringen. Aber Deine Warnung, mein guter Vater! werde ich, Du kannst Dich darauf verlassen, aufs Beste benutzen. Habe nur die Güte, mich gleich meinem Bruder zu unterrichten.

Steige vom Pferde und tritt näher, sprach der Derwisch, ich kann vor Alter und Schwachheit nicht aufstehen, und als der Prinz gehorchte, gab er ihm eine von den vielen Kugeln aus seinem Beutel. Nimm, sprach er, diese Kugel, und wirf sie vor Dich hin. Reite ihr nach, so lange sie läuft, und bleibt sie liegen, so gehe, ohne Dich durch die drohenden Stimmen, die Du hören wirst, abschrecken zu lassen, bis zu dem Gipfel des Bergs, wo sich der Käfich mit dem redenden Vogel befindet.

Der Prinz Perwis folgte der rollenden Wegweiserinn, und nachdem er am Fuße des Bergs, wo er vom Pferde stieg, einige Augenblicke

verweilt hatte, um sich die Warnung des Derwisches noch einmal recht lebhaft ins Gedächtniß zurückzurufen, begann er muthig die Wanderung bergaufwärts, mit dem festen Entschlusse, den ihm bevorstehenden Versuchungen die größte Standhaftigkeit entgegen zu setzen. Kaum war er fünf bis sechs Schritte gegangen, als er schon hinter sich eine donnernde Stimme vernahm. Niederträchtiger Vogelräuber! rief sie ihm zu, klettere nur immer den Berg hinauf! Der Galgen und der Henker warten längst schon oben, um Dich zu empfangen.

Diese Beschimpfung war mehr, als der Stolz des Prinzen ertragen konnte. Er vergaß den Derwisch und seine Warnung, und wandte sich mit gezogenem Säbel, um an dem lästernden Feinde eine blutige Rache zu nehmen. Aber kaum hatte er noch Zeit, sich zu überzeugen, daß ein Unsichtbarer es war, dem er den Kampf anbot, so schnell wurden er und sein Pferd in schwarze Steine verwandelt.

Die Prinzessinn Parizade trug indessen den brüderlichen Rosenkranz täglich an der Hand, und betete noch einmal so viel als sonst, bloß um sich von der fortdauernden Beweglichkeit der Perlen zu überzeugen. Bey Nacht hing sie ihn sich jedesmal, wenn sie zu Bette ging, um den Hals, und beym Erwachen war die gewöhnliche

Probe ihr erstes Geschäft. Den Tag der Entscheidung widmete sie gänzlich der Andacht, und schon freute sie sich im Herzen des glücklichen Ausgangs der Unternehmung, als im Augenblicke der Versteinerung das plötzliche Stocken der Perlen ihr das Schrecklichste verkündigte. Ihr Entschluß für diesen traurigen Fall war längst gefaßt, und ohne ihren Schmerz in Klagen ausbrechen zu lassen, schritt sie zur Ausführung. Schon am folgenden Morgen stieg sie in männlicher Rüstung zu Pferd, und ritt, nachdem sie ihren Leuten gesagt hatte, sie würde am folgenden Tage wiederkommen, den verhängnißvollen Weg, auf welchem ihre Brüder den Untergang gefunden hatten.

Die Prinzessinn Parizade, die durch Jagdliebe an das Reiten gewöhnt war, ertrug die Beschwerden der Reise, trotz der Zartheit ihres Geschlechts, mit männlicher Ausdauer, und da sie eben so starke Tagreisen, als ihre Brüder zurücklegte, so erreichte sie auch am zwanzigsten Tage den Ort, wo sie den Derwisch fand.

Gott schenke Dir seinen Frieden, guter Alter! redete sie ihn an, indem sie sich neben ihn setzte, während sie ihr Pferd am Zügel hielt. Erlaube mir, ein wenig bey Dir auszuruhen, und Dich zu fragen, ob Du Nichts von einem Ort in der Nähe gehört hast, wo man den

redenden Vogel, den harmonischen Baum und das goldgelbe Wasser findet.

Deine sanfte Stimme, edle Jungfrau! antwortete der Derwisch, verräth, troß Deiner Kleidung, Dein Geschlecht, und Du wirst mir also meine Anrede verzeihen. Ich danke Dir, daß Du mich würdigst, bey mir auszuruhen. Der Ort, nach welchem Du fragst, ist mir wohl bekannt. Aber aus welchem Grunde willst Du ihn kennen lernen?

Aus keinem andern, erwiederte die Prinzessinn, als um ihn seiner drey Wunderdinge zu berauben, ohne die ich, seit ich weiß, daß sie in der Welt sind, nicht mehr leben kann.

Meine Tochter! versetzte der Derwisch, was man Dir von den Wunderdingen sagte, hat seine Richtigkeit. Aber man hätte Dir auch die Schwierigkeiten nicht verschweigen sollen, die man, um zu ihrem Besitz zu gelangen, überwinden muß, und welche Dich vermuthlich von Deinem allzukühnen Unternehmen abgeschreckt haben würden. Gilt mein Rath etwas bey Dir, so kehre wieder um, und muthe mir nicht zu, Dir den Weg zu Deinem Verderben zu zeigen.

Mein guter Vater! antwortete die Prinzessinn, Du kannst unmöglich wollen, daß ich den Früchten einer so weiten Reise bloß wegen

einiger Schwierigkeiten entsage, die ich nicht einmal kenne. Erkläre Dich also deutlicher, ich bitte Dich, damit ich wenigstens abmessen kann, ob wirklich mein Muth den Gefahren nicht gewachsen ist, vor welchen Du mich warnst.

Der Derwisch wiederholte der Prinzessinn Parizade die Schilderung, durch die er bereits die Prinzen Bahmann und Parwis von dem Abenteuer abzuhalten gesucht hatte. Schrecklich, sprach er, ist schon der Anblick der vielen schwarzen Steine, die vor Kurzem noch tapfere Jünglinge waren. Aber noch weniger wird Dein zartes Ohr das unerhörte Getöse der drohenden und schimpfenden Stimmen ertragen, die Dich bis auf den Gipfel des Bergs, wo sich der Vogel in seinem Käfich befindet, verfolgen werden. Du wirst vor Entsetzen meiner Warnung vergessen, Du wirst fliehen wollen, Du wirst Dich umsehen, ach! und die schönste aller Jungfrauen wird als ein schwarzer Stein ihrer eigenen Unvorsichtigkeit zum Denkmahle dienen.

Zwey Dinge, antwortete die Prinzessinn mit der größten Gleichmüthigkeit, zwey Dinge sind es also, die ich zu beobachten habe. Ich darf weder vor schwarzen Steinen, noch vor drohenden und schimpfenden Stimmen mich entsetzen, und schlechterdings mich nicht umsehen. Die letzte Bedingung zu erfüllen, soll mich keine

Mühe kosten, und was die erste betrifft, so darf freylich ein Mädchen nicht behaupten, gegen Drohungen, und noch mehr gegen das Schimpfen weniger empfindlich zu seyn, als das andere Geschlecht. Aber sollte, ich frage Dich, sollte eine ehrliche List, die bey großen und gefahrvollen Unternehmungen von jeher erlaubt war, bey der meinigen verboten seyn?

Eine List? rief der Derwisch verwundert. Und welche List meinst Du denn?

Ich denke, mein guter Alter! erwiederte die Prinzessinn, mir zum Schutz gegen die schreyenden Stimmen die Ohren mit Baumwolle zu verstopfen. Mögen sie dann auch noch so arg toben, ich bin gewaffnet, und meine Ohren können wenigstens nicht in dem Grade betäubt werden, daß ich fürchten muß, die Besinnung zu verlieren.

Deine List läßt sich hören, meine Tochter! versetzte der Derwisch, und wenn Du einmal bey Deinem Vorsatz beharrst, so rathe ich Dir selbst, die Probe zu machen, ob ich gleich nicht weiß, ob sie schon vor Dir Jemand gemacht hat. Noch mehr rathe ich Dir aber, Dir jede Vorsicht zu ersparen, indem Du die Gefahr, gegen welche Du Dich waffnen willst, ganz vermeidest.

Auf diese Ermahnung zu achten, mein guter

Vater! antwortete die Prinzessinn, habe ich um so weniger Lust, da der von einem schützenden Genius mir zugeflisterte Rath meinem Muth doppelte Flügel gibt. Halte mich also, ich bitte Dich, nicht länger auf, und benachrichtige mich, welchen Weg ich nehmen muß.

Der Derwisch, nach einer nochmaligen vergeblichen Warnung, gab der Prinzessinn eine seiner leitenden Kugeln mit dem nöthigen Unterricht, und empfahl sie dem Schutze des Himmels.

Die Prinzessinn ermangelte nicht, sobald sie den Fuß des Bergs erreichte, sich die Ohren aufs Beste zu verstopfen, und nachdem sie den vor ihr liegenden Weg mit den Augen gemessen hatte, fing sie an, mit gesetzten Schritten emporzusteigen. Die unsichtbaren Stimmen ließen sich hören, und strengten sich desto mehr an, je weniger die schöne Pilgerinn ihrer zu achten schien. Aber mochten sie noch so sehr toben, die schützende Baumwolle schwächte den Eindruck ihres Getöses so sehr, daß die Prinzessinn selbst durch einige Ausfälle gegen ihr Geschlecht sich nicht aus der Fassung bringen ließ. O Ihr Armseligen! sprach sie bey sich selbst, fänden doch Lästerungen und Schimpfreden immer so taube Ohren, als die meinigen! Der Vogel selbst setzte endlich, sobald sie dem Gipfel des Bergs sich so weit näherte, daß sie ihn in seinem Käfich

erblicken konnte, der Ungezogenheit die Krone auf, indem er die züchtige Jungfrau mit einem Namen begrüßte, welchen nach Jahrtausenden die späte Nachwelt kaum der berüchtigten Urheberinn des trojanischen Kriegs beyzulegen wagt. Aber gerade durch den Anblick und die Stimme des Vogels fand sich die Prinzessinn aufgemuntert, ihre Schritte zu verdoppeln. Endlich, o glücklicher Augenblick! sah sie sich auf dem Gipfel des Bergs, und bemächtigte sich sogleich des Käfichs. Nun, Vogel! habe ich Dich endlich, sprach sie. Sträube Dich doch, und entfliehe mir, wenn Du kannst!

Edle Dame! sprach der Vogel, indem die Prinzessinn sich die Baumwolle aus den Ohren zog, nimm es nicht übel, daß ich vorhin meine Worte gegen Dich nicht auf die Wagschale legte. Ich schimpfte für meine Freyheit, die ich als ein ächter Weiser auch im Kerker zu behaupten wußte. Indessen, wenn einmal Sclaverey mein Loos ist, so preise ich mich noch glücklich, daß ich gerade in Deine Gewalt gekommen bin, und schwöre Dir hiemit freywillig Treue und Gehorsam. Ich weiß, wer Du bist, und weiß also mehr, als Du selbst. Aber die Stunde ist nicht fern, in welcher ich durch einen höchst wichtigen Dienst mir das größte Recht auf Deine Dankbarkeit erwerben werde,

und damit Du mich desto weniger für einen Prahler hältst, so bitte ich Dich, meine Bereitwilligkeit sogleich auf irgend eine Probe zu setzen.

Es ist mir lieb, Vogel! sprach die Prinzessinn, sobald Freude und Ermattung sie zum Worte kommen ließen, daß Dein Anerbieten meinen Wünschen zuvorkommt. Belehre mich also vor allen Dingen, wo ich das goldgelbe Wasser finde.

Der Vogel bezeichnete ihr den Ort, der nicht weit entfernt war, und sie füllte sogleich eine kleine silberne Flasche, die sie mitgebracht hatte.

Das Wasser habe ich, sprach sie, als sie zurück kam. Aber jetzt laß mich wissen, wo ich den musicirenden Baum suchen muß.

Dieser Baum, antwortete der Vogel, steht in dem Gehölz, das hinter Dir liegt.

Das Gehölz war kaum hundert Schritte entfernt, und die entzückende Musik, die ihr entgegen tönte, machte es der Prinzessinn unmöglich, den Wunderbaum mit einem andern zu verwechseln. Aber als sie sah, daß der Baum, den sie aus der Wurzel reißen sollte, um ihn seiner Heimath zu entführen, dicker war, als eine tausendjährige Eiche, kehrte sie auf der Stelle zu dem Vogel zurück. Vogel! sprach sie, willst Du mich zum Besten haben? Ich frage

Dich nach einem Baume, den ich in der Hand davon tragen will, und Du zeigst mir einen, den hundert Riesen nicht aus der Wurzel zu reißen, und eben so viele Elephanten nicht von der Stelle zu schleppen vermöchten.

Beruhige Dich, meine schöne Gebieterinn! antwortete der Vogel, das kleinste Zweiglein des Baums, das Du an Deinen Busen stecken kannst, besitzt die Eigenschaft, wenn es in die Erde gesetzt wird, in unglaublich kurzer Zeit eben so zu wachsen, und nicht kleinere tonkünstlerische Fertigkeiten zu zeigen, als sein Stammvater, und Du brauchst Dich also mit diesem nicht zu schleppen.

Sobald die Prinzessinn sich im Besitz des dritten Wunders sah, sprach sie zu dem Vogel: Eine Pflicht, Vogel! hättest Du erfüllt. Aber Du bist Schuld an dem Tode meiner beyden Brüder, und mit Recht fordere ich also ihr Leben von Dir zurück.

Der Vogel zeigte wenig Neigung, den Wunsch der Prinzessinn zu erfüllen, und suchte allerhand Ausflüchte. Deine Brüder, sprach er unter anderem, büßen mit Recht für die Vermessenheit, daß sie, ohne den Muth und die Klugheit, die dazu gehörten, ein Abenteuer unternahmen, und ich fühle mich ganz und gar nicht berufen, von

solchen fürwitzigen Sprudelköpfen die Folgen ihrer Thorheiten abzuwenden.

Vogel! sprach die Prinzessinn, Du vergissest, daß Du mein Sclave bist, der ohne lange zu vernünfteln gehorchen muß. Also besinne Dich nicht lange. Entweder rufe meine Brüder ins Leben zurück, oder ich werde, indem ich Dir Deinen schönen Hals umdrehe, dem Deinigen ein Ende machen.

Wenn Du aus diesem Tone sprichst, antwortete der Vogel, so werde ich wohl in einen sauren Apfel beißen müssen. Sieh Dich um, ob Du nicht in einiger Entfernung auf einem kleinen Hügel einen Altar von himmelblauem Marmor, und auf diesem eine Urne von einem blaßgelben Steine erblickst.

Ich sehe den Altar und die Urne, sprach die Prinzessinn, indem sie sich umwandte.

Nimm die Urne, sprach der Vogel, und um Deine Brüder wieder lebendig zu umarmen, brauchst Du bloß einige Tropfen von dem Wasser, mit welchem sie angefüllt ist, auf jeden schwarzen Stein zu gießen.

Die Prinzessinn Parizade nahm die Urne und zugleich den Käfich mit dem Vogel, die Flasche mit dem goldgelben Wasser und den Zweig des Concertbaums, und fing an den Berg hinabzusteigen. Jeden schwarzen Stein, den

sie antraf, benetzte sie nach der Anweisung des Vogels mit ein wenig Wasser, aus der Urne, und sah im Augenblicke den glücklichen Erfolg des Versuchs. Jeder der Steine wurde wieder, was er war, entweder ein Mensch, oder ein Pferd. Aber erst nach einiger Zeit kehrte die Besonnenheit der Entzauberten zurück, indem sie allmählich wie aus einem tiefen Schlummer zu erwachen schienen.

Guten Morgen, Bruder Bahmann und Bruder Perwis! rief die Prinzessinn ihren Brüdern zu, und streckte ihnen die Arme entgegen. Welch eine Erscheinung für die Prinzen! Beynahe noch mehr Stein, als Mensch, starrten sie die Schwester an, und warfen dann wilde Blicke in der Gegend umher, wo einer der Entzauberten nach dem andern, gleich einer aus dem Grabe hervorsteigenden Leiche, sich langsam und schwerfällig aufrichtete.

Um des Propheten willen, riefen sie endlich, was ist mit uns vorgegangen? Wo sind wir? Wer versenkte uns in den Todesschlummer, um uns an diesen fremden Ort zu versetzen?

Erst, sprach Parizade, gebt der Schwester einen wohlverdienten Kuß, ohne die ihr vielleicht Jahrtausende lang keinen andern Beruf gehabt hättet, als müden Wanderern zu Ruhebänken zu dienen. Und nun seht Euch um, und erinnert

Euch der Gegend, wohin Ihr kamet, um den redenden Vogel, den musicirenden Baum und das goldgelbe Wasser zu holen. Erinnert Euch zugleich der schwarzen Steine, die Ihr auf dem Berge zerstreut fandet. Aus jenen Steinen, zu deren Gesellschaft Ihr selbst noch vor wenigen Augenblicken gehörtet, sind jetzt diese Herren geworden, die sich eben so wie Ihr aus ihrem Schlummer erheben, und unten von ihren ebenfalls entzauberten Pferden erwartet werden.

Die Prinzessinn erzählte zugleich ihren Brüdern, durch welche Wunder es ihr gelang, ihre Retterinn zu werden, und diese, so wie die übrigen Entzauberten, die sich inzwischen um sie her versammelt hatten, waren außer sich über die Klugheit und Unerschrockenheit, mit welcher sie ein so schweres Abenteuer bestanden hatte, und konnten nicht aufhören, ihr zu danken. Alle erklärten, ihnen gebühre kein Recht mehr an ihr eigenes Selbst, und baten die Prinzessinn, sie als ihre Leibeigenen zu betrachten.

Meine Herren! antwortete die Prinzessinn, Nichts kann geringer seyn als mein Verdienst um Euch. Was kostete es mich, daß ich Euch aus Eurem verdrießlichen Schlaf erweckte, als einige Tropfen aus meiner überflüßig mit Wasser versehenen Urne? Daß Ihr Euch zu meinen Sclaven erbietet, ist eine Höflichkeit, wofür

ich Euch danke, ohne sie anzunehmen. Wenn ich dafür sorgte, daß Ihr aufhörtet, Steine zu seyn, kann mir dieser kleine Dienst ein Recht geben, noch etwas Schlechteres aus Euch zu machen? Doch warum, sprach sie endlich, verweilen wir an einem Orte, wo Nichts mehr für uns zu thun ist, und der bey den Wenigsten von uns angenehme Erinnerungen erweckt? Laßt uns unsere Pferde besteigen, und Jeder kehre in seine Heimath zurück.

Die Prinzessinn Parizade war die erste, die ihr Pferd aufsuchte, das sich noch an der Stelle befand, wo sie es verlassen hatte. Während sie aufstieg, hielt der Prinz Bahmann den Käfich mit dem redenden Vogel, und erbot sich, ihn die ganze Reise über zu tragen. Aber die Prinzessinn nahm ihn ihm sogleich wieder ab. Nein, Bruder! sprach sie, der Vogel ist mein Sclave, und darf nicht aus meiner Verwahrung kommen. Aber nimm den Zweig von dem musikalischen Baume, und Du, fuhr sie fort, indem sie sich gegen den Prinzen Perwis wandte, und ihm die Flasche mit dem goldgelben Wasser reichte, magst Dich mit der dritten Seltenheit beschweren.

Als die ganze Gesellschaft zu Pferde saß, entstand die Frage, wer sich an die Spitze des Zugs stellen, und ihn anführen sollte. Die

beyden Prinzen wollten, daß diese Ehre einem der Fremden, und die Fremden, daß sie der Prinzessinn zu Theil würde. Meine Herrn! sprach die Prinzessinn, als sie das Zögern gewahr wurde, worauf warten wir noch? Gebieterinn! antwortete der Nächste, Deine getreuen und dankbaren Knechte wünschen, daß ihre Königinn sie anführe.

Ihr erzeigt mir eine Ehre, die ich nicht verdiene, erwiederte die Prinzessinn. Aber um Euch nicht zu kränken, bequeme ich mich nach Eurem Willen. Mit diesen Worten nahm sie von ihrer Heerführersstelle Besitz, und die übrigen ordneten sich nicht wie der Rang, sondern wie der Zufall es wollte.

Die Reisenden wollten im Vorbeyreiten dem Derwisch einen Besuch machen, um ihm für seine treuen Warnungen zu danken. Aber sie fanden ihn todt, und blieben ungewiß, ob sie sein Absterben dem Alter, oder der Eroberung der drey Wunderdinge zuschreiben sollten, die seinem Rathgeberamt ein Ende machte.

Mit jedem Tage verminderte sich die Gesellschaft um einige Mitglieder, die den Ort der sie von den übrigen trennte, erreichten. Endlich sahen die Prinzessinn und ihre Brüder sich ganz allein, und bald betraten auch sie ihr Landhaus wieder.

Die Prinzessinn trug sogleich den redenden Vogel in den Saal, der an den Garten stieß, und bey dem ersten Laut, den man von ihm hörte, versammlte sich eine unendliche Menge von Nachtigallen, Lerchen, Drosseln, Dompfaffen, Stieglitzen, Finken und andern Vögeln des Landes, die seine Stimme mit den ihrigen begleiteten. Der Zweig erhielt seinen Platz im Garten in der Nähe des Hauses, und erhob sich in einer Nacht zu einem großen Baume, dessen harmoniereiche Blätter mit seinem Stammvater auf dem Zauberberge wetteiferten. Für das goldgelbe Wasser endlich ließ die Prinzessinn in der Mitte eines Blumenstücks ein großes und prachtvolles Marmorbecken anlegen, in welchem es sprudelnd aufschwoll, und als es den Rand erreichte, eine dicke strahlende Garbe bildete, die sich bis zu einer Höhe von zwanzig Fuß erhob, und ringsum gebogen in das Becken zurückstürzte, ohne daß auch nur ein Tropfen des Wassers überfloß.

Die drey Wunderdinge wurden bald durch das Gerücht in der Gegend weit umher bekannt, und da weder die Thür des Hauses, noch des Gartens für Jemand verschlossen war, so führte die Neugierde eine beständige Ebbe und Fluth von Menschen herbey.

Nach einigen Tagen der Erholung von den

Beschwerden der Reise begaben sich die Prinzen, die ganz ihre vorige Lebensart wieder anfingen, ihrer Gewohnheit gemäß auf die Jagd, und zwar nicht in ihr eigenes Lustgehölz, sondern in einen einige Meilen entfernten Wald. In eben diesem Walde jagte auch der Sultan von Persien, und die Prinzen, die seine Nähe an der Menge vornehmer Hofleute, von welchen er begleitet wurde, erkannten, zogen sich zurück, um ihm nicht zu begegnen. Aber zufällig schlugen sie den Weg ein, den er her kam, und der so enge war, daß sie weder ausweichen, noch umkehren konnten, und es blieb ihnen gerade noch Zeit, vom Pferde zu steigen, und sich vor dem Sultan mit der Stirn auf die Erde zu werfen.

Der Sultan, dessen Aufmerksamkeit die Kleidung und der prächtige Aufzug der fremden Jünglinge erregte, hielt still, und nachdem er ihnen aufzustehen befohlen, und einige Augenblicke ihre herrliche Gestalt und ihren edlen Anstand mit sichtbarer Bewunderung betrachtet hatte, fragte er sie, wer sie wären.

Gnädigster Herr! antwortete der Prinz Bahmann, unser Vater war der Aufseher der Gärten Deiner Majestät. Er starb vor einiger Zeit, und wir bewohnen das Landhaus, das er kurz vor seinem Tode bauen ließ, und das nach seiner

Absicht uns so lange zum Aufenthalt dienen sollte, bis wir die Jahre erreicht hätten, die uns erlaubten, Deiner Majestät unsere Dienste anzubieten.

Wie ich sehe, sprach der Sultan, seyd Ihr Liebhaber der Jagd.

Gnädigster Herr! antwortete der Prinz Bahmann, wie sollten wir eine Beschäftigung nicht lieben, durch die wir im Frieden allein uns tüchtig machen können, im Kriege die Waffen gegen Deine Feinde zu führen?

Bey diesen Gesinnungen, erwiederte der Sultan, dem die verständige Antwort des Prinzen ungemein gefiel, freue ich mich doppelt, ein Augenzeuge Deiner Geschicklichkeit zu seyn. Folge mir also, und wähle Dir das Wild, das Du jagen willst, nach Deinem Gefallen.

Die Prinzen ritten mit dem Sultan weiter, und bald sah man verschiedene aufgestörte wilde Thiere herbeystürzen. Der Prinz Bahmann wählte sich einen Löwen, und der Prinz Perwis einen Bären, und jeder traf seinen Feind so geschickt mit dem Wurfspieße, daß er durch und durchgebohrt auf der Stelle todt blieb. Ohne auszuruhen gingen sie von Neuem, mit Vertauschung der Rollen, der ältere Prinz auf einen Bären, und der jüngere auf einen Löwen los, und siegten eben so schnell und eben

so leicht, als das erste Mal. Schon wollten sie die dritte Probe ihrer gewandten Tapferkeit ablegen, als der Sultan sie zurück rufen ließ. Ich muß Euch Einhalt thun, sprach er, wenn ich nicht will, daß Ihr mir auf einmal meine ganze Jagd zerstört. Noch mehr aber liegt mir daran, daß Ihr ein Leben nicht zu sehr wagt, von welchem ich mir dereinst noch größere Dienste verspreche, als die Ausrottung der überflüssigen Löwen und Bären meines Reichs.

Die Prinzen hatten auf dieser Jagd sich die Gunst des Sultans Chosruschah in einem so hohen Grade erworben, daß er sie einlud ihm in seinen Pallast zu folgen.

Deine Majestät, antwortete der Prinz Bahmann, erzeigt uns eine Ehre, welcher wir uns nicht für würdig halten können, und die wir auch noch aus einem andern Grunde nicht annehmen dürfen.

Noch aus einem andern Grunde? fragte der Sultan. Und aus welchem?

Gnädigster Herr! erwiederte der Prinz, wir haben eine jüngere Schwester, und leben zusammen in einer solchen Eintracht, daß Nichts von dem Einzelnen geschieht, was nicht der Wille Aller ist. Kurz, wir sind zwar ein körperliches Drey, aber ein geistiges Eins.

Ich ehre in Euch einen Spiegel für alle

Geschwister, antwortete der Sultan. Geht also mit Eurer Schwester zu Rath, und sagt mir auf der morgenden Jagd Bescheid, ob sie mir das Glück Eurer Dienste gönnt, um das Ihr sie auch in meinem Namen bitten müßt.

Der Gedanke an eine Trennung von der geliebten Schwester war den Prinzen zu fremd, als daß er ihnen nicht während der Unterredung mit ihr, bey welcher sie ihr tausend Dinge zu sagen, und eben so viele von ihr zu hören hatten, nicht hätte aus dem Gedächtniß verschwinden sollen. Welche Verlegenheit daher für Beyde, als sie am folgenden Tage der Sultan mit der Frage empfing, ob sie mit ihrer Schwester gesprochen, und ihre Einwilligung erhalten hätten!

Gnädigster Herr! antwortete endlich Prinz Bahmann, nachdem er und sein Bruder einander einige Augenblicke mit stummem Erröthen angesehen hatten, die Ehre, die Deine Majestät uns zudachte, ist uns so neu und unerwartet, daß wir wohl Verzeihung verdienen, wenn sie uns zu Hause, während wir uns über die gewöhnlichen Gegenstände der Unterhaltung mit unserer Schwester besprachen, gleich einem angenehmen, aber flüchtigen Traum aus dem Gedächtniß entschlüpfte.

Ich muß mich also, sprach der Sultan

lächelnd, schon für heute noch gedulden, und hoffentlich bringt Ihr morgen desto angenehmere Bothschaft.

Auch am folgenden Tage mußten die Prinzen sich einer gleichen Vergeßlichkeit anklagen. Gnädigster Herr! antwortete Prinz Bahmann dem fragenden Sultan, daß wir auch dießmal den Befehl Deiner Majestät nicht ausrichteten, es kann nicht anders, es muß das Werk der Einwirkung eines uns übel wollenden Wesens seyn. Aber da wir seine Tücke schon zum zweyten Mal erfuhren, so hoffe ich, wird es uns desto gewisser gelingen, sie das dritte Mal zu vereiteln.

Du bist ungemein sinnreich, erwiederte der Sultan, die Untreue Deines Gedächtnisses zu entschuldigen. Man könnte vielleicht dem Uebel durch eine Kerbe, die man Dir ins Ohr schnitte, abhelfen. Aber ohne Zweifel, fuhr er fort, indem er drey goldene Kugeln aus seinem Beutel zog, und sie dem ältesten Prinzen zustellte, ohne Zweifel ist es Dir lieber, durch dieses glänzende Metall, welchem von jeher unter anderem auch die Kraft, das Gedächtniß zu stärken, beygewohnt hat, vor dem Vergessen bewahrt zu werden. Nimm also die drey Kugeln, und wenn sie Dir diesen Abend beym Auskleiden aus dem Gürtel fallen, so wird hoffentlich

weder ein gutes, noch ein böses Wesen Dich hindern können, meines Wunsches eingedenk zu seyn.

Schon hatten die Prinzen ihrer Schwester eine gute Nacht gewünscht, ohne ihr ein Wort von dem Sultan und seiner Einladung zu sagen, als dem ältesten die aus seinem Gürtel fallenden drey Kugeln seine dreymalige Nachlässigkeit vorwarfen. Nicht ohne innere Beschämung begab er sich im Augenblick in das Zimmer des Prinzen Perwis, und beyde eilten nach dem Gemach der Prinzessinn, die gerade im Begriff war, sich zu Bette zu legen.

Die zärtliche Schwester erschrack nicht wenig, als die Prinzen ihr erzählten, was ihnen mit dem Sultan begegnet war. Die Gnade des Sultans, sprach sie, die, wie ich hoffe, ein Glück für Euch ist, droht leider das meinige, das ich bisher nur in dem schönen Bunde fand, der uns seit unserer Geburt vereinigte, zu zerstören. Aus Liebe zu mir suchtet Ihr dem Wunsche des Sultans auszuweichen, und o möchte ich Euch beschreiben können, was mein Herz bey dieser Liebe empfindet! Aber was wird Euch, wenn Eure Ausflüchte erschöpft sind, am Ende übrig bleiben, als blinder Gehorsam? Oder was sind die Wünsche der Sultane sonst, als Befehle? So wenig Freude mir also auch

das Wohlgefallen macht, das der Sultan an Euch Beyden findet, so bin ich doch der Meinung, daß Ihr seine Einladung nicht ablehnen dürft. Doch wollen wir erst hören, was unser Vogel zu der Sache spricht. Er hat alle möglichen Eigenschaften eines guten Rathgebers, und versprach mir noch besonders, sich zu jeder Zeit als Freund in der Noth gegen mich zu bewähren.

Die Prinzessinn ließ sich den Käfich bringen, und fragte in Gegenwart der beyden Prinzen den Vogel, indem sie ihm die Sache, worüber sie seinen Rath verlangte, mit allen Umständen vortrug, was er glaube, daß sie zu thun hätten.

Ich wünsche Deinen Brüdern Glück zu der Einladung, antwortete der Vogel, und rathe ihnen, sie nicht nur anzunehmen, sondern auch es sich von dem Sultan zur Gnade auszubitten, daß er Euch in Eurem Hause besucht.

Aber Du weißt, Vogel! antwortete die Prinzessinn, wie sehr wir Geschwister uns lieben, und ich fürchte, die Dazwischenkunft des Sultans wird unserer Liebe nachtheilig seyn.

Im Gegentheil, antwortete der Vogel, diese Liebe wird, wenn Ihr meinem Rath folgt, noch gewinnen.

Aber, fuhr die Prinzessinn fort, kommt der

Sultan in unser Haus, so wird er mich sehen, und Du weißt ja, Vogel! wie wenig es sich für eine Jungfrau schickt, sich einem Manne zu zeigen.

Es ist durchaus nothwendig, erwiederte der Vogel, daß der Sultan Dich sieht, und Du darfst Dich in diesem Falle auf mein Wort über die gewöhnlichen Bedenklichkeiten hinwegsetzen.

Am folgenden Morgen begaben sich die Prinzen Bahmann und Perwis abermal auf die Jagd, und sobald der Sultan Gelegenheit fand, sie abzurufen, fragte er sie, ob die goldenen Erinnerungskugeln ihren Zweck erfüllt hätten.

Gnädigster Herr! antwortete Prinz Bahmann, Deine Majestät hat völlig über unsere Personen zu gebieten. Unsere Schwester bewilligte nicht nur sogleich Deine und unsere Wünsche, sondern tadelte uns auch, daß wir sie erst um Rath fragten, statt unsere Pflicht gegen Deine Majestät auf der Stelle zu erfüllen. Aber, gnädigster Herr! diese Schwester ist unserer Achtung so würdig, daß wir für den Beweis derselben, den wir auch in dieser wichtigen Sache schuldig zu seyn glaubten, gewiß die Verzeihung Deiner Majestät hoffen dürfen.

Statt Eure Zärtlichkeit zu mißbilligen, Ihr guten Kinder! antwortete der Sultan, finde ich

sie so lobenswürdig, daß ich sie selbst mit Euch theilen will.

Diese huldvolle Aeußerung rührte die beyden Brüder aufs innigste, und indem sie dem Sultan durch eine tiefe Verbeugung für seine Herablassung dankten, färbte zugleich das Erröthen der Bescheidenheit ihre glühenden Wangen.

Der Sultan kürzte für heute die Jagd ab, um sich mit den beyden Jünglingen, von welchen er vermuthete, daß ihr Geist ihrer Tapferkeit nicht nachstehen werde, desto ungestörter unterhalten zu können. Beym Rückwege nach der Stadt gab er seine Achtung gegen sie durch die von allen seinen Hofleuten beneidete Auszeichnung zu erkennen, daß sie ihm zur Seite reiten mußten.

Die Erscheinung der beyden Prinzen erregte bey dem Volke in der Residenz, durch dessen gedrängte Reihen der Sultan ritt, die größte Verwunderung. Sind die Beyden Einheimische, oder Fremdlinge? fragte Einer den Andern. Ach! wer sie auch sind, sprachen die Meisten, wer wünscht nicht beym Anblick der schönen und edel gebildeten Jünglinge, der Sultan hätte seine Unterthanen mit zwey Prinzen wie diese beschenkt? Und könnte er nicht Söhne ungefähr von eben diesem Alter haben, wenn seine Gemahlinn, die schon so lange im Kerker schmachtet,

in der Geburt nicht so unglücklich gewesen wäre?

Der Sultan führte die Prinzen sogleich in seine Prachtzimmer, deren Vorzüge von ihnen mit Verstand und ohne eitles Wortgepränge erhoben wurden. Man rief zur Tafel, wohin sie dem Sultan, trotz ihrer weigernden Demuth, folgen mußten.

Um die Prinzen, die während der Mahlzeit ein bescheidenes und ehrfurchtsvolles Stillschweigen beobachteten, zum Sprechen zu bringen, fing der Sultan, dem es weder an Geist, noch an Kenntnissen fehlte, eine Unterredung über verschiedene Gegenstände an, und jede Antwort seiner jungen Gäste brachte ihm eine höhere Meinung von ihrem Witz, ihrem Verstand und ihren Einsichten bey. Welche Gründlichkeit und welche Anmuth des Geists! sprach er bey sich selbst. Wahrlich, wären sie meine eigene Kinder, sie würden mir Nichts zu wünschen übrig lassen, so günstig ist der Erfolg, mit welchem die glücklichsten Talente eine Erziehung belohnten, die des Namens einer königlichen in der That würdig ist. Selbst nach der Tafel, die doch länger als gewöhnlich dauerte, wollte er sich das Vergnügen einer so angenehmen Unterhaltung nicht sogleich entziehen, und setzte sie daher noch in seinem Kabinett, wohin die Prinzen

ihm folgen mußten, fort. Ich kann Euch, meine edlen Jünglinge! sprach er zuletzt, nicht bergen, daß es das unerwartetste aller Ereignisse für mich ist, auf dem Lande und bey Kindern meiner Unterthanen eine Bildung anzutreffen, die man nur zu oft in meiner Residenz und in den höchsten Ständen vermißt.

Endlich brach der Sultan die lange Unterredung ab. Es ist Zeit, meine guten Jünglinge! sprach er, daß Ihr auch einige der Ergetzlichkeiten meines Hofs kennen lernt, und da die Musik es ist, die den Geist am meisten erheitert, so laßt uns sehen, was die Talente meiner Sänger und Sängerinnen und meiner übrigen Tonkünstler über den Eurigen vermögen.

Auf den Wink des Sultans vereinigte sich ein auserlesenes Chor von Stimmen und Instrumenten zu einem Concert, das die Prinzen, so sehr es auch der Musik des Wunderbaums nachstand, doch nach Verdienst zu preisen nicht umhin konnten. Dem Triumph der Tonkunst folgten die theils verwegenen, theils possirlichen Uebungen einer Gesellschaft der gewandtesten Gaukler, und zuletzt versöhnte die edlere Tanzkunst durch einige ihrer würdigsten Priester und Priesterinnen die Zuschauer mit der minder geachteten Halbschwester.

Gegen Abend warfen die Prinzen sich dem

Sultan zu Füßen, und bathen, indem sie ihm für seine Gnade dankten, um die Erlaubniß, nach Hause zu gehen.

Geht in Frieden, sprach der Sultan, aber erinnert Euch, wie gern Ihr in meinem Pallaste gesehen seyd, wohin ich Euch, nicht ohne Bedeutung, den Weg selbst gezeigt habe.

Ehe sie sich aus dem Saale zurückgezogen, glaubte Prinz Bahmann dem Sultan noch den Wunsch vortragen zu müssen, ihr Haus durch seine Gegenwart geehrt zu sehen. Gnädigster Herr! sprach er, die Huld Deiner Majestät gegen uns ist zu groß, als daß wir Dir den sehnlichsten unserer Wünsche, so kühn er auch ist, nicht offenbaren sollten. Erlaube uns, Dir in unserem Hause, seys auch nur einen Augenblick, wenn die Jagd Dich wieder an ihm vorbeyführt, unsere Ehrfurcht zu bezeugen. Der Ort ist keineswegs Deiner Majestät würdig. Aber auf welche Weise werden die Erdengötter den himmlischen am ähnlichsten, als durch die Herablassung, mit welcher sie zuweilen auch eine niedrige Hütte nicht verschmähen?

Ein Haus, antwortete der Sultan, das solche Herren hat, wie Ihr, läßt Alles, was schön und anständig ist, erwarten. Es ist mein eigener Wunsch, es zu sehen, und Ihr und Eure Schwester, die gewiß solcher Brüder würdig

ist, sollt mich bewirthen. Und zwar verlangt mich so sehr nach diesem Vergnügen, daß ich meinen Besuch nicht länger, als bis übermorgen aufschieben will. An der Stelle, wo ich Euch zum erstenmal sah, erwartet mich also an diesem Tage, um mir den Weg zu zeigen.

Die Prinzen Bahmann und Perwis ermangelten nicht, ihrer Schwester den Besuch des Sultans anzukündigen. Wir haben also, sprach sie, keine Zeit zu verlieren, und müssen sogleich Anstalten zur standesmäßigen Bewirthung eines so hohen Gasts treffen. Der redende Vogel wird uns ohne Zweifel auch hier mit seinem guten Rathe dienen, und vielleicht weiß er uns sogar die Lieblingsgerichte des Sultans zu nennen.

Lieber Vogel! sprach die Prinzessinn, als man ihn ihr mit dem Käfich brachte, der Sultan wird übermorgen bey uns speisen, und wir wünschten gern von Dir zu erfahren, wie wir ihn am schicklichsten bewirthen können.

Meine gute Gebieterinn! erwiederte der Vogel, Deine Köche sind aus einer so trefflichen Schule, daß Du auch bey dieser Gelegenheit Dich ohne meinen Rath sicher auf sie verlassen kannst. Nur befiehl ihnen für ein Gericht mit Perlen gefüllter Gurken zu sorgen, das dem Sultan zuerst vorgesetzt werden muß.

Mit Perlen gefüllte Gurken! rief die Prinzessinn Parizade außer Fassung. Treibst Du Deinen Spaß mit mir, oder werden die Vögel auch toll? Im Ernst, Du kannst unmöglich bey Sinnen seyn. Seitdem man Gurken in die Erde pflanzt, und Perlen aus dem Meere fischt, hat man sie noch nicht zu einem Gerichte vereinigt. Und was wird der Sultan zu der abenteuerlichen Bewirthung sagen, wenn wir ihm statt der eßbaren Auster die ungenießbare Perle vorsetzen? Woher soll ich endlich so viele Perlen nehmen, als man braucht, um eine ganze Schüssel mit Gurken zu füllen?

Gebieterinn! versetzte der Vogel, warum in aller Welt verlangst Du meinen Rath, wenn Du stets hundert Einwendungen dagegen vorzubringen hast? Verstehst Du Deinen Vortheil, so beobachte ohne Widerrede, was ich Dir sage. Du fragst, woher Du die vielen Perlen zu dem Gurkengericht nehmen sollst? Unter dem ersten Baume Deines Lustgehölzes zur rechten Hand wirst Du mehr finden, als Du brauchst.

Die Prinzessinn wagte nicht, sich in einen längern Streit mit dem Vogel einzulassen, und begab sich am folgenden Morgen mit dem Gärtner, den sie noch am Abend zuvor bestellt hatte, an den bestimmten Ort des Gartens. Auf ihren Befehl fing dieser an zu graben, und bald

machte er sie auf ein goldenes, etwa einen Fuß im Viereck großes Kästchen aufmerksam, das aus der Erde hervorschimmerte. Gut, sprach sie, gerade dieses Kästchen suche ich. Grabe nur weiter, aber nimm Dich in acht, daß Dein plumpes Eisen das edle Gold nicht beschädigt.

Der Gärtner hob endlich das Kästchen aus der Grube hervor, und die Prinzessinn, die es, da es nur mit kleinen zierlichen Häckchen verschlossen war, sogleich öffnete, freute sich nicht wenig, als sie es mit Perlen angefüllt fand, die außerordentlich gleich, und für den bestimmten Gebrauch weder zu groß, noch zu klein waren.

Mit dem gefundenen Schatz unter dem Arme flog sie in fröhlicher Eile nach dem Hause zurück, und traf in der Mitte des Gartens mit ihren Brüdern, die ihr entgegen gegangen waren, zusammen. Guten Morgen, liebe Schwester! sprachen sie, Du wagst Dich fast zu früh in den Garten. Die Morgenluft wird Deinen Wangen verderbliche Küsse geben, und der perlende Thau auf dem Grase, so schön er ist, kann Dir leicht ein Fieber zurücklassen. Aber was trägst Du hier? Du hattest Nichts unter dem Arme, als wir Dich mit dem Gärtner nach dem Lustgehölze gehen sahen, und jetzt kommst Du mit einem goldenen Kästchen zurück.

Vermuthlich hat der Gärtner den Schatz gefunden, und ihn Dir überliefert?

Umgekehrt, meine lieben Brüder! antwortete die Prinzessinn, indem sie mit vergnügter Miene ihr Kästchen betrachtete, Eure Schwester hat den Schatz entdeckt, und der Gärtner hat mir bloß seinen Arm und seinen Spaten geliehen. Aber, fuhr sie fort, seht erst, was in dem Kästchen ist, wenn Ihr große Augen machen wollt.

Die Prinzessinn öffnete den Deckel, und die Prinzen sahen mit Erstaunen das Kästchen mit Perlen gefüllt, die, trotz ihrer nur mittelmäßigen Größe doch durch ihre Menge und durch ihre Vollkommenheit einen hohen Werth hatten. Welch ein Schatz, liebe Schwester! riefen sie aus. Laß uns doch wissen, durch welch ein Wunder er in Deine Gewalt gerieth!

Ihr sollt Alles erfahren, erwiederte die Prinzessinn. Folgt mir nur, wenn Ihr sonst Nichts zu thun habt.

Die Prinzessinn kehrte in Gesellschaft ihrer Brüder nach dem Hause zurück, und nachdem sich alle drey die Köpfe über den sonderbaren Rath des Vogels, dem Sultan mit Perlen gefüllte Gurken vorzusetzen die Köpfe zerbrochen hatten, wurden sie einig, daß das Geheimniß

nicht zu ergründen sey, daß aber der Rath aufs Pünctlichste befolgt werden müsse.

Die Prinzessinn ließ, als sie ins Haus zurück kam, sogleich den Küchenmeister rufen. Du mußt, sprach sie, nachdem sie die Mahlzeit, mit welcher sie den Sultan zu bewirthen gedachte, bestellt hatte, noch ein besonderes Gericht, nämlich eine Schüssel mit Perlen gefüllter Gurken, eigenhändig für den Sultan bereiten. Die Perlen, fuhr sie fort, indem sie das goldene Kästchen öffnete, sind hier, und Du mußt sehen, wie Du damit auskommst.

Der Küchenmeister, der in seinem Leben noch nie Perlen für die Küche benutzt hatte, fuhr drey Schritte zurück, als er den unerhörten Befehl vernahm, und ließ wenigstens seine Mienen sich durch starke Zweifel an dem Verstande seiner gebietenden Dame versündigen.

Du erstaunst über die neue Probe Deiner Kunst, die ich von Dir fordere, sprach die Prinzessinn, als sie seine Verlegenheit bemerkte. Freilich bist Du wohl der Erste, der mit Perlen gefüllte Gurken für die Tafel bereitet. Aber was ist ehrenvoller, als bey irgend einem Unternehmen der Erste zu seyn? Kurz, Du mußt den Auftrag ausrichten, und ich hoffe, Du wirst Dich mit Verstand aus der Sache ziehen. Nimm also die Perlen, und Deiner Ehrlichkeit brauche

ich wohl nicht zu sagen, was Du mit dem Rest, den Du nicht für die Gurken verwendest, anzufangen hast.

Der Küchenmeister ging kopfschüttelnd mit dem Kästchen davon, und nach Bestellung der Küche gab die Prinzessinn Befehl, daß Alles im Hause und im Garten zum würdigen Empfange des Sultans aufs Beste und sorgfältigste geordnet würde.

Am folgenden Morgen trafen die beyden Prinzen noch vor dem Sultan an dem bestimmten Orte der Jagd ein. Als die drückende Hitze den Sultan erinnerte, das gastfreundliche Dach seiner beyden jungen Begleiter zu suchen, ritt Prinz Perwis voran, um ihm den Weg zu zeigen, während Prinz Bahmann ihm zur Seite blieb. Prinz Perwis spornte, als er das Haus zu Gesicht bekam, sein Pferd, um seiner Schwester die Ankunft des Sultans zu melden. Allein diese hatte die Nachricht schon früher durch ihre ausgestellten Leute erhalten, und der Bruder fand sie also vollkommen bereit, den hohen Gast zu empfangen.

Der Sultan ritt in den Hof, und im Augenblick, da er vor der Pforte der Wohnung vom Pferde stieg, warf sich die Prinzessinn Parizade vor ihm nieder. Der Monarch, als er von den Prinzen Bahmann und Perwis

vernahm, die Dame, die er zu seinen Füßen sehe, sey ihre Schwester, bückte sich sogleich, um sie aufzuheben. Lange stand er sprachlos vor der Jungfrau, die durch ihre hohe Schönheit, und durch eine Gestalt, die keiner Krone bedurfte, um ihre Königswürde anzukündigen, ihm selbst die Ehrfurcht abnöthigte, mit welcher sie ihn empfing, und die er von Jedem zu empfangen gewohnt war.

Nur eine solche Schwester kann solche Brüder haben, sprach er endlich. Wahrlich, ich tadle Euch nicht, Ihr beyden Jünglinge! wenn Ihr von ihren Lippen alle Eure Lebensregeln empfangt. Und mit welchen Erwartungen betrete ich ein Haus, in welchem eine Schutzgöttinn wie diese waltet!

Gnädigster Herr! antwortete die Prinzessinn, es ist bloß eine ländliche Hütte, in welche die huldvollste Herablassung den größten aller Monarchen führt. Eine andere würde sich auch für drey jugendliche Einsiedler nicht schicken, von welchen die Pracht der großen Welt, sammt ihren Sitten, kaum dem Namen nach gekannt wird.

Dein Haus, meine Schöne, erwiederte der Sultan, mag eine Hütte, oder ein Pallast seyn, immer wird es den Geist seiner Besitzerinn verrathen, und gewiß wird auch über seine Pracht

meine Unbefangenheit ein anderes Urtheil fällen, als Deine Bescheidenheit. Kurz da ich schon beym ersten Anblick der Dinge um mich her eine verdächtige Richterinn in Dir erkenne, so muß ich nothwendig selbst prüfen, und bin bereit, mich Deiner Führung zu überlassen.

Die Prinzessinn führte den Sultan durch alle Zimmer des Hauses, mit Ausnahme des Saals. Er betrachtete jedes mit großer Aufmerksamkeit, und ließ bey keinem die eigenthümliche Schönheit, durch welche es sich von den übrigen unterschied, außer Acht. Ich muß gestehen, meine Schöne! sprach er endlich, nachdem er das letzte gesehen hatte, zu der Prinzessinn, eine Hütte, wie die Deinige, ist mir noch nicht vorgekommen. In der That, die stolzesten Bewohner der Stadt würden sich gern in Hirten und Bauern verwandeln, wenn sie zugleich ihre Häuser mit solchen Hütten vertauschen dürften. Ohne Zweifel wird der Garten, den ich mir jetzt zu zeigen bitte, nicht besser und nicht schlechter seyn, als das Haus ihn erwarten läßt.

Die Prinzessinn öffnete die Thür, die in den Garten führte, und plötzlich sah der Sultan sich durch das springende goldgelbe Wasser überrascht. Ists möglich, rief er aus, täuscht mich mein Gesicht, oder ist es wirklich Wein von der schönsten Goldfarbe, den ich dort aus

jenem prachtvollen Marmorbecken sich erheben, und in majestätischen Strahlen wieder niederstürzen sehe? Wahrlich, hier ist weder Natur, noch Kunst, ein Wunder ist es, was sich meinen Blicken darstellt.

Der Sultan verlangte den Brunnen in der Nähe zu sehen, und die Prinzessinn führte ihn an dem musicirenden Baume vorbey. Eine neue Veranlassung zum Erstaunen für ihn! Lange suchten seine Augen die Tonkünstler, die ihn durch eine ihm eben so fremde, als vollkommene Harmonie überraschten. Schöne Dame! sprach er, laß mich wissen, schweben die Töne, die mein Ohr entzücken, von der Luft herab, oder entsteigen sie der Erde? Und warum verbergen sich diese Meister, die so gerechte Ursache haben, auf ihre Kunst stolz zu seyn, warum verbergen sie sich dem dankbar bewundernden Hörer?

Gnädigster Herr! antwortete die Prinzessinn lächelnd, der Tonkünstler, welcher das Glück hat, den Beyfall Deiner Majestät zu erhalten, kann das ihm so schmeichelhafte Lob so wenig hören, als die Harmonie, mit welcher er Andere entzückt. Der Urheber der Töne, die den Garten erfüllen, ist Niemand, als der Baum, den Du vor Dir siehst. Und doch, als ob er es wüßte, von wem er gehört wird, scheint er

jetzt seine ganze Kunst aufzubieten, um sich selbst zu übertreffen, und nie hörte ich von ihm ein so bezauberndes Wechseln von majestätischen und schmeichelnden, von ernsten und tändelnden, von fröhlichen und wehmüthigen, von rauschenden und sanften, von erhabenen und schmelzenden Accorden, als in diesem Augenblicke.

Der völlig bezauberte Sultan trat näher, und betrachtete den Baum mit immer neuem Erstaunen. Ich sehe, sprach er endlich zur Prinzessinn, ich sehe den Baum; ich höre seine Musik. Aber kann ich glauben, was ich sehe und höre? O ich bitte Dich, erkläre mir das Wunder! Welche Fee hat Dich mit dem Baume beschenkt, der selbst in den Zaubermährchen seinesgleichen nicht hat?

Gnädigster Herr! erwiederte die Prinzessinn, ich verdanke den Baum, der freylich nicht unter die alltäglichen Bäume gehört, und hier zu Lande gar nicht wächst, allerdings einem Wunder. Aber seine Geschichte, die mit dem goldgelben Wasser und mit dem redenden Vogel, den Deine Majestät nachher sehen wird, zusammenhängt, ist etwas weitläuftig, und Deine Majestät wird mir daher erlauben, Dich nicht hier, wo Dir die Sonnenhitze beschwerlich fällt, sondern im Hause, während Du von der Ermüdung der Jagd ausruhest, mit ihr zu unterhalten.

Meine Schöne! antwortete der Sultan, Deine Gesellschaft und mein Erstaunen über die Wunder, die ich sehe, lassen mich weder Müdigkeit noch Hitze empfinden. Aber ich darf nicht vergessen, daß eine so zarte Dame wie Du sich schon zu lange den sengenden Sonnenstrahlen preis gegeben hat, und wenn es Dir also gefällt, so betrachten wir noch das goldgelbe Wasser, um desto eher zu dem redenden Vogel zu kommen, den ich zu sehen und zu hören, beynahe vor Begierde sterbe.

Mit doppeltem Erstaunen betrachtete der Sultan jetzt, da er ihm nahe war, das goldgelbe Wasser, dessen herrliche Strahlen zu einer ungeheuren Garbe vereinigt in die Luft stiegen, und indem sie oben zu einer runden Form sich vereinigten, mit abgewandten Bogen in das marmorne Becken zurückfielen.

Meine Schöne! sprach endlich der Sultan, da, wie Du sagst, dieses Wasser keine Quelle hat, und auch nicht unter der Erde hieher geleitet wird, so denke ich ist es wohl eben so wenig als, der harmonische Baum, hier im Lande zu Hause.

Zum Beweise, antwortete die Prinzessinn, daß ich die Wahrheit sage, bitte ich Deine Majestät, dieses Becken zu betrachten. Es ist aus Einem Stücke, und das Wasser kann also nirgends durchfließen. Was aber Deiner Majestät vielleicht noch unglaublicher scheint, ist der Umstand, daß diese gewaltige Wassermasse, die in ein Bett geleitet einen kleinen Strom bilden würde, so unbedeutend war, daß sie in einer Flasche Raum hatte, aus welcher ich sie in das Becken goß.

In der That, sprach endlich der Sultan zur Prinzessinn, nachdem er die Seltenheit lange genug betrachtet hatte, man fühlt sich hier bey jedem Schritte festgezaubert, und wird nur durch ein neues Wunder dem alten entführt. Ich würde schwerlich von diesem außerordentlichen Anblick mich jetzt schon losreißen können, wenn nicht Dein redender Vogel, der, wie ich vermuthe, mehr als ein gewöhnlicher Papagay ist, meine Erwartung aufs Höchste spannte.

Der Sultan, mit welchem die Prinzessinn jetzt dem Saale sich näherte, sah die Bäume in diesem Theile des Gartens mit einer zahllosen Schaar von Vögeln bedeckt, deren mannigfaltiger Gesang das Ohr zugleich entzückte und betäubte. Unbegreiflich! sprach der Monarch, auf den übrigen Bäumen des Gartens schien das Vogelgeschlecht beynahe ganz ausgestorben, und hier glaubt man sich in einer Welt zu befinden, die beynahe ganz aus gefiederten Sängern besteht.

Gnädigster Herr! erwiederte die Prinzessinn, der redende Vogel, den selbst die gefiederte Virtuosinn, die Nachtigall, für ihren Meister erkennt, lockt durch seinen Zaubergesang alle geflügelten Sänger der ganzen Gegend, als ihr Apollo, in seine Nähe.

Der Sultan trat in den Saal, und der Vogel setzte, ohne daß er den Monarchen zu bemerken schien, seinen Gesang fort. Aber die Prinzessinn verwies ihm auf der Stelle diese Unschicklichkeit. Sclave! sprach sie, was soll ich von Dir denken? Siehst Du den Sultan nicht? Unverzüglich höre auf zu singen, um Seiner Majestät Deine Ehrfurcht zu bezeugen.

Der Vogel gehorchte. Heil Dir, Chosruschah! rief er, Heil Dir, Beherrscher von Persien! Lange lebe Du selbst, und ewig Dein Name in den Jahrbüchern Deines Reichs!

Der Sultan hörte diesen Gruß mit besonderem Vergnügen. Ich danke Dir, Vogel! sprach er, indem er sich an die nahe bey dem Fenster desselben gedeckte Tafel niederließ, ich danke Dir, und ernenne Dich zugleich zum Sultan der persischen Vögel.

Der Sultan sah die Schüssel mit Gurken die sein Lieblingsgericht waren, und legte sich selbst eine vor. Darf ich meinen Augen trauen? rief er, als beym Aufschneiden ihm die Perlen entgegen rollten. Perlen in einer Gurke! O sprecht, wie soll ich mir das Wunder erklären?

Das Räthsel, rief der Vogel, ohne den Prinzen und der Prinzessinn Zeit zur Antwort zu lassen, will ich Deiner Majestät auflösen, wenn Du mir nur erlaubst, einen Augenblick kein Schmeichler zu seyn. Es ist um kein Haar seltsamer, daß man Perlen in einer Gurke findet, als daß eine Frau erst eine Mißgeburt mit dem Kopf eines Hundes, zum zweyten Mal eine mit dem Kopf eines Katers, und zum dritten Mal gar ein Stück Holz zur Welt bringt. Ueber die Perlen in der Gurke wunderst Du Dich, und forschest nach der Ursache, aber das Mährchen von den drey Mißgeburten der Sultaninn nahm Deine Majestät auf Treue und Glauben an. Verstehst Du nun, was die seltsame Speise Dich lehren soll?

Wie könnte ich, antwortete der Sultan, an einer Begebenheit zweifeln, welche mir von den Hebammen der Sultaninn, ihren

eigenen Schwestern, mit Thränen hinterbracht wurde?

Gerade, erwiederte der Vogel, weil diese Weiber Schwestern der Sultaninn waren, hätte Deine Majestät ihnen nicht glauben sollen. Kann die Gemahlinn eines Sultans tödtlichere Feindinnen haben, als ihre Schwestern, wenn diese an den Bäcker und den Koch ihres Gemahls sich verheirathet sehen müssen? Der Neid, mit Einem Wort, verleitete diese Weiber, die Leichtgläubigkeit Deiner Majestät zum Verderben Deiner Gemahlinn zu mißbrauchen. Gib nur Befehl, daß man ihnen mit einigen scharfen Fragen zusetzt, und sie werden es bald müde werden, ihr Verbrechen zu läugnen. Deine Kinder, die von den beyden Tiegern in Weibergestalt ausgesetzt, und von dem Aufseher Deiner Gärten gerettet wurden, sind diese drey Geschwister, deren Gast Du in dem gegenwärtigen Augenblicke bist.

O Vogel! aus welchem eine höhere Stimme spricht, rief der Sultan, was Du mir jetzt sagst, sagte mir beym ersten Anblick dieser drey edlen Geschöpfe mein Herz, das ich jetzt erst verstehe, uud wie leicht wird es mir also Dir zu glauben, daß ich der glücklichste, wenn gleich der schuldvollste aller Väter bin! Könnt Ihr verzeihen, könnt Ihr mich lieben, theure Jünglinge, und Du, Zierde der Jungfrauen, o so kommt an dieses reuevolle Herz, kommt, und laßt mich den süßesten Namen hören, und den süßesten aussprechen. Kinder, Kinder, umarmt den Vater! Brüder, umarmt Euch, umarmt Eure Schwester! Schwester, umarme Deine Brüder! Umarmt Euch nicht mehr als die Kinder

des Aufsehers meiner Gärten, umarmt Euch als meine Kinder, als Nachkömmlinge der persischen Könige, deren Ruhm Ihr bis in die fernsten Zeiten fortzupflanzen bestimmt seyd.

Nach tausend Umarmungen und nach tausend Aeußerungen des höchstens Entzückens vollendeten Vater und Kinder ihre Mahlzeit, und der nämliche Tisch sah diese mit jenem durch das zärtlichste Band vereinigt, an welchen sie sich als gegenseitige Fremdlinge niedergesetzt hatten. Kinder! sprach der Sultan, Ihr kennt jetzt Euren Vater, morgen sollt Ihr Eure Mutter, ach! Eure von einem zu leichtgläubigen Gemahl schwer mißhandelte Mutter sollt Ihr sehen.

Der Sultan eilte aufs schleunigste nach der Hauptstadt zurück, und kaum war er vom Pferde gestiegen, als er den Großvezier rufen ließ, und ihm befahl, den Schwestern der Sultaninn den Proceß zu machen.

Die beyden, der Erbarmung eben so wenig fähigen, als würdigen Ungeheuer wurden eingezogen, und nachdem die Folter ihnen das Bekenntniß ihres aufs wunderbarste entdeckten Verbrechens ausgepreßt hatte, befreyte der rächende Arm der Gerechtigkeit noch in der nämlichen Stunde die Erde von ihnen.

Zu gleicher Zeit begab sich der Sultan Chosruschah in Begleitung seines ganzen Hofs zu Fuße nach der Pforte der großen Moschee, und führte die Sultaninn selbst aus dem dunkeln Kerker, in welchem die schwärzeste Bosheit und die schwächste Leichtgläubigkeit sie eine Reihe schreckenvoller Jahre für ein nicht begangenes Verbrechen hatten büßen lassen.

Meine theure Sultaninn! sprach der Sultan,

indem er das blasse Bild der sanftesten Duldung mit Thränen an sein Herz drückte, ich kann nicht sagen vergib mir! Wie könnte ich von Dir Verzeihung für ein Unrecht fordern, das ich mir selbst nie vergeben werde? Aber glaube an meine Reue, und laß mich den Himmel bitten, Dir jede Thräne des Kummers mit Millionen, welche die Freude Dich vergießen läßt, zu vergelten! Oder bist Du ein zu himmlisches Wesen, um selbst dem grausamsten aller Beleidiger zu grollen? O wohl mir, wohl mir! Du verzeihst mir um zweyer edlen Söhne, und einer reitzenden, Dir gleichenden Tochter willen, die ich Deinen Armen zuführen werde.

Eine zahllose Volksmenge, die bey dem schnell verbreiteten Gerücht von der glücklichen Entdeckung herbeyströmte, war Zeuge von dieser Scene, und ein allgemeiner Jubel bereitete der siegenden Unschuld den herrlichsten Triumph.

Am folgenden Morgen begab sich der Sultan mit seiner Gemahlinn, die ihre Trauerkleider mit dem königlichen Schmuck vertauscht hatte, nach dem Landsitz ihrer Kinder. Hier, meine Theure! sprach der Sultan beym Eintritt in den Saal, zu seiner Gemahlinn, hier siehst Du unsere Kinder, die Du längst geboren hast, wenn gleich erst der heutige Tag Dich zur Mutter von ihnen macht. Aber die unglücklichste Mutter wird die glücklichste, indem sie Kinder in ihre Arme schließt, die selbst eine Mutter nicht zu viel lieben kann.

Man ging zur Tafel, und nach der prächtigen Mahlzeit, welcher der ganze Hof anwohnte, führte der Sultan seine Gemahlinn in den Garten, um ihr den harmonischen Baum und den

Springbrunnen mit dem goldgelben Wasser zu zeigen. Den redenden Vogel, welchem sie so viel Dank schuldig war, hatte sie schon während der Mahlzeit gesehen, und sich von dem Sultan seine Geschichte und seine Verdienste erzählen lassen.

Der Sultan fand, daß es Zeit zum Aufbruch sey, und stieg zu Pferde. Zur Rechten ritt ihm der Prinz Bahmann, zur Linken der Prinz Perwis, hinter ihm die Sultaninn, und zu ihrer Linken die Prinzessinn Parizade. In dieser Ordnung nahmen sie in der Mitte der Hofbedienten, die ihrem Range gemäß einander folgten, ihren Rückweg nach der Hauptstadt. Beym Anblick der Sultaninn hätte das Jubelgeschrey der ihnen entgegenströmenden Menschenfluth selbst den Donner des Himmels übertäubt. Nichts desto weniger ließ der redende Vogel, welchen die Prinzessinn Parizade in seinem Käfich vor sich auf dem Pferde trug, zur Feyer des Einzugs unaufhörlich seine helle Stimme ertönen, und welch ein Anblick für das Volk, als es alle Vögel der Gegend, indem sie die Bäume des Felds und die Dächer der Häuser umflatterten, und seinen Gesang nebenbuhlerisch begleiteten, ihm folgen sah! Eine prachtvolle Beleuchtung der Stadt beschloß den Abend, und eine ganze Reihe von Festtagen mußte eine der denkwürdigsten Begebenheiten verherrlichen, welche die Jahrbücher von Persien der Nachwelt aufbewahrt haben.

II.

Das Gastmahl.

Schakabak, ein armer Mann in Bagdad, der vom Almosen lebte, sah durch die offene Pforte eines prächtigen Pallasts eine Menge reich gekleideter Diener in dem geräumigen Hofe versammelt, und beschloß sogleich nach seiner Gewohnheit, sich einen Mäcen unter ihnen zu suchen.

Mein hochzuverehrender Herr! redete er den ersten, der ihm in den Weg lief an, wolltest Du nicht die Gnade haben, mir zu sagen, wer der Herr dieses Pallasts ist?

Welch ein Fremdling, antwortete der Diener, bist Du in Bagdad, daß Dir nicht Alles, was Du hier wahrnimmst, den Herrn des Hauses verräth, der ein Barmezide ist?

Schakabak, der längst wußte, daß in dem edlen Geschlechte der Barmeziden von jeher Großmuth und Freygebigkeit einheimisch waren, war dennoch zu bescheiden, diese Tugenden bey dem Herrn des Pallasts unmittelbar in Anspruch zu nehmen, und begnügte sich daher, die Pförtner, deren bey der Weitläuftigkeit des Pallasts mehrere waren, zu Vertrauten seiner Noth zu machen.

Wenn Du ein Almosen verlangst, antwortete ihm einer derselben, so gehe, um Dich an meinen Herrn selbst zu wenden. Er versagt keinem Unglücklichen den Zutritt, und läßt keinen ungetröstet von sich.

Schakabak hatte einen langen Weg zurück-

zulegen, ehe er von den vielen Gebäuden, die zum Pallast gehörten, dasjenige erreichte, das von dem erhabenen Eigenthümer selbst bewohnt wurde. Es war ein vortrefflich gebautes Viereck, und seine Annehmlichkeiten wurden durch einen Vorplatz und einen prächtigen Garten erhöht, in welchem man sogar den Gängen durch vielfarbige Kiesel das Ansehen von Blumenbeeten gegeben hatte. Die Zimmer befanden sich auf ebener Erde, und waren statt der Thüren mit Vorhängen versehen, die, wenn man der Abendkühle genießen wollte, aufgezogen wurden.

In einem mit den schönsten Gemählden und mit geschlagenem Gold und Azur aufs reichste geschmückten Saale fand er auf einem Sopha einen Greis, dessen langer weißer Bart eben so viel Ehrfurcht, als seine gutherzige Miene Liebe und Vertrauen einflößte.

Der Alte hieß ihn aufs freundlichste willkommen, und Schakabak, der in ihm sogleich den Herrn des Hauses vermuthete, bath ihn auf seine Frage, was er begehre, mit dem kläglichsten Gesicht, das er in seiner Gewalt hatte, um ein Almosen.

Der Barmezide fuhr mit scheinbarem Erstaunen nach seinem Kleid, als ob er es aus Verzweiflung zerreißen wollte. Ich Unglücklicher! rief er, in Bagdad, in der Stadt, wo ich lebe, gibt es noch einen Menschen, der Hülfe bey Andern suchen muß? Aber dem Himmel sey Dank, daß Du mir Dich und Dein Elend wenigstens jetzt noch vor Augen stellst. Wie man eine Hand umwendet, sollst Du weder Hunger noch Durst mehr empfinden, und Dich keines Lochs in Deinem Mantel mehr zu schämen haben.

Schakabak erwartete nach diesem Eingang ein Geschenk, das ihn für immer aller Sorgen für seinen Unterhalt überhob, und überschüttete den großmüthigen Geber zum voraus mit tausend Segenswünschen.

Kurz und gut, fuhr der Barmezide fort, der Himmel hat es Dir eingegeben, Dich an mich zu wenden. Weder Du, noch ein Anderer soll mir nachsagen, daß ich einen Mann, wie Dich, ohne Hülfe von mir gelassen habe.

Da Schakabak, der heute noch Nichts gegessen hatte, sich vom Hunger fürchterlich gequält fühlte, so ergriff er die erste Gelegenheit, dem Barmeziden zu bedeuten, daß in diesem Augenblicke sein Magen die nächsten Ansprüche an seine Wohlthätigkeit mache.

Ists möglich? rief der Barmezide, wie außer sich, Du hast heute noch Nichts gegessen bis auf diese Stunde noch Nichts? In der That, heute noch Nichts gegessen, und vermuthlich gestern nicht viel mehr als Nichts, welcher Mensch kann ein solches Fasten aushalten? Aber ich wette, Du hast mich zum Besten. Die Sache ist gar zu unglaublich.

Schakabak wiederhohlte seine Versicherung, und der Barmezide stellte sich, als wollte er verzweifeln. Ich bin, sprach er, in der größten Angst. Was würden die Leute sagen, wenn sie hörten, in meinem Hause, in welchem täglich zehn Lämmer, zwanzig Kälber, und unzählige Hühner, Gänse und Schnepfen verzehrt werden, sey ein Armer Hungers gestorben. Holla! rief er mit lauter Stimme, holla Bursch! bringe uns ein Becken mit Wasser zum Hände waschen!

Es ließ kein Mensch sich sehen. Aber dennoch rieb der Barmezide sich die Hände, als ob Jemand ihm Wasser darauf gegossen hätte. Komm doch her, sprach er zu seinem Gast, und wasche Dich ebenfalls!

Der alte Herr Barmezide ist, trotz seiner eisgrauen Haare, und trotz seiner drey Ellen schneeweißen Barts, ein Spaßvogel, dachte Schakabak, und da er längst wußte, daß man bey den Reichen, wenn man Ansprüche auf ihre Wohlthätigkeit machen will, Scherz verstehen muß, so ermangelte er nicht, sich in die Wette mit seinem Wirth die trockenen Hände zu waschen.

Jetzt tragt das Essen auf, Ihr Sclaven! rief der Barmezide nach der Ceremonie des Waschens. Hurtig, hurtig, Ihr Trägen! Laßt uns nicht lange warten!

Nun, kommt Ihr doch endlich? sprach er nach einigen Augenblicken, als — Niemand erschien. Wißt Ihr nicht, daß der ehrliche Mann hier heute noch keinen Bissen gegessen hat? Mit diesen Worten langte er in die Schüssel, die nicht da war, und hatte seinen Magen zum Besten, indem er die Rolle eines Essenden spielte.

Nun, sprach er zu seinem Gast, muß man Dich, trotz Deinem Hunger, erst noch zum Essen nöthigen? Sey doch kein Kostverächter! Oder gib wenigstens mir die Schuld nicht, wenn Du ungesättigt von meinem Tisch aufstehst.

Ich bitte um Verzeihung, mein gütiger Herr! erwiederte Schakabak, indem er eben so gierig, als der Barmezide, Luft kaute. Du siehst ja, daß ich mich nicht säume, und wie unvergleichlich es mir schmeckt.

Wie findest Du dieses Brot? fragte der Barmezide.

Es ist das erste seiner Art, das ich in meinem Leben gegessen habe, antwortete Schakabak. Erlaubt doch, daß ich mir noch ein Stück abschneide.

Es freut mich, sprach der Barmezide, daß das Brot Deinen Beyfall hat. Dafür ist es aber auch von einer Bäckerinn gebacken, für die ich fünfhundert Goldstücke bezahlte.

Bringt uns eine neue Schüssel! rief er jetzt. Nun, sprach er, mein wackerer Freund! würdige auch dieses Gericht Deiner Prüfung, und bekenne, daß Du nie besseres Hammelfleisch mit Graupen gegessen hast.

Herr! antwortete Schakabak, ich hätte weder das Hammelfleisch, noch die Graupen erkannt, wenn Du sie mir nicht genannt hättest, so künstlich wußte der Koch den natürlichen Geschmack von beyden zu verstecken.

Laß uns sehen, sprach der Barmezide, ob er bey dieser Gans, mit ihrer Brühe von Weinessig, Honig, Rosinen, Kichern und trockenen Feigen sich ein gleiches Lob zu verdienen gewußt hat. Schade, fuhr er fort, indem er sich stellte, als ob er sie zerlege, daß sie ein wenig zu fett ist! Ich rathe Dir, höchstens eine Keule und einen Flügel davon zu essen, damit Du auch für die vielen folgenden Gerichte noch Appetit behälst.

In der That forderte er noch eine Menge Schüsseln, welchen zu Ehren der gefällige Schakabak, während der Hunger ihn fast aufrieb, sich als den unmäßigsten Esser bewies. Am meisten rühmte ihm der Wirth ein mit Pistazien

gefüttertes Lamm. Bey diesem Gericht, sprach er, darfst Du mir nicht so jüngferlich thun, als bey den bisherigen. Du findest es nirgends, als bey mir, und selbst der Kalif hat es nicht auf seiner Tafel. Hier, fuhr er fort, indem er sich stellte, als ob er ihm ein Stück vor den Mund hielte, mache einmal die Probe, und sage mir, ob diese Schüssel nicht eine Göttertafel zu zieren verdiente.

Schakabak öffnete den Mund, und schnappte und schluckte, und biß sich fast die Zähne an dem herrlichen Braten aus, den der freygebige Wirth ihm mit Worten vormahlte.

Sagte ichs nicht gleich, fuhr der Barmezide fort, Du würdest dem Lammfleisch Geschmack abgewinnen?

Ich bin nicht werth, antwortete Schakabak, daß mein Gaumen eine solche Speise kostete. Ueberhaupt solltest Du, mein gütiger Herr! lauter Emire und andere Große, die des Wohllebens gewohnt sind, zuweilen etwa auch einen Kadi, oder einen Finanzminister, oder sonst einen Beamten, nur keinen Poeten, zu Deiner Tafel bitten. Für Meinesgleichen ist der Aufwand, den ich Dich machen sehe, im Ernst ein wenig übertrieben.

Im Gegentheil, versetzte der Barmezide. Ich bin selbst kein Freund des Ueberflusses, und bewirthe Dich bloß mit Alltagskost. Aber dieses Ragout, mein Freund! darf nicht abgetragen werden, ohne daß Du wenigstens einige Bissen davon genießest.

Verzeih mir, mein gütiger Herr! erwiederte Schakabak, zu viel ist ungesund. Ich müßte der ärgste Nimmersatt seyn, wenn ich nur halb

so viel essen wollte, als Du mir zumuthest, und Du wirst mir also erlauben, daß ich mich bey dem Ragout bloß mit dem köstlichen Geruch der mancherley Gewürze begnüge, die kein Koch so künstlich zu mischen gewußt hat, daß keines der Wirkung des andern schadet.

Nun, rief der Barmezide, so tragt ab, Ihr Sclaven, und setzt den Nachtisch auf!

Er wartete, bis die Bedienten ungefähr fertig seyn konnten, und dann nöthigte er seinen Gast von Neuem zum Essen. Diese Mandeln sprach er, sind schön und frisch gepflückt. Laß Dich die harte Schale nicht hindern, die Süßigkeit ihres Kerns zu schmecken.

Beyde knackten etwa ein Dutzend unsichtbare Mandeln auf, und dann ließ sich Schakabak auch noch von seinem Wirth erbitten, die Güte der übrigen, ihm genannten Früchte, Kuchen, Konfituren und eingemachten Sachen der Prüfung seiner Zunge zu unterwerfen.

Zur Verdauung, sprach endlich der Barmezide, laß Dir dieses vortreffliche Magenküchlein dienen.

Der Muskus ist nicht daran gespart, sprach der Gast, indem er sich stellte, als ob er es in den Mund steckte.

Du hast Recht, versetzte der Barmezide. Meine Leute verfertigen diese Küchlein selbst, und was in meinem Hause zubereitet wird, ist noch von keiner vernünftigen Zunge getadelt worden. Aber noch einmal, Freund! Du hast mir nicht die Wahrheit gesagt. Du behauptetest, heute noch Nichts gegessen zu haben, und doch ist es gleichfalls so viel als Nichts, was ich Dich an meinem Tische genießen sah.

Ich kann Dir schwören Herr! antwortete Schakabak, daß mich die Kinnbacken schmerzen, so viele Arbeit hast Du ihnen gegeben.

Nun, mein werther Gast! fing der Wirth an, wenn Du also durchaus Nichts mehr essen willst, so halte Dich desto tapferer beym Trinken. Hoffentlich trinkst Du doch Wein?

Wein? rief Schakabak. Wo denkst Du hin, mein edler Herr? Wie könnte ich Wein trinken? Du weißt ja, daß er im Gesetz verboten ist.

Possen! antwortete der Barmezide. Ein guter Muselmann muß in allen Stücken gewissenhaft seyn, nur nicht im Punct des Weinverbots. Wein, mußt Du wissen, ist ein Getränk, das sich seiner Natur nach gar nicht verbieten läßt.

Ich kann Dir Nichts abschlagen, Herr! erwiederte Schakabak, und wenn Du also darauf bestehst, so will ich zum ersten Mal in meinem Leben einer so oft bezwungenen Neigung folgen. Doch ich besinne mich. Du kennst, Herr! die Tücke des Weins, und weißt, zu welchem Unfug er seine Freunde verleitet. Wie leicht könnte ich in der Trunkenheit den Wohlstand, oder gar die Ehrerbietung gegen Dich verletzen!

Ich will Nichts von Deinen albernen Bedenklichkeiten hören, antwortete der Barmezide. Trinken sollst Du, und zwar Wein, und kein Wasser, wenn wir gute Freunde bleiben sollen.

Der Barmezide goß jetzt unsichtbaren Wein aus einer unsichtbaren Flasche in ein unsichtbares Glas. Er trank zuerst, und reichte dann das wieder eingeschenkte Glas seinem Gast. Dieses volle Glas, sprach er, sollst Du auf

meine Gesundheit leeren, und dann sage mir aufrichtig, wie findest Du meinen Wein?

Schakabak griff nach dem Glase, und weidete zuerst das entzückte Auge an dem strahlenden Golde des köstlichen Safts. Nachdem er ihn noch durch den Geruch, und dann mit den Lippen geprüft hatte, schlürfte er mit langsamen Zügen auf das Wohlergehen des gütigen Wirths. Herr! sprach er endlich nach einer Pause, die so lange dauerte, als man braucht, um einen nicht allzukleinen Pokal nicht allzuschnell auszutrinken, darf Dein Sclave offen mit Dir sprechen? Ich rede zwar nicht gern von Jemand übel, und am wenigsten vom Wein. Aber der Deinige wird mir verzeihen, wenn ich ihm bloß Gerechtigkeit widerfahren lasse, und also auch seine Fehler nicht verschweige. Er besitzt zwar manche feine Tugend, für die er von Freunden und Feinden gepriesen zu werden verdient. Aber er sollte billig von Natur etwas rascher, feuriger und lebhafter seyn, und kurz, seine schwache Seite ist — Schwäche.

Ich erstaune, rief der Barmezide. Sage mir, ich bitte Dich, in welcher Schule hast Du die Weisheit gelernt, mit welcher Du der ersten Weinsorte, die über Deine Zunge kommt, das Urtheil sprichst? Aber, guter Freund! der Wein, dem Du nicht ganz mit Unrecht seinen Mangel an Feuer und Kraft vorwirfst, hat ältere und jüngere Brüder in meinem Keller, die Dir vielleicht mehr Ehrfurcht einflößen werden. Was sagst Du zum Beyspiel gleich von diesem hier, der noch bey weitem keiner der stärksten ist?

Die neue Probe erhielt den unbedingtesten

Beyfall des Gasts, und nachdem er das Scheintrinken, noch einige Mal wiederholt hatte, stellte er sich, als ob der Wein allmählig seine furchtbare Gewalt über sterbliche Köpfe und Füße auch an ihm beweisen wollte, Er taumelte rechts und links. Bald lobte er die Großmuth des Barmeziden, und bald schalt er auf ihn. Zuletzt fiel er ihm um den Hals, und erstickte ihn fast mit Küssen, und da ihn der Barmezide, um sich von den beschwerlichen Liebkosungen zu befreyen, zurückstieß, stellte er sich hoch beleidigt, und berührte mit seiner nervigen Faust den Kopf des gastfreyen Alten so unsanft, daß er plötzlich seinen wohlgepolsterten Sitz auf dem Sopha mit dem harten Lager des Bodens vertauschte.

Der nüchterne Trunkenbold machte Miene, den Scherz zu wiederholen. Aber der Barmezide hielt ihm den Arm, und erhob ein Mordgeschrey.

Der verwünschte Wein! fing Schakabak an, als ob er plötzlich zur Besinnung käme. Ich will doch nicht hoffen, mein gütigster Herr! daß ich auf irgend eine Weise die Ehrerbietung gegen Dich vergaß. Ich weiß selbst nicht, was ich in dem Taumel, der sich plötzlich meiner bemächtigte, vorgenommen haben mag. Aber warum machtest Du es auch nicht, wie so viele der vornehmsten und reichsten Leute, die ihren Gästen wenig zu essen, und noch weniger zu trinken geben? Deinen Wein hättest Du sparen, oder es wenigstens bey Einer Gattung bewenden lassen sollen. Doch Gottlob! daß es noch so gut abgelaufen ist. Wie leicht hätte

ich mich in meinem Zustande an Deiner eigenen, mir heiligen Person vergreifen können!

Bey dieser Rede seines Gasts brach der Barmezide, weit entfernt, unwillig zu seyn, in ein lautes Gelächter aus. Schalk, aller Schälke, sprach er, ich sollte Dich zur Thür hinauswerfen lassen, statt daß ich Dich bey mir behalten will. Aber ich suchte längst einen Haus- und Tischgenossen, der — nicht gerade, wenn er voll süßen Weins ists, sich bey dem Wirthe mit Faustschlägen bedankt, aber doch, wenn es mir einfällt, ein kleines Possenspiel aus dem Stegreife aufzuführen, Witz und Gefälligkeit genug hat, eine Rolle darinn zu übernehmen. Aber, fuhr er fort, eine Mahlzeit in Gedanken, ist nur dann erträglich wenn sie einer wirklichen Platz macht, und ich hoffe, Du sollst mit der sichtbaren Bedienung in meinem Hause wenn nicht besser, doch wenigstens eben so wohl zufrieden seyn, als mit der unsichtbaren.

Bey diesen Worten klatschte der Barmezide in die Hände. Zehn Diener erschienen auf einmal, und im Augenblick dufteten auf der Tafel alle Gerichte, mit welchen bisher der Muthwille des Wirths die Einbildung des Gasts geneckt hatte.

Nach geendigter Mahlzeit brachte man den Wein. Laß Dir nicht bange seyn vor diesen Flaschen! sprach der Barmezide zu seinem Gast. Sie sind bloß für mich bestimmt, und Dir will ich dießmal nicht wehren, bey Deinem gewöhnlichen Getränke zu bleiben. Ich habe gesehen,

daß Du den Wein nicht mit Unrecht verabscheust. Er bekommt Dir nicht gut, und macht zum Ueberfluß Andern Deine Nachbarschaft gefährlich.

Herr! versetzte Schakabak, erlaube mir einen Unterschied zwischen Deinem vorigen und Deinem jetzigen Wein zu machen. Von jenem, der war und nicht mehr ist, läßt sich in der That Nichts sagen, als daß der Himmel jeden durstigen Muselmann vor ihm bewahren möge. Er hatte, beym Bart des Propheten! vom Wein gar Nichts, als den Namen. Aber dieser? O! schon sein bloßer Anblick ist mir Bürge, daß nicht die geringste Falschheit, noch sonst eine böse Tücke, sondern lauter Lust und Fröhlichkeit in ihm steckt, und Du wirst sehen, mein gütiger Herr! daß wenn ich auch ein Dutzend Flaschen leere, ich doch so fromm bleibe, als ein Lamm.

Vortrefflich! sprach der Barmezide, indem er seinem Gast eigenhändig einen mächtigen Pokal füllte. Ich glaube Deinen Worten um so lieber, da ich bereits besorgte, ich würde Deine Gesellschaft gerade zur Zeit entbehren müssen, während welcher man am liebsten Gesellschaft hat.

Während Schakabak und sein Wohlthäter sich in die Wette beeiferten, den Mundschenken in seiner Pflicht zu üben, war ein Chor reitzender und reich gekleideter Sclavinnen geschäftig, Ohr und Auge durch Musik, durch Gesang und Tänze zn ergetzen.

Der Barmezide, der immer mehr Wohlgefallen an der Unterhaltung seines Gasts fand, beschenkte ihn beym Abschiede mit einem prächtigen Feyerkleide, und vertraute ihm in Kurzem die Aufsicht über sein Haus, und überhaupt seine ganze Geschäftsführung an.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

5

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weisser, Friedrich Christoph,

Friedrich Weissers neue Sammlung auserlesener prosaischer Schriften

Bd.: 2

Augsburg [u.a.] (1827)

Opp. 577 p-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604764-7